Treu und brav.

Roman

aus dem bürgerlichen Leben

von

H. E. R. Velani.

Erschienen im Jubeljahre des fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerlebens des Verfassers.

Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1851.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/treuundbravroman01bela

RBR
Jantz
#1274

Dank im Jubeljahr.

Mit Dank erfüllter Seele stehe ich im Jubeljahre meines fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerlebens vor der langen Reihe meiner erzählenden Schriften.

Meine in den Jahren 1826 bis 1851 einschließlich bei verschiedenen Verlegern, unter verschiedenen Pseudonamen, als: H. E. R. Belani, Mandien, Niemand und C. Niedtmann erschienenen Romane und Novellen bilden 59 Werke in 120 Bänden.

Vor Allem beuge ich meine Knie im heißesten Dankgebet vor dem ewigen Geber alles Guten, der mir für diese Schöpfungen der Phantasie unter mancherlei Bedrängnissen eines wechselvollen Lebens eine geistige Kraft gewährt hat, die länger andauerte., als die der berühmtesten Novellisten der neuern und ältern Zeit.

Daß in einer so langen Reihe von Jahren eine so große Anzahl von Unterhaltungsschriften aus meiner

Feder erscheinen konnten, darf als Beweis einer ausgebreiteten und anhaltend-nachsichtsvollen Theilnahme der Lesewelt an diesen Kindern meiner Phantasie gelten, denn ohne diese Theilnahme würde ich längst schon keinen Verleger mehr dafür gefunden haben.

Daher auch Dank meinen Lesern für ihr freundliches Wohlwollen und Dank den achtbaren Verlegern meiner Schriften für ihre beharrliche Ausdauer in guten und bösen Zeiten.

Vor Allem aber Dank meinem braven ersten Verleger, dem Buchhändler G. C. E. Meyer in Braunschweig, der im Jahre 1826 die ersten meiner Romane und Novellen unter meinem Schriftstellernamen H. E. R. Belani in die Oeffentlichkeit einführte. Dank aber auch, den innigsten Dank meinem letzten jetzigen Verleger und werthen Freunde, dem Verlagsbuchhändler C. L. Fritzsche in Leipzig, bei dem seit 1841 mit Einschluß des Buchs, dem ich diesen Dank mit auf den Weg gebe, 14 Werke in 31 Bänden erschienen sind. Dieser thätige Verleger hat in den Jahren der politischen Bewegung, als das Interesse an den Phantasieschöpfungen dem größern an den weltgeschichtlichen Ereignissen weichen mußte, selbst mit Opfern, treu zu mir gehalten und mir dadurch das Beschreiten meines fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerjubiläums möglich gemacht.

Nachdem ich damit den Pflichten des herzinnigsten Dankes gegen Gott, gegen meine Leser und gegen meine Verleger genügt habe, dürfte es hier der Ort sein noch einige Bemerkungen über meine pseudonyme Schriftstellerei und über die leitenden Gedanken bei der Schöpfung meiner Romane und Novellen hinzuzufügen.

Daß ich meinen Familiennamen „Häberlin" nicht als Vertreter meiner novellistischen Arbeiten der Kritik preisgeben wollte, lag in dem Umstande begründet, daß damals Romanschriftstellerei nicht so geachtet wurde, um es nicht als eine Verletzung der Pietät gegen berühmte Vorfahren gelten zu lassen, wenn ich ihren in der gelehrten Welt bekannten Namen meinen leicht hinflatternden Phantasiegebilden versetzte. Ich wählte daher als meinen Schriftstellernamen ein Anagramm meines Familiennamens: „H. E. R. Belani" unter welchem bei weitem die Mehrzahl meiner Romane und Novellen erschienen sind. — Aber es gab in meinem Schriftstellerleben eine Zeit, wo das Wogen und Drängen einer stets regen und übersprudelnden Phantasie mich zu einer so raschen Production hindrängte, daß ich fürchten mußte, den literarischen Markt mit Erzeugnissen unter dem Namen Belani zu überfüllen. Unter diesen Umständen nahm ich das Erbieten eines in anderer Richtung nicht talentlosen jungen Freundes, des längst verstorbenen Buchhändlers C. Riedtmann an, einige meiner Schriften mit seinem Namen und den Anagrammen desselben: Mandien und Niemand erscheinen zu lassen. Ich

behielt mir indeß vor, dereinst meine Autorschaft zu reclamiren, und da nach seinem Tode ohne meine Mitwirkung das Geheimniß an den Tag kam, so trug ich kein Bedenken mehr mit der ohne Widerspruch gebliebenen Erklärung, daß diese Schriften von mir verfaßt seien, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Da ich ohnehin Beweise dieser meiner Autorschaft vorliegen habe, so fühle ich mich ebenso berechtigt als verpflichtet, in dem am Schlusse dieses Werkes beigefügten vollständigen Verzeichniß meiner Schriften auch die unter den letztgedachten Namen erschienenen Schriften, als von mir verfaßt mit aufzunehmen. In einer Gesammtausgabe, die jetzt vorbereitet wird, werden sie daher auch unter meinem bekannten Schriftstellernamen: „H. C. R. Belani" mit erscheinen.

Die Mehrzahl meiner Romane bilden die historischen und ethnographischen Romane. Bei der Conception derselben wich ich in sofern ab von der bisher üblichen Behandlung solcher Romane, daß die Geschichte und Volks-, Sitten- und Länderschilderung bei mir nicht den Hintergrund bildeten zu einem freien Phantasiegemälde; sondern den eigentlichen Vorwurf und Kern des Romans. Ich wählte jedesmal einen solchen Stoff aus der Specialgeschichte eines Landes, der, wenn er mit der Lebendigkeit des Romans zur Anschauung gebracht wurde, ohne weitere Zuthat einen von der Geschichte selbst gespielten Roman bildete. Die hinzugedichteten Phantasiegebilde eines solchen Romans galten

mir nicht mehr wie dem Maler auf einem Landschaftsgemälde die Staffage an Menschen und Thieren. Und damit erreichte ich denn den populären und gemeinnützigen Zweck meiner historischen Romane: Geschichtskenntniß in Kreisen zu verbreiten, die in der Regel der ernsten Belehrung nicht zugänglich sind. Und diesem Umstand glaube ich in der That einen Theil der Popularität meiner Schriften verdanken zu müssen; denn es ist Thatsache, daß selbst meine ältern historischen Romane noch sehr viel gelesen werden.

Ein mir eigenthümlich angehöriges Genre von historischen Romanen bilden die von mir sogenannten „Lebensromane" — das sind Biographien historisch-denkwürdiger Personen im Gewande des Romans, die jedoch nur eine geringe Dosis romanhafter Zugabe erhalten haben, weil ihr bewegtes Leben, treu erzählt, schon an sich selbst den Roman bilden.

So führten meine historischen Romane und Novellen den Leser durch die Specialgeschichte von Portugal, Spanien, Frankreich, die Schweiz, Italien, Deutschland, Ungarn, Polen, die Türkei, Algier, Südamerika und Texas. In diesen Kreisen brachten meine Lebensromane ganz oder zum Theil die Biographien von „Alphonso dem Heiligen," „Ines da Castro," „Carvalho" (Premierminister), „Dom Joao," „Dom Miguel" und „Dom Pedro" in Portugal; dann aus Spanien:

„Ferdinand VII.," „Don Carlos" (der Prätendent), „Zumalacarregui," „Cabrera" und A.; ferner aus Frankreich: der „Connetable von Bourbon," „Franz I.," „Marie Antoinette" und „Ludwig XVI.," die Kaiserin „Josephine," die „Herzogin von Berry;" dann aus Italien: „Otto der Tarentiner," „Johanna I.," „Königin Caroline," „Cardinal Ruffo;" Aus Ungarn: „Königin Elisabeth;" aus Rußland: „der falsche Demetrius" (Dimitrij); aus Deutschland: „Heinrich der Löwe," „August der Starke," „Gräfin Orzelska," „Georg von Frundsberg," „Ulrich von Hutten," „Dr. Martin Luther;" aus Amerika: „Bolivar", u. a. m.

Wenn der Romanschriftsteller, um nicht zu veralten, mit seiner Zeit gehen muß, so ließ es sich nicht vermeiden auch sociale und politische Fragen in das Gebiet des Romans zu ziehen. Niemals aber hat sich der Verfasser, selbst nicht durch die stürmischen Bewegungen des Jahres 1848 verleiten lassen, den excentrischen Gesinnungen der Demokratie, des Communismus und Socialismus, der rothen Republik und Anarchie auf der einen Seite; sowie auf der andern: der Reaction, dem Absolutismus, der Büreaukratie und des blasionirten Junkerthums das Wort zu reden. Diese verwerflichen Extreme in den Bewegungen des Zeitgeistes hat er stets mit jener scharfen Lauge der Satyre gewaschen, die schon in der rücksichtslosen Blosstellung ihrer theils auf Umsturz des Bestehenden, theils in Rück-

kehr zu dem Veralteten und Abgestorbenen, gerichteten Bestrebungen liegt. Da es hier galt in den schärfsten Contrasten die Extreme einander gegenüber zu stellen, so konnte es nicht vermieden werden, Züge aus dem Leben aufzugreifen, die schon darum nicht den Charakter der Persönlichkeit tragen können, weil diese scharfen Pinselstriche nur rein objectiv einer verwerflichen Parteirichtung unsrer Zeit galten. Seiner tiefsten Gesinnung nach constitutionell-conservativ und den gereiften Ideen der Humanität und fortschreitenden Bildung angehörig, durchdrungen von Hochachtung für wahrhaft achtbare Monarchen erstrebte der Verfasser durch seine politischen und socialen Romane in seinen weiten Leserkreisen Achtung vor gesetzlicher Freiheit, Ordnung und Fortschritt zu verbreiten und glaubt von dieser Seite, wenn auch von extremen Parteien angefeindet, doch dem vernünftigen und besonnenen Leser gegenüber vorwurfsfrei dazustehen.

Diese Gesinnungen bethätigend, gebe ich gleichsam als Jubelschrift einen an sich unbedeutenden Roman, der aber dadurch Bedeutung gewinnt, daß er sich bemüht, den loyalen Gesinnungen eines ehrlichen Bürgerstandes im Volksleben Anerkennung zu gewinnen.

So gab ich denn im Vorstehenden mein erstes und letztes Wort über Umfang und Geist meiner Schriften und so habe ich denn am Schlusse dieser meiner Danksagung nur noch die Bitte an meine nachsichtsvollen Leser hinzuzufügen, daß Sie mir Ihre gütige Theil-

nahme erhalten wollen, so lange Gott mir noch die Geisteskraft erhält, um dieser Theilnahme durch meine erzählenden Dichtungen im Gebiet der Phantasie würdig zu bleiben.

Geschrieben im Jubeljahre meines fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerlebens. Potsdam 1851.

C. L. Haeberlin,
(Pseudonymus: H. E. R. Belani).

Erstes Kapitel.

Fängt vor Adam an und hört mit der Geburt des Helden dieses Romans auf.

1.

Frau Matthießen war also nun Wittwe.

Meister Matthießen, ein ehrsamer, mäßig wohlhabender Tischlermeister, war damit Meister Matthießen Seliger geworden. Die gehörigen Thränen hatte ihm die brave Frau Wittwe Matthießen nachgeweint; die guten Nachbarinnen und Gevatterinnen hatten ihr dabei redlich beigestanden und durch viele Uebung im Condoliren es dahin gebracht, daß ihnen die dicken Thränenperlen über die gefurchten Wangen liefen, während sie sich in ihrem Kummer am Ehren- und Begräbnißtage des seligen Meisters den Leichenkuchen und Cichorienkaffee gar nicht übel schmecken ließen.

Dem seligen Meister und Bürger hatte auch die ehrsame Wittwe die letzte Ehre in vollkommenem Maße

angethan. Von diesem Prunk des Leichenconducts sprach noch lange das ganze Städtchen, worin der wackere Handwerker gelebt hatte. Das ganze Gewerk war ihm gefolgt mit umflorten Hüten, Marschallsstäben, Gewerksfahne und großen Zinnpokalen mit angehängten Ehrenmedaillen. Die ganze Schule, den hagern, storchbeinigen Rector an der Spitze, folgte und schrie aus Leibeskräften den Gesang: „Wie sie so sanft ruhen;" junge Gesellen trugen den Sarg auf den Schultern, die Gilde hatte ihr großes, mit dem goldnen Kreuz geschmücktes schwarzes Sammtlaken als Decke des kostbaren gekehlten und polirten Sarges, der allein seine 40 Pfund mit allen daran befestigten Griffen und Zierschildern gekostet hatte, dazu hergeliehen.

Noch mehr: in der großen, auf Riemen schwankenden Rathskutsche saßen im schwarzen Ornat, mit der weißgepuderten Perücke auf dem ehrwürdigen Haupte, der Bürgermeister Lobesan, an seiner Seite, im Chorrock mit weißem Rundkragen der ebenfalls perückte Pastor Primarius Paucker; Beide hatten auf ihren stattlichen Pfründen sich gemüthliche Rundbäuchlein angelegt, und da sie sich auf dem Leichenschmause weidlich bene gethan hatten, so schauten sie ganz vergnüglich auf den Sarg des ehrsamen Meisters Seliger, dem sie die Ehre anthaten, als Hauptehonorationen der Stadt zunächst zu folgen. Dazu läuteten alle Glocken, das große Geläut

aber kostete allein zwanzig Thaler an den Kirchenfäckel und voran bliesen der Stadtpfeifer und seine Gesellen und Lehrjungen mit vollen Backen ihren ganz lustigen Trauermarsch, ohne sich eben viel an die Choräle zu kehren, welche hinter ihnen die Schuljugend schrie.

Man sieht, es fehlte an Spektakel und Aufwand nicht, und die ganze Bevölkerung, Alt und Jung, besonders viel Weiber und Kinder, die an beiden Seiten mitzogen, sprachen einander zu mit hoher Befriedigung: „Das ist eine schöne Leiche, eine schöne Leiche!“

Doch nun zurück zu der ehrsamen Meistersfrau. Sie war nicht mehr jung, aber doch noch ziemlich rund und wohlbeleibt und für eine Fünfzigerin hatte sie noch ganz mäßige Krähenfüße in den Augenwinkeln, auch hatte der ziemlich ansehnliche Mund nur wenige Zahnlücken, so daß nichts sie hinderte ihren Schmerz zu verbeißen, indem sie dem übriggebliebenen Braten und Kuchen die Ehre anthat, ihn zu vertilgen. Zwei Gevatterinnen, ehrsame Nachbarfrauen, halfen ihr dabei nach besten Kräften und die Zeit, welche das Kauen und Schlucken der lieben Gottesgaben übrig ließ, verbrachten sie mit vielem Lobqualm, den sie dem Wohlseligen nachsandten.

Nachdem die Tabaksdose umgegangen war, wurde dieses liebevolle Kleeblatt offenherziger gegeneinander.

Sie waren ja unter sechs Augen und wenn auch jede dieser Vertrauten vielleicht noch zwanzig andre Vertraute hatte, nun, was war es mehr, als daß noch sechszig vertraute Plaudermäuler mit 120 Augen dazu kamen, die bald um das Geheimniß wissen sollten, das hier im engsten Vertrauen und nach angelobter Verschwiegenheit verhandelt wurde.

Aber ehe sich ein großes Geheimniß vom Herzen losringt, bedarf es doch noch einiger Vorbereitungen. Zuerst bekam die zahnlose Waschfrau, die als Mietherin die Hinterstube des Matthieß'schen Hauses bewohnte, ihr verdammtes Zahnweh, dann die gelbhäutige Frau Thoraccisesschreiberin und endlich auch vermöge der Sympathie, die unter diesen drei Frauen herrschte, die ehrsame Meisterswittwe. Diese aber verstand sich auf solche Zahnschmerzen, sie schlug vor als ein probates Mittel dagegen, eine Pfeife Tabak zu rauchen, ein Vorschlag, der bei den verständigen Hausfrauen auch gebührende Anerkennung fand. Nun wurde die schwere eichene Stubenthür des alterthümlichen Hauses mit dem altdeutschen Riesenschloß zugeschlossen und die noch übriggebliebenen, langen weißen Leichenpfeifen, so viel davon in der ehrbaren Heiterkeit des Trauermahls noch nicht zerbrochen waren, wurden zur Hand genommen, dazu der Zinnteller mit kleingeschnittenem Tabak, ohne Zweifel ächter Landkanaster, wovon damal dreimal um den

Leib gewickelt für drei Dreier verkauft wurde. Mit vielem Geschick stopften die Frauen die sorgfältig leer geklopften Pfeifen und saßen bald gerüstet zu einem Gespräch auf Leben und Tod, wenn es sein mußte, ganz gemüthlich um den Kaffeetisch herum, wo der braune Cichorienkaffee mit bläulicher Milchsahne und Zuckerkand zur stattlichen Erholung einluden.

Nun aber war das Mühlwerk der ehrsamen Kaffeeschwestern angelassen. Vieles war schon durcheinander geredet worden, bis endlich die Gevatterin Thoraceiseschreiberin sagte: „Nun aber, Frau Gevatterin Matthießen, haben wir genug geweint. So lange wir allein sind, brauchen wir zu Ehren des Meisters seliger keinen Staat mehr mit Heulen und Zähneklappen zu machen und ein gutes Wort findet wieder guten Ort.

„So ist es, Frau Gevatterin. Den Seligen werden sie nun zugeschaufelt haben. Der liebe Gott gebe ihm eine ewige Ruhestätte. Mit tausend Thränen wird man ihn nicht wieder in's Leben bringen. Darum trösten Sie sich, Gevatterin Matthießen. Mit dem Einen ist ja das ganze Mannsvolk noch nicht ausgestorben."

„Ach, reden Sie nicht davon. Mein getreues Herz hängt noch am Seligen, wie angeleimt. Ich werde ihm ein schönes Epitaphium setzen lassen und den Herr Cantor habe ich beauftragt, ihm für einen Thaler ein Carmen, als Nachruf im Wochenblatt zu

schreiben und die Todesanzeige so rührend zu machen, daß die Pflastersteine auf den Straßen Thränen der Rührung vergießen müssen."

„Sie haben doch nicht vergessen, Frau Gevatterin, wegen Fortsetzung des Geschäfts?" sprach die Waschfrau.

„Gott behüte! an sich selbst denkt der Mensch zuerst, und so wird denn im Wochenblatt, gleich hinter der rührenden Todesanzeige zu lesen sein: Das Geschäft wird die trauernde Wittwe fortsetzen und empfiehlt sich einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum mit Tischlerarbeiten aller Art, Poliren und Stuhlflechten. Sie wird durch gute Leute und geschickte Arbeiter dafür sorgen, daß der Ruf ihres Mannes seliger in Ehren gehalten werde und stellt dabei spottbillige Preise."

„Gut speculirt, Frau Meisterin. Wenn Mitleid und Vortheil der Kunden und Wehmuth und Speculation der Wittwe Hand in Hand gehen, so wird es auch an klingendem Segen nicht fehlen." So die Thoraceiseschreiberin.

Die brave Waschfrau aber rückte der Hauptsache näher. Nach einigen schnellen und starken Zügen, die ihre weiße Thonpfeife in Gluth setzten, fuhr sie fort:

„Aber Sie werden einen guten Werkführer haben müssen, Meisterin."

„Habe auch schon daran gedacht. Der Fleißigste

und Geschickteste in meiner Werkstatt ist der junge Adam Hobelmann."

„Ein lieber Mensch, Frau Gevatterin, kaum halb so alt wie Sie, liebe Meisterin," sprach die Thoracciseschreiberin.

Die Meisterin aber nickte mit dem Kopfe, setzte die Pfeife vom Munde ab, so daß diese fast ausgegangen wäre und sprach:

„Was soll's dabei mit der Jugend und der Liebe? vom Geschäft ist die Rede."

„Ganz recht, Gevatterin, aber gerade das Geschäft ist von der Art, daß es sich ohne Liebe nicht abmachen läßt. Ein Werkführer muß Interesse haben am Geschäft, das er führen soll, sonst geht's nicht vorwärts damit." So die Thoracciseschreiberin. Die Waschfrau aber nahm ihr das Wort vom Munde weg und sagte:

„Als Compagnon ihn anzunehmen, wird zu kostbar. Den Compagnon muß man bezahlen, sei es durch Lohn, oder sei's durch Antheil am Gewinn; aber der Mann im Geschäft muß sich selbst ernähren."

„Ihr meint doch nicht etwa . . . . .

„Ja, wir meinen, wenn's Geschäft nicht schief gewickelt gehen soll, so müßt Ihr den Adam Hobelmann heirathen."

„Ja, heirathen, heirathen, Frau Gevatterin, freue mich schon auf die Hochzeit!"

„I nun! wenn es sonst Gottes Wille wäre; der junge Mensch ist nicht übel!“

„Ließe sich lenken wie ein Kind,“ sprach die Wäscherin, „und mit dem Pantoffel regieren, wie ein Pferd mit dem Zügel.“

„Wenn er nur nicht schon eine Liebste hätte, unsere Käthe, die dicke Köchin, schon seit zwei Jahren.“

„Muß er abschaffen, abschaffen!“

„Wird fortgejagt, Knall und Fall aus dem Dienst gejagt!“

„Aber was soll das arme Mädchen anfangen?“

„Kann sich einen Schustergesellen oder Soldaten auf Urlaub anschnallen; giebt noch Mannsleute genug in der Welt.“

„Und einen Dienst bekommt sie auch bald wieder, mit so starken Knochen, wie diese Person hat.“

„Nun, wenn ich auch nicht abgeneigt wäre, ich kann's doch dem jungen Menschen nicht selbst antragen, daß er mich heirathen soll.“

„Das laßt unsere Sorge sein, Gevatterin.“

„Ja, wir Beide wollen ihn schon breit schlagen, Frau Meisterin.“

„Na, in Gottes Namen denn.“

Jetzt kamen die schwarzbemäntelten Männer mit den spitzen dreieckigen Hüten vom Leichenconduct zurück und der Leichenschmaus ging auf's Neue los. Nun

wurde auch der Gesell Adam Hobelmann eingeladen. Dieser aber ließ zurücksagen, er habe den seligen Meister lieb gehabt und könne sich nicht entschließen seine Haut noch mit zu verzehren.

Mit einer Thräne im Auge gab er seiner dicken Käthe in der Küche noch einen recht herzhaften Kuß und ging dann auf die Herberge, um mit den Altgesellen ein paar Schnäpse auf die Gesundheit des wohlseligen Meisters zu trinken.

2.

Aber die zweiundsechszig Vertrauten des Geheimnisses der Frau Meisterin hatten schnell genug das Räderwerk ihrer Plaudermühlen in Bewegung gesetzt, und noch war es nicht Abend desselben Tages, an welchem der redliche Meister und Bürger Herr Matthießen beerdigt worden war, als es schon die ganze Stadt wußte.

Der dreiundzwanzigjährige, hübsche und bescheidne Tischlergesell Adam Hobelmann war nicht der Letzte, der von neidischen und hämischen Kameraden auf der Herberge von diesem ihm bevorstehenden Glück unterrichtet worden war.

Sein gutes Herz spielte ihm anfangs den Streich, daß er ausrief: „Beim heiligen Crispinus und wenn mir die Meisterin bei den Haaren zu dem Altar schleppt, ich thu's doch nicht, bleibe meiner Käthe treu, so lange

bis ich auf die Wanderschaft gehe und dann wie ein braver Tischlergesell denke:

Ade, ade! Herzliebste mein,
Es soll und muß geschieden sein;
Dem Wanderbursch ein ander Städtchen,
Bringt allemal ein ander Mädchen! —

Und er zerrieb sich mit dem rauhen Rockärmel eine quellende Thräne in dem treuen, dunklen Auge und wollte gehen, der Meisterin, die nach seiner Treue die Angel geworfen hatte, Feierabend zu bieten.

Um dazu die nöthige Courage zu gewinnen, trank er noch rasch hintereinander ein Paar Glas Kümmel, griff dann nach seiner großen Tellermütze von abgeschabtem und fleckigem blaugrauen Tuch und bot dem Herbergsvater und seinen Genossen, woraus die böse Studentenwelt das Wort: „Knoten" gemacht hat, einen guten Abend, indem er allen nacheinander die Hand reichte.

Da aber nahm ihn der Herbergsvater, der ein verständiger Mann und mit seiner blanken Weste, von schwarzem Calmank über den Rundbauch, der blauen Leinenschürze, den weißen Hemdärmeln und der spitzen baumwollenen Zipfelmütze, bei einem vollen, großen und hängewangigen gerötheten Gesicht, eine ganz stattliche und von der ganzen Gewerkschaft geachtete Persönlichkeit war, bei der Hand und führte ihn hinter den Schenktisch in den halbdunklen Alkoven, wo das Bierfaß lag, wo Würste und

Schinken am Balken hingen und das zweispännige große Ehebett stand und die Kinderwiege daneben.

Da sprach der Herbergsvater vertraulich, indem er dem Gesellen fast einen Knopf von dem langen blauen Tuchoberrock abdrehte:

„Höre Adam, Du bist noch ein dummer Junge und mußt auf guten Rath hören von klugen Leuten, die es gut mit Dir meinen."

„Ja, Herbergsvater, recht habt Ihr, das muß wahr sein und habt Ihr guten Rath für mich, laßt hören, werde ja sehen, was sich thun läßt!"

„Denkst Du denn wirklich einmal Deine Käthe zu freien, Adam?"

„Na, der Mensch denkt's und Gott lenkt's."

„Narr, als Geselle kannst Du sie doch nicht nehmen."

„Ne, Vater, dieses weniger."

„Und Meister werden, daran ist doch gar nicht zu denken. Du ein Fremder, kein Bürgers- und Meisterssohn, das ließen ja hohe Obrigkeit und löbliche Gilde nun und nimmermehr zu."

„Freilich, freilich, Altvater, dumm Ding das," sprach Adam und schob damit, indem er sich im vollen dunkelbraunen Haar krauete, die Mütze von einem Ohr auf's andere.

„Und gingst Du auch unter's Volk und würdest so ein neun bis achtzehn Jahr Soldat und erhieltest

dann vom Landesherrn aus Gnaden und Commiseration den Freimeisterbrief. Na, was könnt's Dir helfen und Deiner Käthe, Beide ohne einen rothen Heller in der Tasche; wovon den Bürgerbrief und das Meisterwerden bezahlen? He! Das kostet heillose Gelder; wovon Holz und Werkzeug anschaffen, woher Kunden in der Stadt bekommen, wenn man Fremder ist, sei's auch vom nächsten Dorfe; wovon Jahrelang Credit geben oder Bauarbeit auf Hypothek anschreiben lassen? He, Mosjeh!"

„Es ist Alles wahr, Herbergsvater, seh's schon kommen, mit der Käthe, das wird eine Liebe ohne Ende, wenn nicht einmal Ueberdruß, Veränderlichkeit des Weibervolkes, oder Wanderschaft ein Ende davon macht."

„Ganz recht, Adam, ihr nehmt guten Rath an, werdet aus einem dummen Jungen ein kluger Mensch, aus einem Hungergesellen ein wohlhabender Meister, aus einem Fremden ein ehrsamer Stadtbürger."

„Mag wohl angehen, Herbergsvater. So dumm wie Ihr ausseht, seid Ihr nicht. Die Meisterin hat zwar Fleisch und Fett genug, aber es ist doch ein altes Gerümpel und zänkisch wie Teufels Großmama, und könnte dreimal meine Mutter sein. Heirathen? brrr!"

„Was ist's denn weiter, Menschenkind. Mußt ihr mal einen ehrlichen Kuß geben, thu's im Dunkeln und kneif' die Augen zu. Denk an Deine Käthe dabei,

und schüttle Dir die Gänsehaut ab, die Dir ihre Caressen bringen.“

„Hu, schauderhaft!“

„Aber nicht schauderhaft, wenn Dir die Altmeister vom Gewerk, als Freier einer Meisterswittwe, den Gildebrief bringen, wenn hohe Obrigkeit Dir den Bürgerbrief mit dem großen Insiegel schickt, wenn Deine jetzigen Mitgesellen und selbst der hochmüthige Altgesell vor Dir als Jungmeister respectvoll den Hut ziehen und Du mit dem Strauß vor der Brust vom Stadtpfeifer als Bräutigam zur Kirche geblasen wirst, und das Alles Dir keinen Groschen kostet; denn Alles bezahlt die Frau Meisterin, Deine Zukünftige.“

„Mit ihrem alten Fell,“ ergänzte Adam, „ich danke Euch, Herbergsvater, für's Gutmeinen; aber soll mich Pech und Schwefel an Leib und Seele verbrennen, wenn ich diesem alten garstigen Register für einen Meisterbrief meine schöne Jugend verkaufe.“

„Beschlaf's, Adam, Vernunft kommt über Nacht und dann bedenke, wenn Du es klug anfängst und einen dicken Pelz machst, so ist so ein zänkischer Racker bald todt geärgert; dann nimmst Du Dir eine Junge, Deine Käthe, und lebst herrlich und in Freuden, bis an der Tage seliges Ende.“

„Herbergsvater, das sind schlechte, unchristliche Gedanken; Gott würde mich dafür strafen und so ein altes

Gerümpel ärgerte einen jungen Kerl zehnmal eher todt, als dieser es. Also malt mir den Teufel nicht an die Wand, kommt er mir von selbst in die Gedanken, schlimm genug!“

Er ging, aber wie ein Mühlrad ging's ihm im Kopfe herum: „Meisterwerden, Meisterwerden!“

Schon war es dunkel und still auf der Straße. Die Bürgerglocke hatte schon zehn Uhr geschlagen. Die Hausthüren hatten geknarrt, die Bürger waren zu Hause, zum Theil mit Schelten von polternden Hausfrauen empfangen. Aber vor der Hausthür der Frau Meisterin, Wittwe Matthießen stand noch die treue Käthe, in die Ecke an der Thürpfoste gelehnt. Das tüchtige, fleißige Mädchen hätte nicht ruhig schlafen können, wäre ihr nicht noch von ihrem Adam ein recht herzhafter Gute-Nachtkuß zu Theil geworden. Das war sie einmal so gewohnt und sie säumte nicht aufzupassen, bis ihr Liebster Abends aus der Herberge heimkehrte.

Dieser aber war so versunken in seine Gedanken, daß er die Anwesenheit der Käthe nicht eher bemerkte, als bis sie ihn mit ihren vollen, runden, fleischrothen Armen umschlungen und ihm mit den breiten Lippen einen schallenden Kuß auf die seinigen abgeklatscht hatte.

Da sprach er seufzend: „Arme Käthe!“

Aber die Käthe hatte auch schon von dem Stadtgespräch gehört. Sie sagte ihm ehrlich und rund heraus:

„Ich weiß schon, die Meisterin will Dich und Du wärest dumm und albern, wenn Du nicht zuklapptest.“

„Auch Du, Käthe?“

„Nanu, ich erst recht, hat Dich doch kein Menschenkind so lieb, Herz-Adam, als Deine Käthe, lieber noch als sich selbst und sie müßte ja ein wahrer Heuochse sein, wenn sie Dein Glück nicht dem ihrigen vorziehen sollte. Ja, es ist wahr, wir Beide sind Brautleute, vor Gott auch wohl noch mehr, aber was kann's helfen? Quärgelei, Zieherei, sonst nichts! Du wirst alt und kriegst kein Brod, ich werde alt und kalt und werde mein Leb'stage nicht geheirathet; darum, Adam, wird es besser sein, wir machen ein Ende damit, einmal muß es doch aus sein, alte Liebe wird kalte Liebe, die Jugendzeit geht hin und wir haben nichts im Sack, als Sparpfennige für's Alter. Darum, Adam, klapp zu, wenn Dir die Meisterin ihre breite Patschhand bietet. Kannst doch im Leben kein besseres Glück machen; für mich wird der liebe Gott auch schon sorgen. Es giebt ja noch mehrere brave Männer in der Welt, die ein fleißiges und rühriges Weib als Hausfrau gebrauchen können. Na, wie Gott will. Todgrämen wollen wir uns darüber noch nicht. Nun, gute Nacht, Adam, beschlaf's, und gieb mir morgen Nachricht von Deinem Beschluß, damit ich mich in Zeiten darauf einrichten kann.“

Adam schlief seinen guten gesunden Schlaf; als aber

der andere Morgen kam, war ihm guter Rath doch im Schlaf gekommen. Und als in der Feierstunde des Morgens, während die Gesellen frühstückten und die Schnapsflasche freundlich in der Runde ging, die beiden Frau Nachbarinnen und Gevatterinnen, Thoraceisenschreiberin und Wäscherin ihn durch die Käthe in die große Familienstube hatten rufen lassen, da ging es los, wie die Käthe sagte, und die Weiber setzten dem ehrbaren Gesellen so lange zu mit Vorstellungen von dem glänzenden Glück, das er machen würde, und malten ihm den ganzen Himmel so voll Geigen und Schalmeien, daß der arg in die Enge getriebene Adam endlich sagte: „Na, meinetwegen, wer weiß, wozu es gut ist; der Mensch soll seinem Glücke nicht im Lichte stehen."

Da wurde die Meisterin gerufen und die Verlobung sogleich im Stillen gefeiert. Das geschah innerhalb zwanzig Stunden nach der Beerdigung des seligen Meisters, dessen Stelle nun der eben nichts weniger als glückselige junge Geselle einnehmen sollte.

Aber die runde vollwüchsige Braut, in schwarze Trauer gekleidet, sagte, das müsse Anstandshalber noch ein Geheimniß bleiben, bis die sechswöchentliche Trauerzeit am Ende sei, und dann könne die Hochzeit erst nach Ablauf des Wittwenjahres gefeiert werden. Dann aber solle es hoch hergehen, wie im Städtchen noch nie dagewesen sei, und der letzte Rest von Trauer solle als-

dann vertanzt und in Punsch verjubelt werden. Bis dahin aber solle Adam als Werkführer sich des Geschäfts redlich annehmen. Es sei ja nur sein eigener Vortheil, wenn es damit gut gehe. Nur das Eine behalte sie sich vor: das Regiment über die Kasse. Er solle sein Tabaks- und Taschengeld haben, wie es reputirlich sei, damit er als Werkmeister ihr, der Meisterin, Ehre machen könne; dann für den Meister- und Bürgerbrief solle auch schon gesorgt werden, neuen Rock und Hose und rothe Weste zum Sonntagsstaat könne er vom seligen Herrn nehmen und sich etwas einnähen lassen, so würde es auch auf seine schlanken Glieder passen, den neuen Hut des seligen Meisters dazu, dann aber werde es im ganzen Städtchen keinen stattlichern Tischlergesellen geben, als den angehenden Meister Adam Hobelmann.

Dieser aber war damit zufrieden. Die Käthe wurde freundlich entlassen und erhielt durch Vermittelung der beiden Gevatterinnen einen guten Dienst bei einem ältlichen Wittmann und daraus wurde denn nach Jahr und Tag ein Paar.

An einem Tage wurden sie getraut. Die Käthe mit dem Schuhmachermeister Pfriemen und der Adam mit der Meisterin, Wittwe Matthießen, die nun den für eine Tischlermeisterin passendern Namen: Hobelmann annahm.

Der nunmehrige Meister Adam Hobelmann war ein fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, wie es sich schickt und eignet für einen ehrsamen Bürger. Nur wollte es trotz seiner Geschicklichkeit und seines Fleißes mit dem Geschäft nicht vorwärts: das Begräbniß, das Meisterstück, das Meisterwerden und der Bürgerbrief, besonders aber die Hochzeit, die acht Tage lang in Saus und Braus dauerte, hatte heillose Summen verschlungen. Die Ersparnisse waren längst aufgezehrt und noch eine tüchtige Hypothekschuld auf's Häuschen aufgenommen, so daß fast kein Ziegel auf dem Dache mehr sein war. Dazu liebte die Frau Meisterin Staat und Weltlust, in der Kirche und im öffentlichen Garten war sie vor allen Bürgersfrauen allezeit die Geputzteste. Es wurde viel darüber gelästert und das erfuhr sie Alles haarklein wieder; aber anstatt sich darüber zu ärgern oder gar sich zu bessern, nannte sie das Neid von ihren Mitbürgerinnen und freute sich darüber. „Mögen sie gelb und grün werden vor Aerger," sprach sie und schlug vergnügt ihr Knipschen mit den Fingern, „ich scheere mich keinen Pfifferling darum und bleibe doch dabei, nebst den Honoratioren die Erste unter den ehrsamen Bürgerfrauen zu sein."

Was sie aber an Staat und Putz verschwendete, suchte sie in Kleinigkeiten durch knauserigen Geiz wieder einzubringen. Selbst das Essen war so knapp und schlecht, daß sich Adam das Wirthshausleben angewöhnen

mußte, um überhaupt nur leben zu können; und die besten Gesellen boten Feierabend: für Knochen und Wasserſuppe, meinten ſie, könne kein ehrlicher Kerl arbeiten. Die Lehrlinge ſchrieen Ach und Weh, und verkauften heimlich Mahagoniholzſtücke zum Kaffeeholz, um nur Brod und Käſe dafür kaufen zu können. Die Frau Meiſterin aber blieb rund und vollwangig und wurde immer runder, denn im Stillen wußte ſie wohl für die Pflege ihres eigenen Leibes zu ſorgen.

Was aber das Schlimmſte war, ihr Geiz erſtreckte ſich auch auf den Ankauf von Nutzhölzern. Dieſer geſchah nicht zeitig genug und nicht in gehöriger Güte. Die daraus geſchnittenen Bohlen hatten nicht Zeit, gehörig auszutrocknen. Die in dieſer Werkſtatt angefertigten Möbeln wurden windſchief und bekamen Riſſe, das Holz war ſchlecht geflammt und der Lack ſowie die Politur waren ohne hohen Glanz und Dauer. Denn die Meiſterin hatte nur Geld für die geringſte Sorte Kopallack und verwäſſerten Spiritus Vini. So zog ſich ein Kunde nach dem andern zurück. Einige bezahlten nicht, weil ſie Schadenerſatz verlangten, Andere nicht, weil ſie nur an dieſe nachgerade verrufene Werkſtatt ſich gewendet hatten, weil dieſe noch immer den längſten Credit gab, und bei der unordentlichen Buchführung auch wohl einen Poſten anzuſchreiben vergaß.

Nur ein Geschäft ging besser, es war das Hauptgeschäft des Proletariats. Kaum waren drei Monate nach der Hochzeit vergangen, so war auch schon Kindtaufe vor der Thür.

Es war ein dicker Junge, der die Welt beschrie. Mutter und Kind befanden sich kreuz wohl auf. Kein Sterblicher war glücklicher als der fünfundzwanzigjährige Vater und die dreiundfunfzigjährige Mutter.

Nun sollte aber auch ein Taufschmaus gegeben werden, wie er im Städtchen noch nicht dagewesen war.

Und das geschah acht Tage nach der Entbindung der Frau Meisterin. Diese aber fühlte sich schon wieder so wohl und kräftig, daß sie in Küche und Keller herumrasaunte und das Beste einkaufte zum Staat und Gastgebot, was nur zu haben war. Dabei wurde kein Geld geschont, es waren ja an Honoratioren der Gerichtsdirector, der Bürgermeister und der Bandfabrikant zu Gevattern gebeten und eingeladen zum Taufschmaus. Ja die kräftige und kerngesunde Frau ließ es sich nicht zu viel sein, die ganze Nacht hindurch so tüchtig zu tanzen, daß ihr, bei doch noch etwas zurückgebliebener leiblicher Schwäche, der Schweiß von der Stirn troff, und wenn sie sich schwach fühlte, trank sie Punsch aus vollen Gläsern und so fleißig hintereinander, daß ihr nicht selten ganz schwindlig und flau zu Sinn wurde; doch immer wieder auf's Neue drehte sie sich im rasen-

den Geschwindwalzer in der engen, mit Tabaksqualm, Punsch und Weindunst angefüllten Stube.

Der kleine Erdenbürger, der in der Taufe die Namen Hans Michael empfangen hatte, mochte indeß schreien, so lange er konnte, seine gute Natur überwand es doch am Ende. Weniger die der Frau Meisterin.

Nun, die gute Frau läßt sich einigermaßen entschuldigen. So eine junge Mutter von 53 Jahren will die Freuden ihres ersten Kindtaufschmauses auch im vollen Maße genießen. In ihrem Alter kam die Reihe zu tanzen nicht oft an sie und sie tanzte ungeheuer gern und wild, wie ein junges Füllen. An ihrem Hochzeitstage mußten alle männlichen Gäste, alt und jung, den Ehrentanz mit der Braut tanzen; am Kindtauftage war es auch eine Ehrensache für jeden Gast, mit der jungen Frau einen Ehrentanz abzustampfen. Schon die schuldige Danksagung für Speise und Trank erforderten solche Rücksichten. Sonst auf der Herberge, wenn das Gewerk Quartal hatte, saß die Meisterin nicht selten auf glühenden Kohlen die halbe Nacht hindurch, wie eine Braut, die Niemand haben wollte. Jetzt, wo ihr die Tänzer ex officio zufielen, kannte sie weder Maß noch Ziel.

Aber der Unsegen kam nach. Die Versündigung gegen Mutter Natur bestraft sich am Ende allemal selbst. Es vergingen nicht drei Tage nach dem fröhlichen Tauf-

feste, so hatte Mutter Hobelmann ein hitziges Milchfieber. Drei Tage später lag sie auf der Bahre.

Adam war wieder frei; aber es half ihm nichts. Die Wirthschaft war einmal verfitzt und ließ sich nicht wieder in Ordnung bringen.

Am schlimmsten daran war der kleine Säugling Hans Michel, der ganz nothwendig leben bleiben muß, denn er ist bestimmt, der Held dieses Romans zu werden.

3.

Vater Hobelmann hatte wohl seine Freude an dem Jungen, aber auch seine Plage damit.

Was sollte er nun damit machen? Seine Brust gab keine Milch und eine Amme zu bezahlen, dazu fehlten ihm die Mittel. Anfangs ging das noch; da hatte der kleine Hans Michel einen Reihetisch an den Brüsten mitleidiger Nachbarinnen, die sich im Stande dazu sahen. Seine beste Amme und Hauptpflegerin war die Käthe, die auch einen dicken Jungen hatte und wohl zwei zu nähren vermocht hätte, wenn es nicht ihr alter grießgrämiger Ehegespons geradezu verboten gehabt hätte. So konnte denn Frau Käthe nur bisweilen ganz verstohlen, meistens in der Abenddämmerung, in das Haus ihres einstmaligen Geliebten schleichen, um dessen Kinde die Brust zu reichen.

Zweites Kapitel.

Wie der liebe Gott den kleinen Hans Michel bewahrt und erzieht, und wie ihm die erste Blume keimt.

1.

Wir können, denke ich, ziemlich kurz und flüchtig über die Erziehung des kleinen Hans Michel hinweggehen, denn die Erziehung solcher armen, hülflosen Würmerchen übernimmt der liebe Gott und was Gott thut, das ist wohlgethan.

Ja es ist wahr, wenn Gott nicht solche Kinderchen bewahrte, die aufwachsen wie das wilde Unkraut im Garten, ohne daß sich Menschen eben viel bekümmern um ihre Wartung und Pflege, so würden von zehn solcher verwahrlosten Kinder kaum zwei aufkommen. Und doch lehrt die Erfahrung, daß eben solche naturwüchsige Erziehung nicht selten ganz andre Kernmenschen bildet, als die studirteste Stubengelehrtenerziehung nach Basedow, Campe, Becker und Rousseau.

Doch theilen wir Einiges mit aus dem Jugend-

leben dieses kleinen Zöglinges des lieben Gottes. Es läßt uns tiefe Blicke in das Leben der untern Stände werfen, die weder Cultur- noch Zierpflanzen erziehen; dagegen einen tüchtigen Kernstamm für das Gedeihen der Menschheit.

2.

Jetzt erst konnte Meister Adam Hobelmann die wahre Lage seines Hausstandes übersehen. Diese war eben nicht tröstlich.

Obwohl das alte Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht" immer noch sein gutes Recht behält, so fiel doch bei diesen Besuchen nichts Unehrbares vor; denn Beide hatten ja andre Verpflichtungen übernommen und waren viel zu redlich, um sich auch nur durch einen ehrbaren Kuß den kleinsten Verstoß gegen das sechste Gebot zu erlauben.

Aber die böse Welt, die böse Welt! — Da hieß es bald im Städtchen: die Frau Käthe und Meister Adam verziehen sich wieder mit einander. Die Person will eine ehrsame Bürgerfrau sein? ja Kuchen! eine ehrbare Hausfrau besucht nicht ihren früheren Liebsten, um dessen Kind zu stillen; das ist da eine heillose Wirthschaft in Meister Hobelmann's Hause, Gott, der Herr, wird mit seinem himmlischen Zorne drein schlagen müssen.

Und die so sprachen, das waren die anderen guten Pflegemütter des kleinen Hans Michel. Und wie das schlimme Gespräch so recht im Zuge war und die bösen Zungen an der armen Käthe kein gutes Haar mehr gelassen hatten, da erschraken die Lästerzungen, die das Gerede angesponnen hatten, am meisten davor und dachten, am Ende kann die arge Welt wohl uns selbst in schlimmes Gerede bringen und da blieben sie weg, und die Käthe, die es auch erfahren hatte, blieb auch weg und der kleine Hans Michel mochte schreien wie er wollte, es half doch Alles nichts; keine Mutterbrust wurde ihm wieder gereicht und da er weder ein Romulus, noch ein Remus war, so fand sich auch nicht einmal eine mitleidige Wölfin ein, um ihn zu säugen.

Da endlich merkte es auch Meister Hobelmann und die Gevatterinnen sagten es ihm auch, daß sein kleiner Hans Michel aus Hunger schrie und er ging, für einen Dreier Kuhmilch zu kaufen und machte ein Fläschchen zurecht, wie er es von Anderen gesehen hatte und tränkte das Kind, das er selbst wusch, wartete und in den Backtrog zur Ruhe bettete; denn bei seinen zerrütteten Verhältnissen konnte er keine Magd oder Wirthsfrau mehr bezahlen.

Feiner Leute Kinder wären bei solcher Pflege und bei dem Wechsel von Kuh- und Ziegenmilch, alter und neuer, fetter und dünner Milch, längst um die Ecke ge-

gangen, wo der Todtengräber wohnt; aber armer Leute Kinder erbarmt sich der liebe Herr Gott. Was nicht davon stirbt, wird abgehärtet und kräftig; so auch der kleine Hans Michel, der noch kein Jahr alt war, als er unbemerkt ein Zähnchen nach dem andern bekam, mit untergezogenen Beinchen auf der Erde herumrutschte und an einer schwarzen Brodrinde nutschte, welche der Vater, wenn er Morgens beim Frühstück saß, noch dazu gutmüthig in sein Glas Branntwein tauchte. Zog auch der kleine Michel im Anfange greuliche Gesichterchen dazu, so gewöhnte er sich doch bald daran und leckte nach dem Glase. Was aber die Hauptsache war und weshalb es der Meister that: der Junge schlief prächtig danach, sei's unterm Tische oder im Bettchen im Backtroge und bedurfte dann den Tag über keine Pflege und der Meister konnte ungestört seinem Geschäfte nachgehen, den Umständen nach auch wohl in eine Tabagie, wo er sogenannten Kneller rauchte und sich aus den Zeitungen vorlesen ließ.

Im zweiten Jahre ging's noch besser. Der kleine Bursche war schon stramm und stämmig geworden; richtete sich an Schemeln und Bänken auf, wagte es dann, wackelnd durch die Stube zu gehen und fiel sich eine Beule am Kopfe. Später kletterte er schon auf Stühle und Tische, wenn er eingeschlossen war und sich unbeachtet sah, und purzelte herunter, ein Loch im Kopfe oder das

Näschen blutig; dann schrie er wohl, so lange es die kleinen Lungen aushalten konnten, aber am Ende, wenn es Alles nichts half und kein Mensch darauf hörte, wurde er wieder still und verschlief Kummer, Schmerz und Thränen.

Soweit ging Alles gut. Nur Meister Adam Hobelmann kam nicht wieder auf einen grünen Zweig. Die Kundschaft war verloren und blieb verloren; die faulen Buchschulden wollten nicht Geld werden und selbst der Lehrjunge lief fort, weil er mehr Schläge als Brod bekam und mehr häusliche Arbeit als Tischlerarbeit zu machen hatte.

Da war's denn kein Wunder, daß Meister Adam gegen die Hypochondrie, welche aus einem so zerrütteten Nahrungsstande hervorgeht, die in solchen Fällen gewöhnliche Desperationskur anwendete, d. h. Branntwein trank, so lange, bis ein dämliges Vergnügtsein sich einstellte. Und wenn dazu alle Tage mehr gehörte, so wurde das anfangs in kleinen Schnäpsen mäßig getrunkene Lebenswasser bald mit Maßen getrunken.

Aber das bekam dem guten Meister Adam beträchtlich schlecht. Die Nahrung ging womöglich noch mehr zurück; selbst bestellte Arbeit blieb liegen; der kleine Hans Michel wurde noch mehr versäumt, verging in Unsauberkeit, Noth und Verwahrlosung; aber der liebe Gott erhielt ihn doch, zwar blaß und dickbäuchig mit

magern Aermchen und Beinchen, aber er blieb doch am Leben.

Meister Adam hatte gerade noch so viel Verstand behalten, daß er erkannte, so könne es nicht fortgehen, sein Untergang stehe vor der Thür, wenn er nicht bald umkehrte; und so entschloß er sich denn eines Morgens, als ihm Katzenjammer nach der Völlerei einer Nacht in der Schenke Pein und Reue gebracht hatte, sich in den Enthaltsamkeitsverein, der das Motto führte: „Branntwein ist Gift!" aufnehmen zu lassen.

Dieser von einem frommen Geistlichen und einigen frömmelnden Laien geleitete Verein suchte durch Angelöbniß und Beten, durch Bibellesen und Tractätlein den leidigen Branntweinsteufel mit Haut und Haar auszutreiben aus der Lebensweise der armen Arbeiter, während den reichern Mitgliedern dieses Bundes Wein- und Champagnertrinken, sowie die berauschenden feinern bairischen und englischen Biere unverkümmert blieben. Viele der Aermern wurden durch Prämien angelockt, dem Enthaltsamkeitsvereine beizutreten. Sie leisteten das Handgelöbniß ewiger Enthaltsamkeit von allen destillirten Getränken, empfingen Handgeld und Tractätlein, beteten und sangen aus Leibeskräften, bekannten sich öffentlich vor der Versammlung als reuige und gebesserte Säufer, wurden dann den Uebrigen als Mustereremplare frommer Zöglinge des Vereins und in den gedruckten Jahres-

berichten als Beweise von der segensreichen Wirksamkeit desselben vorgestellt und wenn dann ein solcher gebesserter Mann die peinlichen Stunden der Versammlung in Durst und Noth hingebracht hatte, so ging er von dort unmittelbar in den gewohnten Schnappsladen, verkaufte die Tractätlein als Pfefferdüten beim nächsten Krämer und vertrank das empfangene Handgeld in gutem klaren Kartoffelfusel.

Dieses Verfahren brachte ihm noch den Vortheil, daß, wenn er wieder Geld zum Branntwein brauchte, er sich dann ganz reumüthig beim Vorstand meldete, als einen, den der Teufel wieder in den Schwefelpfuhl der Sünde zurückgezogen habe. Dann machte er einen dicken Pelz gegen die Strafpredigten, die hageldicht auf ihn eindonnerten, wurde schließlich wieder in den Gnadenschooß des Enthaltsamkeitsvereins aufgenommen und empfing doppeltes Handgeld, um ihn womöglich noch mit den Fesseln der Dankbarkeit an sein Gelübde zu binden. Ein solcher geretteter Rückfälliger wurde dann dem Verein wie der Welt mit vieler Ruhmredigkeit als Beweis von der wunderbaren Wirksamkeit des Vereins im Austreiben des leidigen Branntweinteufels, selbst an den schwersten Sündern, vorgestellt und war das Alles überstanden, so ging er wieder, das doppelte Handgeld zu vertrinken und wurde am Ende ein Heiliger der Enthaltsamkeit, als ein unverbesserlicher Säufer, der

dennoch durch die Kraft des Gebets wahrhaft, d. h. bis zur neuen Rückfälligkeit gebessert sei.

Meister Adam aber gehörte nicht zu dieser Sorte reuiger Sünder. Er war zu fromm dazu und ein zu guter Christ, um nicht ein gegebenes Gelübde heilig zu halten. Aber die Enthaltsamkeit, die er sich auferlegt hatte, war ihm eine wahre Fleischeskreuzigung. Und bald sollte er die Folgen davon spüren. Seine Natur hatte sich an das Branntweintrinken schon so gewöhnt, daß er in Folge der plötzlichen Enthaltsamkeit in das delirium tremens, den Säuferwahnsinn verfiel. Man brachte ihn in das Lazareth des Armenhauses, wo er noch einige Wochen das verrückteste Zeug redete, dabei aus Mangel an Schlaf in eine völlige Entkräftigung verfiel. Eine ihm beigebrachte, zu starke Dosis Opium brachte ihn allerdings endlich in den Schlaf; aber in den ewigen, er wachte nicht wieder auf.

Und der kleine Hans Michel war eine Waise. Eine arme Waise, die der löblichen Armencommission zur Fürsorge anheimfiel, und man weiß, was das sagen will.

3.

Die Gerichte kamen mit ihren Schreibereien, inventirten, verauctionirten, subhastirten, erließen Edictalcitationen zur Anmeldung der Schuldner, ließen liquitiren, bestellten einen Curator, schrieben Sportelrechnun-

gen aus, eröffneten den Concurs, Alles nach den besten Regeln Rechtens, und siehe das Ende vom Liede war: Null von Null geht auf.

So kam Hans Michel gegen geringes Armenkostgeld bei einem armen Schuhflicker, der ihm zum Vormund bestellt war, in Erziehung, sollte in die Armenschule geschickt werden, aber die Frau seines Vormundes schickte ihn in den Wald, um Holz zu lesen. In der Schule aber erhielt er Strafe wegen unregelmäßigen Schulbesuchs. Doch war es dem armen blassen Jungen leichter, dafür in der Schule am Ofen stehend den gemalten Esel vor der Brust zu tragen, als zu Hause die nicht gar freundlichen Schläge von der ehrsamen Meisterin Schuhflickerin zu empfangen, wenn er nach einer Weisung in's Holz zu gehen nur ängstlich weinend fragte, ob er denn nicht die Schule besuchen sollte, da er ja dort für Schulversäumnisse bestraft werde.

So traten nicht selten häusliche Erziehung und Schulbildung gegen einander in geraden Widerspruch und die darunter Leidenden sind die armen Kinder selbst, für die doch die häusliche Erziehung und die Schule zu sorgen übernommen haben.

Bei alledem ergab sich, daß der kleine Hans Michel mit einer nicht todt zu machenden Naturkraft und einem seltenen Auffassungsvermögen begabt war.

Das Herumbummeln im freien Walde, wenn es

auch schwer dabei zu tragen gab, das Baden im Fluß, das Trinken aus frischer Quelle und mitunter eine Tracht Schläge, was die Glieder auseinander treibt, härtete ihn ab, der Junge wurde groß und stämmig für sein Alter. Das Haar wurde wohl mitunter durch Raufen mit andern Kriegskameraden von der Gasse zerzauselt und in Unordnung gebracht; die Höschen und die Hemdärmel, denn eine Jacke trug er nur Sonntags, erhielten Gucklöcher, wodurch der Fleischer bei dem Schneider aus dem Fenster schaute und die Beine und Füße blieben im Kleide der Unschuld, wie Adam und Eva im Paradiese, vor dem unglücklichen Apfelbiß. Höchstens Sonntags klapperte der kleine Hans Michel in schweren Holzpantoffeln über das holperige Straßenpflaster des Städtchens.

In die Schule kam er freilich selten, und es erging ihm dort nicht besonders; aber der kleine Michel war nicht gerade auf den Kopf gefallen, sondern hatte, wie man zu sagen pflegt, einen offenen Kopf. Er durfte nur halb hinhören nach dem, was der Lehrer vortrug, so hatte er es weg, und es saß die wohl verstandene Lehre bei ihm fester, als bei manchem andern fleißigen Schulbesucher. Seine Lehrer wurden nicht selten dadurch überrascht und sagten: „Aus dem Jungen wird einmal etwas Tüchtiges oder es wird gar nichts daraus.“

In der Beköstigung war er nicht eben verwöhnt; das schwere Kleienbrod, Commisbrod genannt, das die

Soldaten für ein Billiges an arme Leute verkauften, weil es ihnen zu schwer im Magen lag, bekam ihm so gut, daß er frisch und roth dabei wurde, und er für einen stämmigen, gesunden Jungen gelten konnte, als er eingesegnet wurde und dann bei einem Tischler in die Lehre trat.

Hans Michel war dabei recht hübsch geworden und hatte, bei allem Mangel an Erziehung, doch ein so natürlich gutmüthiges und freundliches Wesen und dabei so viel Manierliches in seinem Benehmen, daß er überall gern gelitten wurde.

Seitdem er eingesegnet worden war, und einen neuen, sehr langen und auf den Zuwachs gemachten Oberrock empfangen hatte, war er auch ordentlicher in seiner Kleidung geworden, kämmte sich das Haar, schwärzte die Schuh mit Oel, das er von der Lampe buchste, und Kienruß, und ging nicht mehr barfuß. So konnte er sich überall sehen lassen, ohne für einen Straßen- oder Betteljungen zu gelten.

Der Tischlermeister Holzmayer, zu dem er in die Lehre gebracht wurde, war ein verständiger, geschickter, rechtlicher und wohlhabender Bürger. Seine Frau war freundlich mit dem Jungen, der überaus dienstwillig war, und was er ihr an den Augen absehen konnte, mit Behendigkeit that.

So spaltete er ihr kleines Holz für die Küche, trocknete es ab in der Sonne, trug und wartete ihr kleines Kind, holte immer ganz frisches Wasser vom Brunnen, wenn die Meisterin einmal trinken wollte. War sie ausgegangen und es regnete gerade, so verfehlte er gewiß nicht, ihr einen Schirm zu bringen und Botengänge in der Stadt machte er noch einmal so schnell ab, als die Mägde, denn er besorgte Alles im Trabe, während sie an jeder Ecke, an jedem Brunnen ihr Plauderstündchen hielten.

Dafür war aber auch die Meisterin erkenntlich. Sein Butterbrod ward immer fetter geschmiert, als das der Mägde, und während Jene gescholten wurden, lobte sie Hans Michel und stellte den Jungen als ein wahres Mustereremplar eines guten Dienstboten auf.

Das war ganz gut; aber die Hauptsache blieb darunter liegen. Von der Tischlerei lernte Michel nicht viel, denn nur selten ließ ihm die Frau Meisterin Zeit, in der Werkstatt sich nach Belehrung und Beschäftigung umzusehen.

Damit war nun freilich Meister Holzmayer nicht sehr zufrieden. Dieser verständige Mann sah freilich wohl ein, daß damit der ihm anvertraute Knabe an seiner ganzen Zukunft beschädigt werde, denn wenn er nichts lernte, so hatte er einmal kein Fortkommen in der Welt, und lernen konnte er nichts in der Profession, weil er

nicht dabei kam. Das that dem guten Meister um so mehr leid, als er bald bemerkte, daß Hans Michel wirklich Geschick und Anstelligkeit dazu hatte und mit Eifer und Liebe jeden Augenblick benutzte, wo er von den Gesellen etwas absehen und nachahmen konnte. Aber Meister Holzmayer gehörte zu den gemüthlichen, phlegmatischen und bequemen Hausvätern, die aus lauter Friedensliebe sich willig in das Ehejoch ihrer regierenden Hausfrau fügen. So konnte er gegen bessere Absicht, gegen den Willen seiner Frau nichts ausrichten. Er bedauerte wohl den armen Jungen und machte sich auch Vorwürfe darüber, daß derselbe bei aller Anstelligkeit doch nichts lernen könne; aber er ließ es gehen, wie es eben gehen wollte.

Da ereignete sich ein Zufall, der dem Geschick des kleinen Hans Michel eine andere Wendung gab.

4.

Eines Sonntags Morgens, nach der Frühkirche, machte der schon ganz stattliche Lehrbursche Hans Michel Hobelmann einen einsamen Spaziergang unter den Weiden am Flußufer hin.

Er hatte dabei eine Absicht, die freilich mit der wirklich idyllischen Schönheit der Natur, den anmuthigen grünen Wiesen, welche der übrigens ziemlich tiefe und

nicht ganz unbedeutende Fluß, wie ein aufgerolltes Silberband schlängelnd durchzog. Um diese Wiese jenseit des Flusses zog sich im weiten Halbkreise ein majestätischer Buchenwald, dessen einzelne Blößen, wohin die Sonne in die tiefen Schattengruppen, wie auf eine grüne Oase, geworfen wurde, von einer buntgefleckten läutenden Kuhheerde durchzogen wurden. Im fernen Hintergrunde erhoben sich blaugrüne Waldgebirge und umkränzten da und dort den duftigen Horizont. Dazu erklangen von nahe und ferne, aus der Stadt, wie von den Dörfern, die sonntäglichen Feierklänge der Kirchenglocken. Und das Alles, dieses freundliche idyllische Stillleben, genoß der Wanderer, der auf dem schmalen Fußsteige, welcher am Stromufer unter den Weidenbäumen und zwischen denselben sich hinschlängelnd, sich dahinzog und im Städtchen, wegen seiner Einsamkeit, der Philosophengang genannt wurde.

Dieses poetische Element war es aber, wie gesagt, weniger, was die allerdings auch dafür empfängliche Seele des jungen Menschen beschäftigte. Es hatte ihm nämlich der Meister, in seiner überschwenglichen Güte, zum Sonntagsvergnügen einen baaren Sechser geschenkt, bestehend in zwei neuen blanken Kupferdreiern.

Nun war wohl nichts natürlicher, als daß so ein angehender Lehrbursche in seiner neuen Würde darauf denkt, einmal mit Ehren den Gesellen zu spielen. Und

dazu giebt es begreiflich keine wichtigere Vorbereitung als: Tabakrauchen lernen. Zu diesem Zwecke hatte er nun den einen Dreier zum Ankauf einer kleinen gekrümmten thönernen Pfeife verwandt, und den andern Dreier zu einer handvoll geschnittenen Landtabak, von einem so schönen Geruch, daß eine einzige brennende Pfeife davon eine ganze Gegend parfümirt, d. h. in übeln Geruch bringt.

Das war der Grund, weshalb der junge Handwerker die Einsamkeit in der schönen freien Natur suchen mußte. Im Hause hätte er keinen Winkel finden können, worin nicht dieser Geruch sein Unternehmen verrathen hätte und dann würde es beträchtliche Schläge geregnet haben; denn Tabakrauchen ist im Handwerkerleben ein Vorrecht des ehrsamen Gesellenstandes; ein Lehrjunge aber durfte sich solchen Hochverrath gegen den Zunftstaat nicht herausnehmen, sonst hatte jeder Geselle das Recht, ihn zu züchtigen nach Herzenslust. Erst an dem Ehrentage, wenn er losgesprochen wurde, überreichte ihm der Altgeselle mit einer gravitätischen Anrede eine neue Pfeife, die seine Liebste mit einem schmalen rothseidenen Bande geschmückt hatte. Dann mußte der neu aufgenommene Geselle, Angesichts der offenen Bundeslade, umdrängt von rauchenden Beobachtern, zum ersten Male seine Pfeife bis auf den letzten Rest ausrauchen und wehe ihm, wenn ihm flau und schlimm zu Sinne wurde, wenn ihm die Nase und die Lippen weiß wurden, oder gar noch

Schlimmeres passirte. Dann wurde er verhöhnt und ausgelacht und mußte Strafe in die Gesellenbüchse zahlen, wofür dann wieder Schnapps angekauft wurde. Um also künftig nicht mit Schande zu bestehen, mußte der Lehrbursche heimlich lernen, was er nicht öffentlich wagen durfte.

So waren die philosophischen Gedanken des angehenden Handwerkers auf dieser einsamen Promenade im romantischen Philosophengange. Schon hatte er das Gesangbuch in die weite Rocktasche gesteckt, und die Pfeife nebst Tabak und dem Feuerstahl, und Feuerstein und Zunder hervorgelangt. So schickte er sich eben an, sein geheimnißvolles Werk zu beginnen; da vernahm er Stimmen von sich nähernden Menschen, die aber mehr zu flüstern, als laut zu reden schienen, und leicht erschreckend, verbarg er schnell seinen Rauchapparat; es konnte ja einer der Gesellen oder gar der Altgesell gewesen sein; und wehe dann ihm und seiner Pfeife.

Aber es war nichts mit dieser Besorgniß, ein baumlanger Grenadier war es und ein hübsches, junges Dienstmädchen, halb so groß, als seine Leibeslänge und dicht an ihn angeschmiegt von seinem Arm umschlungen, denn so nur konnten Beide auf dem schmalen Fußsteige nebeneinander wandeln.

Wer mit der Liebe nur etwas Bescheid weiß, wird wissen: Liebe ist sich selbst genug. Der Grenadier, steht

er auf Vorposten, um an dunkler Straßenecke die geliebte Köchin mit dem warmen Kuß und warmen Kaffee zu erwarten, vergißt die Rückkehr in's Quartier, die Köchin läßt die Suppe anbrennen, wenn ihr Schatz wartet vor der Thür, und das Kindermädchen, ist es hübsch und verliebt, läßt Kinder Kinder sein, und lebt nur für die Liebe allein.

So auch hier. Hans Michel war kaum so ein funfzig Schritte an den Liebenden vorüber, so sah er ein Kind, ein hübsches, kleines Mädchen von etwa vier Jahren, mit einem Pamela-Strohhütchen auf dem blonden Lockenköpfchen, weißen Kleiderchen, und weißen Höschen, ganz harmlos dicht am Stromufer spielen. Vergißmeinnichtblümchen zogen sich bis an den äußersten, immer feuchten Rand des Ufers hin, und die blauen Aeuglein dieser Blumen, mit ihrem gelben Stern, spielten mit den Wellen, auf deren plätschernden Hügeln sie sich wiegten.

Hans Michel war schon wieder beschäftigt, seinen kleinen Pfeifenapparat, den er schnell versteckt hatte, hervorzuholen und in Gang zu setzen, als er die allerdings gefährliche Stellung des Kindes, das sich eben überbog, um noch Blümchen vom Rande des Ufers zu pflücken, erblickte. Selbst erschreckend darüber, blieb er einen Augenblick stehen und überlegte, wie er, ohne das Kind zu erschrecken und dadurch dessen Gefahr, in's Wasser zu fallen, noch zu vermehren, es noch retten könne.

Aber wie er es noch bedachte, war es schon zu spät. Das Köpfchen der hübschen Kleinen hatte das Uebergewicht bekommen und, plauz, fiel es hinein; noch einige Augenblicke hielten es die weiten Kleider über den Wellen, und diese führten es langsam davon.

Hans Michel aber besann sich keinen Augenblick, warf sein Liebstes: Pfeife, Tabak und Feuerstahl fort, zog rasch den langen Sonntagsrock aus, und sprang dem Kinde nach in's Wasser.

Zum Glück hatte er nicht blos Laufen, Raufen, Springen, Steinwerfen und Klettern, sondern auch außer diesem Straßenjungen-Turnen Schwimmen gelernt; zwar nicht nach der Pfuhl'schen Methode, die sich das Schwimmen des Frosches zum Vorbilde genommen hat, sondern in der Art, wie die Hunde schwimmen, was weniger sicher und viel anstrengender ist; daher hatte auch der arme Junge keine geringe Schwierigkeit, Angst und Anstrengung zu überwinden, um das Kind zu retten und doch gelang es ihm, denn Gottes Hand half ihm dabei.

Das kleine Mädchen war lebend, aber pudelnaß. Ebenso ihr Retter. In diesem Augenblicke kam fast athemlos das hübsche Kindermädchen zurück, von der Begleitung seines baumlangen Grenadiers.

Sie wollte das Kind auf ihre Arme nehmen; doch in Kinderseelen waltet oft ein wunderbar feines Gefühl.

Das kleine Mädchen, Aurelie war ihr Name, wendete sich schreiend ab von ihrer Wärterin und wehrte sich, als diese halb mit Güte, halb mit Gewalt, das Kind zu sich nehmen wollte. Dagegen umklammerte es mit seinen nassen Händchen den ebenso nassen Hals des Lehrlings, und dieser beruhigte die kleine Aurelie sogleich, indem er ihr versprach, sie nach Hause zu tragen.

Das Mädchen, das ihn bat, sie nicht zu verrathen, schalt er tüchtig aus und in seinem richtigen Gefühle sagte er, daß er es vor Gott nicht würde verantworten können, wenn durch sein Schweigen eine so liederliche, nachlässige Dirne noch eine Stunde länger bei einer Herrschaft bleibe, deren Kind sie in Lebensgefahr gestürzt habe.

Dann fragte er nach dem Namen ihrer Herrschaft, und erfuhr, daß es der Geheime Regierungsrath a. D. und Gutsbesitzer von Krahe war.

Hans Michel wollte seinen Rock anziehen; doch das Kind wollte nicht von ihm lassen, aus Furcht, daß es alsdann nicht wieder aufgenommen werden würde. Und das Mädchen mußte ihm Rock und Hut nachtragen, nachdem er die Pfeife sorgfältig in die Tasche gesteckt und ihr zur vorsichtigen Berücksichtigung empfohlen hatte. So ging denn die Karavane in das Thor hinein, durch die breite Hauptstraße, nach dem großen und schönen Balkonhause, in dessen Bel Etage die Eltern der kleinen

Aurelie wohnten. Eine Karavane aber können wir den Zug nennen, weil auf dem Wege dorthin Hunderte von Straßenjungen und anständigen Leuten sich dem jungen Retter mit dem Kinde und dem weinenden Dienstmädchen angeschlossen hatten. Unterweges hatten Beide genug zu thun, um der neugierigen und theilnehmenden Menge den Unglücksfall und die Rettung zu erzählen. Er erzählte es freilich in voller Entrüstung gegen das Dienstmädchen; diese suchte zu beschönigen, so viel sie nur vermochte, wurde aber von den Umstehenden gewaltig gescholten.

Durch das Getümmel auf der Straße waren die Eltern erst an's Fenster, dann auf den Balkon hinaus gelockt und mit nicht geringem Schreck sahen sie ihr liebes, einziges Töchterchen, diesen kleinen Spätling ihrer vieljährigen Ehe auf den Armen eines Jungen in Hemdärmeln und die Magd hinterher, von einer so großen Menschenmenge umgeben.

Die kleine Aurelie sah ihre Eltern und mit dem Ausruf: „Papa und Mama!“ streckte sie ihnen die Aermchen entgegen. Nun war kein Halten mehr. Kaum war der Junge mit dem Kinde auf den Hausflur getreten, so eilte ihnen die Geheimräthin entgegen, und das nasse Kind hing an dem Halse seiner Mutter. Oben an der Treppe stand der Geheimrath, schon ein weißhaariger Mann von freundlichem, würdigen Wesen und die Car-

line", so hieß das Dienstmädchen, hatte sich eine Lüge ausgesonnen, die sie mit großer Redefertigkeit und Frechheit vortrug.

„Fröhlen Aurelchen," sagte sie, „hatten ihr Taschentuch verloren, ich setzte das gnädige Kind nieder auf mein untergelegtes Umschlagetuch, daß ihr der feuchte Rasen nichts schaden sollte, gab ihr Blumen zu spielen, und ging das Tuch zu suchen; da muß sie aufgestanden, oder in einen kleinen Wasserpfuhl, nur zwei Finger tief, gefallen sein, oder dieser dumme Junge hat sie hinein gestoßen; kurz, Fröhlen Aurelchen sind naß geworden, und ich werde sie sogleich wieder trocken anziehen."

Hans Michel hörte ruhig zu; dann trat er vor das Mädchen hin und ohne sich vor der Gegenwart des Geheimraths und der Geheimräthin im Mindesten zu geniren, schlug er sie mit der verkehrten Hand so derb auf den Mund, daß Lippen und Zähne bluteten.

„So ein Klapp," sprach er, „gehört auf's Lügenmaul!"

Und nun erzählte er selbst den wahren Hergang der Sache und mit so freier, offener Stirn, so einfach und ohne Uebertreibung, daß die Eltern des Kindes von der Wahrheit dieser Erzählung bald überzeugt waren, besonders da auch die Kleine, soweit sie vermochte, in abgebrochenen Sätzen die Erzählung bestätigte.

Dennoch wagte es das freche Mädchen, den braven

Jungen der Lüge zu beschuldigen, um ein Trinkgeld zu erlangen. Doch die Eltern überhäuften ihn mit Dank. Er mußte mit in's Zimmer kommen. Der Vater erkundigte sich nach Namen und Verhältnissen des Retters seines Kindes und zog eine große grünseidene Geldbörse, durch deren Maschen Goldstücke blinkten, die er dem Knaben geben wollte.

Doch dieser, im richtigen Gefühl, wies sie zurück. „Für Geld," sagte er, „wagt man sein Leben nicht. Zudem bin ich ja auch belohnt durch die Freude, dieses Kind gerettet zu haben."

„Dieser Knabe," sagte die Geheimräthin zu ihrem Gemahl, „verräth mehr feines Gefühl, als sein Stand erwarten läßt."

„Ich werde für ihn sorgen," entgegnete der Geheimrath, „jetzt aber geh', mein Sohn, nach Hause, kleide Dich trocken an und komme dann in einer Stunde wieder. Sag' Deinem Meister, er möge mitkommen, ich wünschte ihn zu sprechen. Das Mädchen aber wird sogleich aus dem Dienste gejagt. Carline, hier ist Lohn und Kostgeld auf ein Quartal, nun pack' Dich fort!"

Das Mädchen bat und weinte. Es half aber nichts. Es mußte fort und hat begreiflich im Städtchen nie wieder einen Dienst gefunden.

Nun wollte die zärtliche Mutter das nasse Kind, das sich schon wieder ganz beruhigt hatte, forttragen,

um es ankleiden zu lassen, aber das kleine Mädchen wendete sich noch einmal gegen ihren Retter, breitete die Aermchen aus und küßte ihn auf das Zärtlichste, wie sie Väterchen und Mütterchen zu küssen und zu schmeicheln gewohnt war.

O, es liegt etwas unaussprechlich Reizendes in den Geheimnissen des Seelenlebens der Kinder. Besonders kleine Mädchen verrathen oft früh eine Zartheit der Empfindungen, die dem stärkern Knaben meistens abgeht.

5.

Seit dieser Zeit blieb eine ungemein rührende kindliche Anhänglichkeit des kleinen Mädchens an den jungen Tischlerlehrling, welche auch die Eltern des Kindes theilten.

Die Geheimräthin wollte in ihrer Herzensfreude den Retter ihres Kindes adoptiren, dann wenigstens erziehen und ihn studiren lassen, um einen großen Mann daraus zu machen. Aber der Geheimrath war dem entgegen.

„Was unter dem Tische geboren ist," sagte er, „muß unter dem Tische erzogen werden. Aus einer jungen Gans wird kein Schwan, aus einem Sperling keine Nachtigall und so mein' ich wird aus einem Tischlerjungen niemals ein Geheimrath. Indeß will ich thun, was ich vermag, daß er ein guter Bürger und ein tüchtiger geschickter Tischlermeister werde. Dann wird er

glücklicher sein, als wenn man mit Verschiebung aller Verhältnisse versucht, ihn in einen höheren Rang hinaufzuschrauben, als wohin er nach seiner niedrigen Geburt gehört.“

Das waren ohne Zweifel höchst würdige conservative Geheimrathsgedanken und danach wurde denn Anstalt gemacht, das Glück des jungen Menschen zu begründen.

Der Geheimrath sprach mit dem Tischlermeister wegen der Behandlung des jungen Menschen in der Lehrzeit. Er übernahm es, für ihn ein tüchtiges Kost- und Lehrgeld zu bezahlen, unter der Bedingung, daß die Lehrzeit von vier Jahren, wie es bei dem sogenannten Sichfreilernen üblich ist, auf drei Jahre gekürzt werde und daß der Lehrling zu keiner Art von häuslicher Arbeit, auch wenn er dazu sich selbst erbiete, verwendet werden dürfe. Ferner solle er gut beköstigt und mit Sorgfalt in der Tischlerei unterrichtet werden; die Gesellen, wurde ausgemacht, durften ihn nicht schlagen; er solle mit Arbeiten nicht überhäuft werden und seine Freistunden haben, um noch Privatunterricht, den der Geheimrath besonders anzuordnen und zu bezahlen versprach, genießen zu können. Auch sollte er die Sonntagsschule besuchen.

Der Geheimrath war ein praktischer Geschäftsmann. Er setzte über alle diese Bedingungen einen Contract auf, in welchem sogar die Conventionalstrafe nicht ver-

gessen war und nachdem beide Theile unterschrieben hatten, erhielt der Meister ein Duplicat davon, um sich bei seiner Frau wegen des Anspruchs auf andere Behandlung des kleinen Hans Michel legitimiren zu können.

Frauen erkennen sehr leicht die finanziellen Vortheile einer baaren Geldzulage zu der Wirthschaftskasse und da sie zudem dem braven Burschen wohlwollte, so ging sie sehr gern ein in die verlangte Veränderung in ihrem Hauswesen.

Niemand aber war glücklicher als der jetzt vierzehnjährige Hans Michel Hobelmann. Der klare Verstand des Knaben erkannte sehr bald die großen Vortheile seiner neuen Stellung. Mit einem wahren Heißhunger warf er sich auf die Erlernung und Uebung der Tischlerprofession, lernte aber auch mit Eifer Zeichnen, Geometrie, Arithmetik, Schreiben und Rechnen, Weltkunde, später sogar auch Französisch und Englisch, was ihm einmal auf der Wanderschaft nach London und Paris nützlich sein konnte; legte sich eine Sammlung feiner Hölzer an, lernte ihren Standpunkt in den Wäldern kennen, so weit es deutsche Holzarten waren, trieb Chemie und Mechanik, so weit es seinen Zwecken förderlich war und wurde so der geschickteste Lehrling im ganzen Städtchen, der dabei manchem Meister und Gesellen was aufzurathen geben konnte.

Seine freien Stunden brachte er in des Geheimraths

Hause zu, wo er stets auf das Freundlichste aufgenommen und mit Güte behandelt wurde. Die Geheimräthin sorgte dafür, daß er gute Kleidung erhielt und immer sauber und anständig gekleidet ging, damit man, sagte sie, sich des Retters ihrer Tochter nicht zu schämen brauche. Die kleine Aurelie hing aber auch mit wahrer kindlicher Liebe an ihrem jugendlichen Retter. Wenn er kam, lief sie ihm mit offenen Armen und lautem Jubel in die Arme und das etwas verzogene Kind war nicht zu bewegen, sich von ihrer neuen Bonne oder einem Bedienten spazieren führen zu lassen, wenn ihr lieber Leim, so nannte sie ihn, denn die Dienstleute im Hause hatten, um dem kleinen gnädigen Fräulein den Tischlerjungen zuwider zu machen und zu hindern, daß sie sich nicht damit gemein mache, gesagt, der Junge habe weiter nichts zu thun, als Leim zu kochen und sei dadurch selbst zu Leim geworden: also, wenn ihr lieber Leim sie nicht begleite oder führe.

Uebrigens war Hans Michel durch die freundliche Behandlung in dem gebildeten Kreise dieser vornehmen Familie selbst sehr manierlich geworden. Seine natürliche Gutmüthigkeit und Freundlichkeit und sein gefälliges, anständiges Wesen, dabei jedoch eine bescheidene Freimüthigkeit, machten ihn in der That zu einem höchst liebenswürdigen Knaben, der durch sein Benehmen, sein Geschick und seine Klugheit gar bald der Liebling nicht

nur des Meisters und der Meisterin, sondern auch, was viel sagen will, der Gesellen wurde.

Diese gaben ihm eines Tages einen auffallenden Beweis von der Gunst, worin der Lehrling bei ihnen stand. Hans Michel war erst zwei Jahre in der Lehre gewesen und übertraf schon durch Geschicklichkeit und Kenntnisse die Meisten der Gesellen. Da beschlossen diese, ihn, wenn er auch noch nicht losgesprochen sei, Zutritt zur Herberge und das Recht der Pfeife und einen Wanderstab, d. h. einen tüchtigen Dornenknüppel mit Lederriemen, der am Handgelenk getragen wurde, zu führen. Hans Michel wurde von den beiden jüngsten Gesellen, die mit langen blauen Oberröcken und Sträußen im Knopfloch, woran Bänder und seidene Tücher hingen, feierlich in die Herberge geholt und vor der offenen Gesellenlade mitten im weiten Gesellenkreise stehend, überreichte ihm der Altgesell eine weiße Thonpfeife mit der Rosabandschleife und einen kurzen, dicken knotenartigen Knüppel, und erklärte ihn ausnahmsweise für würdig die Vorrechte des Gesellenstandes zu genießen. Auch sein Meister war bereit, ihm wegen seiner Geschicklichkeit das letzte Lehrjahr zu erlassen; allein der bescheidene Knabe erklärte, daß er selbst es am besten fühle, wieviel ihm noch fehle, um dieser Ehre ganz

würdig zu sein; auch sei er noch zu jung und zu schwach, um jetzt schon auf die Wanderschaft zu gehen.

Tief im Herzen hatte er indeß noch einen andern Grund für seine Weigerung; das war die unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Haus des Geheimraths, die er hegte. Der Gedanke, sich von der kleinen Aurelie zu trennen, war ihm unerträglich und wenn er einmal gegen diese davon sprach, daß doch früher oder später die Zeit kommen werde, wo er seine liebe Vaterstadt verlassen und in die weite Welt gehen müsse, so weinte das Kind und beschwor mit den zärtlichsten Liebkosungen ihren lieben Leim sie nicht zu verlassen, „denn," fügte sie kindisch-altklug hinzu, „gehst Du fort, so springe ich, oder falle ich noch einmal in's Wasser und wer soll mich dann wieder retten, wenn Du fort bist?"

Doch die Zeit rollt und läßt sich nicht aufhalten in ihrem naturgemäßen Lauf. Die dreijährige Lehrzeit des Knaben war hingegangen wie ein Traum. Er war von vierzehn Jahren siebzehn Jahre alt geworden. Aurelie hatte ihr achtes Jahr beschritten. Michel machte seine Prüfungsarbeiten, sowohl praktisch als Tischler, als auch durch getuschte Zeichnungen und Entwürfe von Möbeln, welche durch Geschmack und Vollendung der Zeichnung allgemeine Bewunderung erhielten; dann auch später auf der Ausstellung der Arbeiten der Sonntagsschüler, als die besten Leistungen gekrönt wurden.

So wurde er denn unter den Feierlichkeiten des Handwerksgebrauchs losgesprochen vom Lehrlingsstande und in den Gesellenstand aufgenommen. Die Assessor des Gewerkes belobten ihn öffentlich. Die Meister gaben ihm der Reihe nach die Hand und er gelobte durch Handschlag dem Altmeister ein guter, fleißiger und ehrbarer Gesell zu werden.

Der Altgesell hatte dabei eine große Rolle zu spielen; schon vierzehn Tage vorher hatte er allabendlich den jungen Aspiranten des Gesellenstandes aus seiner Wohnung abgeholt. Im Vorbeigehen vor einem Schnapps- und einem Tabaksladen wurde dann, versteht sich auf Kosten des Lehrlinges, den der Geheimrath dazu reichlich mit Taschengeld versehen hatte, die beträchtliche Schnappsflasche, die er bei sich führte, mit Branntwein und die Pferdeblase mit Tabak gefüllt und der Altgeselle führte nun den jungen Adepten in den schon früher erwähnten Philosophengang unter den Weiden am Ufer. Dort legten sie sich in's Gras und nachdem Hans Michel aus der Schnappsflasche mit einem Tröpfchen Bescheid gethan hatte, nahm der Altgeselle noch einen recht tüchtigen Schluck und dann begann der Unterricht über die Würde und Pflichten eines Gesellen, über das Benehmen desselben auf der Wanderschaft, über Fechten und Fremdgeben, (d. h. Aufsagen der Arbeit), über Feierabend

und Kameradschaft; kurz, über Alles, was einem guten und ehrbaren Gesellen zu wissen und zu beobachten nützlich ist und daran schloß sich dann der Handwerksgruß, eine altdeutsche Formel, die seit Jahrhunderten vielleicht unverändert, doch jedem Gesellen nothwendig zu kennen war, um sich bei seinen Gewerbsgenossen als Tischlergesell legitimiren zu können. Hans Michel mußte dann diesen Spruch nachbeten und so geschah es alle Abende. Dabei aber wurde ihm bei Strafe des Verrufs anbefohlen, das Geheimniß dieses Handwerksgrußes an keinen noch unreifen Lehrjungen, noch weniger an irgend einen Laien in der edlen Tischlerprofession zu verrathen.

Der Lehrbrief, von dem geschicktesten Kalligraphen in der nahen Residenz ausgefertigt, mit Randzeichnungen und einer daran hängenden Siegelkapsel, wurde ihm eingehändigt und die Mitgesellen hatten Brüderschaft mit ihm getrunken, die Lehrlinge, über welche er jetzt so erhaben stand, wie der Officier über dem Unterofficier, und dieser über den Gemeinen, mußten den ehemaligen Kameraden jetzt Sie nennen und selbst Meister und Meisterin ließen es sich nicht nehmen, ihn per Sie zu tractiren.

Nur in Geheimraths Hause machte dieses Avancement keinen Unterschied. Man war gegen den jungen Gesellen so freundlich, wie man es gegen den Lehrling gewesen war und nach wie vor hing Aurelie ihm an

mit kindiſcher Liebe, wogegen ihre Eltern nichts einzuwenden hatten, eben weil Aurelie noch Kind war.

Der Geheimrath billigte den Entſchluß des jungen Hobelmann, wie er jetzt genannt wurde, noch zwei Jahre lang bei ſeinem Lehrherrn zu bleiben, weil, wie er ſagte, ihm noch viel fehlte, um mit Ehren und Nutzen in die weite Welt gehen zu können.

6.

Dieſe zwei Jahre gehörten zu den glücklichſten des jungen Mannes, denn das wurde nun Hans Michel Hobelmann im Lebensalter von achtzehn und neunzehn Jahren. Der Bart fing an in zartem Flaum ihm um Lippe und Kinn zu keimen, ſchien aber noch keine Berechtigung zur Anwendung des Raſirmeſſers zu gewähren, bis endlich im neunzehnten Lebensjahre dieſer große Augenblick kam, wo der junge Menſch mit dem Meſſer zuerſt Hand an ſich ſelbſt legt. Seit dieſer Stunde fühlte Hans Michel ſich Mann. Sein Auftreten als Mann wurde ernſter, feſter und ſelbſtbewußter. Er dachte nun ernſtlich daran, ſeine Wanderſchaft anzutreten, denn er fühlte, wie viel ihm noch fehlte, um als Tiſchler und Ebeniſt den höhern Grad der Ausbildung zu erlangen. Die zwei Jahre bis dahin hatte er mit Eifer und Geſchick darauf verwendet, die dazu nöthigen Verkenntniſſe zu erlangen. Dabei war er trotz ſeines Ge-

fellenstandes in Geheimraths Hause immer mehr heimisch geworden. Man behandelte ihn wie eine Sache des Hauses und alle die befreundeten Personen, die dort aus- und eingingen, bewiesen ihm Achtung und Höflichkeit. Seine Bildung und Geschicklichkeit hatte ihm die Stellung eines jungen Künstlers gegeben. Man dachte nicht mehr an seinen Handwerkerstand. Bei allem Rangstolz und allen Standesvorurtheilen, die unter den Honoratioren dieser kleinen Stadt, selbst in Geheimraths Hause noch herrschten, war es kein geringer Sieg der Humanität, den der junge Handwerker durch seine gewinnende Persönlichkeit darüber erlangt hatte.

Das war freilich nur dadurch möglich geworden, daß die selbst im Ansehen stehende Geheimrathsfamilie Muth und Charakter genug hatte, ganz offen ihre Vorliebe für den jungen Tischler zu erkennen zu geben, daß sie ihn an ihren Tisch zogen nicht blos wenn die Familie allein war, sondern auch wenn nur nähere Freunde und Bekannte des Hauses eingeladen waren. Auch durfte er sie auf ihren Spaziergängen begleiten und an öffentlichen Vergnügungsorten an ihrer Seite sitzen. Je seltner die Tugend der Dankbarkeit, besonders in höheren Regionen der Gesellschaft zu sein pflegt, desto erfreulicher war sie hier. Kein geringer Träger derselben war aber die unbeschreibliche Liebe für die kleine Amelie, die jetzt

zwölf Jahre alt werdend sich als ein ungemein liebreizendes, zartes Wesen entfaltete.

Das Kind war ganz Natürlichkeit und Gemüth. Die blauen Augen, das blonde Haar, das unentstellt durch Flechten bis auf die Schultern verschnitten in seideweichen glänzenden Wellen den schönen Kinderkopf einer werdenden Jungfrau, und der zarten, reinen Carnation eines fast durchsichtigen Teints umfloß, das liebliche Ebenmaß ihrer weich gerundeten Formen, die feine schlanke Taille, die großen dunkelblauen Augen mit den langen seidnen Wimpern, die bald im Aufschlag einen kindlich frommen Madonnenblick sehen ließen, bald eine in süßen, unverstandenen Ahnungen und lieblichen Blumenträumen schwärmende, unschuldige junge Seele verriethen, das Alles machte Aurelie zu einer wahren Wonne ihres Geschlechts und Alters.

Aurelie aber schwärmte förmlich mit den ersten sich regenden Jugendgefühlen für ihren jungen Retter. In ihrer Unschuld nannte sie es Dankbarkeit und ihre Eltern nannten es kindische Anhänglichkeit, was vielleicht schon ein leises Wehen keimender Liebe war.

Doch dieses Gefühl sollte erst zum Bewußtsein und Ausbruch kommen, als die nahe Abreise des jungen Mannes zur Gewißheit geworden war. Die Jungfrau erwachte, wenn auch nicht im Körper, doch in der Seele des jungen Mädchens und in holder Scham verhüllte

sie dieses Gefühl in das tiefste Geheimniß. Sie suchte die Einsamkeit. Ihre Augen füllten Thränen. Auf sorgliche Fragen, was ihr fehle, wagte sie doch nicht ihrer Mutter zu gestehen, daß es die Abreise ihres lieben Leim war, was sie beunruhigte. Ihre Nächte waren unruhig und schlaflos geworden. Ihre Wangen wurden bläßer, selbst ihre feinen rothen Lippen wurden weiß. Es war leider nur zu sehr entschieden, daß Gemüthsbewegung in der Entwickelungsperiode des jungen Mädchens ihr jene chronische Krankheit zugefügt hatte, die so manches zartes Jugendleben ihres Geschlechts verzehrt. Sie litt an der Bleichsucht. Der Hausarzt wurde gerufen; der junge Hobelmann machte seinen letzten Abschiedsbesuch, Aurelie wurde leichenblaß, kalt wie Marmor, das Herz hörte auf zu klopfen; sie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, die sie mit zärtlicher Angst auf das Sopha bettete.

Da erkannten, freilich zu spät, Vater und Mutter, welche heilige Weihestunde es geschlagen habe in diesem kleinen Herzen ihrer lieblichen Tochter. Sie warfen einander einen Blick des Verständnisses zu und dankten im Stillen Gott, daß, wie sie meinten, nun die Entfernung des Gegenstandes einer so frühreifen Liebe auch das Erlöschen derselben zur Folge haben werde.

Wie sehr sie sich täuschten, konnte natürlich erst die Zukunft lehren.

Der arme Hans Michel war ganz ſtarr und ſprachlos vor Schreck geworden. In ſeiner Unerfahrenheit wußte er Tod von Ohnmacht kaum zu unterſcheiden. Die Ungewißheit darüber brachte ihm wie einen Stich durch's Herz. Er fühlte wohl, daß ihm die kleine Aurelie mehr war als ſein eigenes Leben, aber daß es Liebe war, was er für ſie empfand, konnte er freilich nicht denken. Sie war ja noch ein Kind und ein Kind kann man wohl lieb haben, nicht lieben. Einen ſolchen Gedanken hätte ihm auch das Bewußtſein des Standesunterſchiedes nicht aufkommen laſſen. Michael war verſtändig genug, keinen Riß in die Weltordnung, wie ſie einmal hergebracht war, machen zu wollen oder nur für möglich zu halten. Er nahm den Schmerz des Kindes über ſeine Abreiſe für nichts weiter, als für das Wehgefühl über den Verluſt einer Puppe oder den Tod eines Kanarienvogels. Die Zeit, dachte er, wird erlöſchend und austilgend darüber hinwehen. Es war ihm wohl wunderlich genug zu Sinn bei dem Gedanken, daß dieſes liebe, freundliche Kind ſeiner vergeſſen ſollte, indeß, ſo weit er das Leben kannte, war das ja Weltlauf und am Ende gereichte es ihm zur Beruhigung, daß Aurelie durch Vergeſſen beruhigt werden könne.

Solchen trüben Gedanken nachhängend, folgte er dem Geheimrath durch den langen Corridor in deſſen

Studirzimmer, das in dem Seitenflügel nach dem Garten hinaus belegen war.

Hier setzte sich der Geheimrath, sichtlich selbstergriffen und wies dem jungen Handwerker mit einer Handbewegung an, sich ihm gegenüber auf einen Stuhl niederzulassen.

„Lieber Johannes," sprach er darauf, denn in diesen edleren Namen hatte die Geheimräthin den unästhetischen Vornamen Hans verwandelt, „Du siehst, wie nahe es uns Allen geht, Dich, den Retter unseres Kindes, aus unserem Familienkreise scheiden zu sehen; aber Dein Glück und Deine Bestimmung will es so. Ich habe Dir nur noch einige Regeln zu geben. Vor Allem erniedrige Dich nicht durch Betteln. Das sogenannte Fechten der Handwerksburschen ist eine althergebrachte Gewohnheit, die aber dem jungen Handwerker jedes edlere Selbstgefühl nimmt, die ihn der Nichtachtung des Volks und manchen Kränkungen aussetzt. Es sollte dieses sogenannte Fechten streng untersagt und überwacht sein, dagegen müßte in jeder Stadt der reisende Handwerker auf ein oder zwei Tage in der Herberge freie Zeche finden und noch einen Reisepfennig mit auf den Weg erhalten. Wer nach seinem Wanderbuch, ohne Arbeit zu finden, zu lange in der Welt herumläuft, sollte wegen Vagabondirens in seine Heimath zurückgeschickt werden. Dir aber, lieber Johannes, gebe ich den Rath,

halte Dich nicht ohne Noth in kleinen Städten auf, nimm keine Arbeit an, wo Du nichts lernen kannst, sondern betrachte als den Zielpunkt Deiner Reise nur die Centralpunkte der Civilisation und Bildung. Geh' nach Berlin, Wien, Paris und London und suche überall nur in den berühmtesten Werkstätten Arbeit zu bekommen; besuche die Paläste der Großen, die Hotels der Reichen, die renommirtesten Möbelhandlungen, die Kunst- und Gewerbeausstellungen und Du wirst damit Deinen Geschmack bilden. Ein gebildeter Geschmack aber macht das Glück eines jeden Kaufmanns, Fabrikanten und Ouvriers, der auf den Luxus der Reichen speculiren will und nur damit ist ein gutes Geschäft zu machen; das Angenehme, Schöne und Entbehrliche wird immer besser bezahlt, als das Nothwendige, Nützliche und Unschöne."

„Ich danke für den Rath," sprach Johannes, „allein ihn zu befolgen, steht nicht in der Macht meines Willens. Zwar gegen Betteln und Fechten kann ich mich wohl sichern. Genügsamkeit und Fleiß werden mir immer einen Nothpfennig schaffen, aber um diese zu haben, werde ich Arbeit annehmen müssen, wo ich sie finden kann."

„Es versteht sich von selbst," entgegnete der Geheimrath, „daß ich den Retter meines Kindes nicht mit leerer Hand von mir gehen lassen werde. Ich werde

Dir Creditbriefe an namhafte Banquiers in den genannten Hauptstädten mitgeben. Fahre mit der Eilpost (denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht in Deutschland) und logire in anständigen Gasthäusern. Ich will nicht, daß Deine Bildung und Studien im Dunst der Herbergen und Kneipen zu Grunde gehen. Es ist Zeit, daß der Bürger- und Handwerkerstand sich aus seiner bisherigen Niedrigkeit erhebe. Du sollst und wirst diesem Stande Ehre machen und dazu werde ich Dir mit Freuden die Mittel geben, denn Talent und Bildung werden Dich in den Stand setzen solchen Anforderungen zu entsprechen."

Johannes dankte mit gerührtem Herzen, empfing die Reiseunterstützung und Pässe und ging, nachdem er noch einmal Abschied genommen hatte von der Geheimräthin am folgenden Tage mit der Post ab nach Berlin.

Die kleine Aurelie hatte er nicht wieder gesehen. Das liebliche Kind schämte sich seinen Schmerz verrathen zu haben und kam nicht zum Vorschein, als Johannes in Geheimraths Hause seinen letzten Besuch machte.

Belauschen wir ihre Thränen nicht, die im Stillen reichlich flossen. Das wäre Verrath an den süßesten Geheimnissen der Natur, wäre Abstreifen des glänzenden Farbenstaubes vom Schmetterlingsflügel, wäre Zerstören des duftenden Kelches einer sich entfaltenden Rose.

Drittes Kapitel.

Der junge Tischler geht auf die Wanderschaft und durch die Schule der Revolutionen.

1.

Johannes hatte zwar die Creditbriefe seines Gönners, des Geheimraths, angenommen, weil er ihm vorgesprochen hatte, daß das zu seiner Ausbildung dienen könne, indeß besaß er feines Gefühl genug, Alles aufzuwenden, um davon keinen Gebrauch machen zu müssen.

So wanderte er zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken, wie jeder andere Handwerksbursche. Er nahm Arbeit an auf kurze Zeit in den mittelgroßen Städten, und da er nur für die feinste fournirte Arbeit, und für geschmackvolle Holzstecherei sich verpflichtete, so erhielt er überall nur bei den geschicktesten Meistern Arbeit und wurde gut bezahlt. Und weil er dabei sehr genügsam lebte, und seine Feierstunden nicht in den Herbergen und Schenken zubrachte, sondern studirte, um sich höher auszubilden, so konnte er es auch durchführen, daß er

niemals fechten ging, auch nicht einmal Gewerksgeschenke annahm. Schon dadurch, und durch seine Liebenswürdigkeit und Bildung, war er überall gern gesehen, erhielt die trefflichsten Zeugnisse und wurde von einem Meister dem andern empfohlen. Mehr als ein Meister hätte ihn gern für immer behalten und mehr als eine Meisterin machte ihm verblümte Anträge sich um die Hand einer ihrer hübschen Töchter zu bewerben, deren freundliche Augen ihm zum Voraus merken ließen, daß er ganz sicher sein könne, bei geziemender Anfrage keinen Korb zu erhalten. Selbst manche ältliche Meisterswittwe hätte den geschickten, ordentlichen und fleißigen Burschen gern in ihrer Werkstatt und später als Gatten und Meister angenommen und gab es ihm deutlich genug zu verstehen; aber für alle solche Lockungen hatte Johannes kein Herz. Für sein Gefühl gab es nur ein liebliches weibliches Wesen auf der Welt, das war die kleine Aurelie, konnte er diese nicht haben, so kam es ihm auch nicht in den Sinn, irgend ein anderes Verhältniß anzuknüpfen. Und dann lag ihm wirklich auch seine Kunst, wie er seine höhere gewerbliche Ausbildung nannte, zu sehr am Herzen, um sich entschließen zu können, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

So wanderte er zuerst nach Wien, dann nach Paris. Die damals schon wühlenden politischen Bewegungen berührten ihn nicht. Ein Jahr lang hatte er fleißig

in den berühmtesten Werkstätten gearbeitet. Er war zwanzig und ein halb Jahr alt geworden. Seine Geschicklichkeit hatte zugenommen mit der Uebung. Er lernte die vollkommneren Werkzeuge neuerer Erfindung kennen und anwenden und lieferte damit jene bewunderungswürdige Vollendung der Arbeit, die die Pariser Ebenisten, wie sich dort die feinen Kunsttischler nennen, vor allen deutschen Arbeiten auszeichnet. Seine chemischen und technischen Kenntnisse vermehrten sich, indem er die Vorlesungen der berühmtesten Lehrer der Chemie besuchte. Er lernte das Kyanisiren des Holzes, d. h. die Behandlung desselben mit Quecksilber-Präparaten, die gegen jede nasse und trockne Holzfäule schützen; dann die Methode, das Holz durch und durch zu färben, indem der Stamm im Frühjahr, sowie der Saft in die Bäume tritt, gehauen und in eine geeignete färbende Flüssigkeit gestellt wird und diese dann in sich aufnimmt; ferner das schnelle und vollkommne Austrocknen durch Dampf; das Biegen und Pressen des Holzes auf Maschinen; die Vervielfältigung der Holzschnitzerei auf mechanischem Wege und die Bereitung der feinsten und vollkommensten Polituren und Lacke. Seine Zeichenkunst und Kenntniß der Mechanik machte es ihm möglich, von den größern und complicirtesten Maschinen genaue Zeichnungen aufzunehmen; die kleineren Werkzeuge schaffte er sich selbst an von seinen Ersparungen, und so würde er als der

vollkommenste Tischler nach Deutschland zurückgekehrt sein, hätte er nicht seiner Militärpflicht in Deutschland Genüge leisten müssen und hätte er nur noch ein Jahr im Frieden in Paris zubringen können, oder wäre er, ehe die Revolution von 1830 ausbrach, nach London gegangen. So aber wurde er leider von diesem Ereigniß in Paris überrascht.

Da wurde denn auch der fleißige Johannes Hobelmann durch die Gewaltsamkeit der Ereignisse aus seiner stillen Werkstatt in den offenen Kampf gerissen.

Es kamen die schrecklichen Blousenmänner, die Arbeiter aus den Fabriken, meistens ausgediente Soldaten in Napoleon's Heere, jetzt bewaffnet, wie es eben gehen wollte, mit alten, rostigen Flinten, oder neuen Gewehren, die aus den Waffenläden geraubt waren, oder auch kostbaren orientalischen oder mittelalterlichen Waffen, die aus Waffensammlungen erst eben mit Gewalt entlehnt waren, und die Leute riefen auf: „Zum Kampf! zum Kampf! gegen die Schergen der Gewalt!" wie sie in ihrer Wuth die königlichen Soldaten nannten.

Einzelne, die sich zu Volksrednern aufwarfen, schrieen in abgebrochenen Sätzen: „Die Nation ist betrogen! die Ordonnanzen des Königs sind ein Staatsstreich, berauben das Volk seiner Rechte, stürzen die Verfassung um; die Bourbons haben sich überlebt, sie müssen zum zweitenmale entthront werden. Die Arbeiter sind das souveräne

Volk! Sie dürfen nicht mehr abhängig sein vom Capital. Auf, zerschlagt die Maschinen, die uns das Brod nehmen. Auf, zum Kampf, zum Kampf! Wer nicht mit uns geht, ist gegen uns und wird todt geschlagen.“

Da mußte wohl Johannes mit ausziehen zum Kampf, der ihm in der innersten Seele zuwider war; denn in Frankreich war er ja ein Fremder, was gingen ihn die Ordonnanzen Karl's X. an, was die Verfassung Frankreichs und ihre Freiheiten? und im Uebrigen war er zu verständig, um sich von communistischen und socialistischen Ideen irre machen zu lassen.

Er wagte es sogar, in der allgemeinen Aufregung zu den Arbeitern in seiner Werkstatt zu sprechen: „Es ist wahr, die Maschinen verrichten Arbeiten, die, wenn es keine Maschinen gäbe, von Menschenhänden verrichtet werden könnten, und hunderttausend fleißigen Menschen Nahrung geben würden. Aber weil sie ohne Menschenkraft arbeiten, so können sie so wohlfeil arbeiten, daß der Absatz der Waare vermehrt wird. Einige Menschen beschäftigen die Maschinen doch immer und wenn sich durch die Maschinen der Absatz verhundertfältigt, so finden jetzt immer noch mehr Menschen Brod dabei, als früher, wie nur wenig und zwar durch Menschenhand producirt wurde. Zerstört die Maschinen und diese Production und Arbeit hört auf; die hunderttausend Arbeiter, die

jetzt in Frankreich noch durch Maschinen ihr Brod finden, werden brodlos. Es ist ein leerer Wahn, daß alsdann Handarbeit an die Stelle der Maschinenarbeit treten werde, denn so lange das Ausland mit seinen Maschinen um hundert Procent wohlfeiler arbeitet, als der fleißigste Arbeiter des Inlandes mit der Hand, so lange wird uns das Ausland mit Waaren überschwemmen, die wir im Inlande nicht ebenso wohlfeil herstellen können. Also, können wir nicht alle Maschinen in der ganzen Welt zerstören, so zerschlagen wir mit den einheimischen Maschinen unseren eigenen Wohlstand.“

Die Genossen seiner Werkstatt, die den jungen Deutschen als einen vernünftigen jungen Mann achteten, waren durch diese Rede leicht überzeugt, und so wurden die Maschinen der großen Möbelfabrik, worin er arbeitete, gerettet. Aber dieser Erfolg genügte dem jungen deutschen Gesellen noch nicht; er organisirte aus den vernünftigsten Arbeitern, die er durch seine verständige Beredtsamkeit gewinnen konnte, ein Schutzcorps für den Schutz der Maschinen benachbarter Fabriken. Wo er die Wüthenden nicht anders entfernen konnte, da rief er: en avant — contre l'ennemi du peuple — defendons les barricades — und so, um nur die Bewegung abzuleiten von dem Kriege der Arbeiter gegen die Industrie, gerieth er einigemal mitten in den Kampf. Kugeln pfiffen rings um ihn her, furchtbar krachten die

Gewehrschüsse und dumpf dazwischen donnerte von fernher das vor den Tuilerien aufgepflanzte schwere Geschütz. Man unterschied ganz genau das regelmäßige Peloton- und Rottenfeuer der Schweizergarde, der Soldaten und Nationalgarde, von dem unregelmäßigen Knattern der Büchsen aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser, das von Seiten der Proletarier sehr lebhaft und wirksam unterhalten wurde. Ueberall gab's Todte und Verwundete auf beiden Seiten. Im Kampfe stumpft das Gefühl sich ab; doch Johannes war immer noch zu sehr Mensch und Menschenfreund, um nicht mit Abscheu sich von diesen Greuelscenen eines schrecklichen Bruderkampfes abzuwenden. Er nahm sich vor, sobald es unbemerkt geschehen könne, sich zurückzuziehen.

Dazu fand sich Gelegenheit. Als die Nacht dem Kampfe eine kurze Waffenruhe gegeben hatte, schlich er sich von der Dunkelheit begünstigt davon und erreichte unbemerkt seine kleine Wohnung in der Rue Saint-Martin. Es war ein Dachkämmerchen bei einer alten Frau, wo er eine Schlafstelle hatte. Hier packte er seine Sachen, soweit er sie selbst nicht mitnehmen konnte, besonders die neuen Werkzeuge, Bücher und Pläne und Zeichnungen in eine Kiste, nagelte diese zu und versiegelte sie. Darauf versah er sie mit der Adresse des Geheimraths in seiner Heimath und übergab sie seiner

Wirthin mit dem Auftrage, sobald Alles ruhig sein würde, diese Kiste durch einen Spediteur abzusenden, wozu er ihr Geld zurückließ. Nur seinen Paß, sein Wanderbuch und ein großes Portefeuille, welches seine Zeichnungen enthielt, nahm er mit.

Ueber diese Arbeit war es Morgen geworden; er nahm von seiner Wirthin Abschied und begab sich mit einer blauen Blouse bekleidet, mit dem Säbel umgürtet und einer dreifarbigen Binde um den Arm wieder auf die Straße, wo bereits der Kampf wieder auf's Neue begonnen hatte.

2.

Es war ebenso schwierig als gefährlich, eine der Barrieren der Stadt zu erreichen. Fortwährend rückten neue Massen Kämpfer von der Banlieue (Vorstadt) herein und rissen Alles mit fort, was sich in entgegengesetzter Richtung bewegte. Das begegnete auch ihm einigemal. Er durfte sich nicht einmal merken lassen, daß er aus Paris sich zu entfernen beabsichtige, man würde ihn sogleich als einen Verräther an der Volkssache niedergeschossen haben. Doch immer wieder erneuerte er seinen Versuch, indem er vorgab, noch Kameraden holen zu wollen, um alsdann auf den Kampfplatz zurückzukehren.

Bei diesem Bemühen sah er einen jungen Mann, der zwar auch eine blaue Blouse trug, aber soviel ari-

stokratisch Feines in seinen Gesichtszügen und seinem Wesen verrieth, daß sich leicht erkennen ließ: er war kein Mann des Volks, sondern ein vornehmer Flüchtling.

Der junge Mann hatte eine schöne ovale Gesichtsform, große dunkle Augen, eine edel gebogene Nase und einen kleinen Mund, auf dessen Oberlippe ein feiner Schnurrbart wie hingehaucht erschien.

Johannes hielt ihn an und sagte: „Sie wollen entfliehen, Monseigneur, aber Sie kommen allein nicht durch."

„Ich, entfliehen?" entgegnete Jener erschrocken, dieu m'en garde, ich wollte nur einen Freund in der Vorstadt St. Antoine besuchen."

„Auch dahin würden Sie ohne Führer nicht kommen. Ich bin Flüchtling wie Sie und werde Sie begleiten."

„Wenn ich Ihnen trauen dürfte, mein Herr?"

„Sie dürfen es, ich bin ein Deutscher."

„Auch ich bin ein Deutscher und wünschte in mein Vaterland zurückzukehren."

„Ich heiße Johannes Hobelmann, Tischlergesell aus †††"

„Und ich: Karl, regierender Herzog von Braunschweig."

„Durchlaucht, um so mehr werde ich mich glücklich schätzen . . . ."

„Auf den Barrikaden kennt man keine Etikette. Retten Sie mich und ich werde dankbar sein.“

„Nur ein Thor rechnet auf Dank, und besonders sagt man, sollen die Großen dieser Erde nur zu oft abgeneigt sein im Glück zu erfüllen, was sie im Unglück verheißen haben. Indeß besorgen Sie nichts, ich werde thun, was möglich ist.“

Zehn Barrikaden mußten mit Gefahr und Anstrengung überstiegen werden. Ueberall half der deutsche Handwerker dem flüchtigen Herzoge, der viel Aengstlichkeit verrieth, besonders da er ganz von seinem Gefolge abgekommen war. Wurden Beide angehalten, so fehlte es ihnen an Vorwänden nicht. An der Barriere erklärte Johannes dem wachhabenden Posten, daß er Auftrag habe, einen gefangenen Aristokraten an die Municipalität der Vorstadt abzuliefern.

So lag denn endlich das tief aufgewühlte Paris hinter ihnen. Noch einmal blickten sie von der Höhe des Mont-Martre darauf zurück. Furchtbar rollte der Donner der Kanonen über die unter ihren Füßen liegenden Dächer der unglücklichen Capitale dahin. Nach einigen Anstrengungen, denen der junge Herzog fast erlag, war endlich das freundliche Dorf St. Ouen mit seinen alterthümlichen Klostergebäuden und zierlichen Landhäusern erreicht. Dort gelang es ihnen einen Bauerwagen zu erhalten, worauf sie weiter fuhren nach St. Denis.

Der Herzog hatte bei seiner eiligen Flucht versäumt Geld beizustecken. Seinem Adjutanten hatte er nur gesagt: er würde vorangehen und in St. Denis ihn erwarten, jener möge suchen zu retten, was zu retten sei und dann ihm nachkommen.

Nicht genug konnte der Herzog die Schrecken, die ihn zur Flucht gedrängt hatten, schildern. Vor seinem Hotel hatte sich eine furchtbar tobende Pöbelrotte versammelt gehabt. Ein Cavalier des Herzogs hatte sich an das Fenster gewagt, um zu sehen, was das Toben bedeute, da entstand das Geschrei: „Ein Aristokrat! ein deutscher Fürst! nieder mit dem Fürsten! alle Herrscher sind Tyrannen! nieder mit dem Tyrannen!" und gleichzeitig flogen Steine in das Fenster, Schüsse wurden darauf abgefeuert, Kugeln pfiffen dem jungen Fürsten um die Ohren, und klirrend fielen Glassplitter mit großen Pflastersteinen zugleich in die eleganten fürstlichen Wohngemächer. Bleich vor Schreck zog sich der Herzog in die hintern Gemächer zurück. Man rieth ihm durch eine Hinterthür das Haus zu verlassen, da unmöglich der Pöbel lange noch abgehalten werden könne, das Hotel zu erstürmen. Da entfernte er sich eilig, begleitet von seinem Leibjäger, der gleich ihm eine Blouse überwarf. Sie erreichten die Straße. Doch die Livree wurde trotz der Blouse bemerkt. Der Jäger wurde vom Volke angegriffen und mußte sich zurückziehen. So

war der Herzog allein in diesen wogenden Straßen und hätte nie eine der Barrieren von Paris überstiegen, wenn ihm nicht der junge Handwerker als Führer und Helfer gedient hätte.

In St. Denis schenkte ihm der Herzog seine goldene Dose und schlug ihm vor, ihn weiter nach Brüssel zu begleiten. Da aber, wie gesagt, der Fürst kein Geld bei sich hatte und zu einer so weiten Reise Johannes' Reisekasse nicht ausgereicht hätte, so mußte er dieses Geschenk sogleich wieder verkaufen, um den Ertrag zur Weiterreise zu verwenden. Auch hier war das Volk in Aufregung und erschien es allerdings bedenklich, hier noch einige Stunden zu verweilen, um die immer noch zweifelhafte Ankunft des Gefolges zu erwarten. Der Herzog beschloß daher sofort weiter zu reisen, um so mehr, da sein Adjutant wußte, wohin das Ziel der Reise gehen sollte. Johannes verschaffte ihm ein Cabriolet, eine Courrierchaise auf zwei Rädern, und damit ging es mit zwei Courrierpferden fort im Trabe und Galopp der belgischen Grenze zu. Dort nannte sich der Herzog einem höhern Officier und durfte passiren. In Brüssel kam am folgenden Tage das Gefolge des Herzogs an. Einige Tage sollte hier geruht werden; aber auch hier brach die Revolution aus, furchtbarer beinahe noch als in Paris war der Straßenkampf, der dort begann.

Dort war das Gefolge des Herzogs noch zeitig genug eingetroffen, um ihn auf der Flucht aus Brüssel zu begleiten. In den breiten Straßen donnerten die Kanonen; die Insurgenten schossen in den Häusern aus den Fenstern und warfen Pflastersteine herab oder gossen siedendes Pech und Oel auf die unten nur langsam im furchtbaren Kampfe gegen das Volk vorrückenden Soldaten. In jeder Etage hatte man mit durchgebrochenen Wänden die Verbindung hergestellt, damit die Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit Belgiens ein Haus nach dem andern, wie eine Festung vertheidigen und aus einem Hause in das andere sich zurückziehen konnten.

Der Herzog hatte Gefallen gefunden an dem freimüthigen und bescheidenen Wesen des jungen Mannes. Er machte ihm den Vorschlag, in seinem Gefolge mit nach Braunschweig zu gehen, wo er dann weiter für sein Glück sorgen werde.

3.

Er kam nach Braunschweig. Der Herzog ließ ihn in einem der ersten Hotels eine Wohnung auf herzogliche Kosten anweisen; doch Johannes erklärte, daß sich eine herrschaftliche Wohnung für einen armen Handwerksmann nicht schicke; er wolle für einige Zeit wieder Arbeit nehmen und wenn dann später einmal, nachdem er seiner Militärpflicht im Preußischen genügt haben

würde, Se. Durchlaucht ihm die Niederlassung in Braunschweig und das Meisterrecht gewähren, auch allenfalls ihm, als einem jungen Anfänger, mit einem kleinen Vorschuß unter die Arme greifen wolle, so glaube er sich dem Lande und der Stadt nützlich machen zu können, indem er in seiner Kunst manches Neue und Schöne hier einheimisch machen könne, woran man bis jetzt in Deutschland noch nicht gedacht habe. Uebrigens möge Se. Durchlaucht ihm Gelegenheit geben zu zeigen, was er zu leisten vermöge und er würde hoffentlich beweisen, daß er der Ehre einer so hohen Protection würdig sei.

Diese Antwort gefiel dem Herzoge. Er ließ durch seinen Kanzleirath Bitter den jungen Handwerker bei einem der geschicktesten Hoftischlermeister unterbringen und gab diesem auf, durch den Gesellen irgend ein Stück Arbeit nach dessen Geschmack anfertigen zu lassen. Es müsse jedoch in vierzehn Tagen fertig sein und brauche nur ein kleines Kästchen oder dergleichen zu sein.

Johannes erhielt zugleich eine Geldsumme als Erstattung der gemachten Auslagen. Als er bemerkte, daß diese die Auslagen wohl um das Zehnfache überstieg, weshalb er den Ueberschuß zurückgeben wollte, so erklärte der Kanzleirath, er dürfe das Geld nicht zurücknehmen; wolle er den Mehrbetrag auch nicht von einem Fürsten als Gnadengeschenk annehmen, so möge er es als Vorschuß auf das demnächstige Darlehen bei seiner

Besetzung betrachten. Bei dieser Gelegenheit bat sich Johannes die Erlaubniß aus, dem Herzoge seine Studien und Zeichnungen vorlegen zu dürfen.

Noch an demselben Abende erhielt er Audienz und legte dem Herzoge sein Portefeuille vor, das die trefflichsten Zeichnungen von neuen Möbeln enthielt, die Alles an Geschmack übertrafen, was selbst der Herzog an solchen Luxusgegenständen in Paris gesehen hatte.

Der Herzog fand Alles vortrefflich. Er beauftragte den Hofbaurath Ottmer, den jungen Mann zu prüfen und wenn er wirklich die Fähigkeiten besitze, die er bis jetzt gezeigt habe, so solle er ihm vorschlagen, sich dem Baufach zu widmen. Er, der Herzog, wolle alle Kosten seiner höhern Ausbildung tragen und wenn er den erregten Erwartungen entsprechen würde, so solle auch für seine demnächstige Anstellung gesorgt werden.

Wer war glücklicher als Johannes, als der Baurath in ihm allerdings ein ausgezeichnetes Talent und tüchtige Vorbildung entdeckt hatte und ihm den Willen des Herzogs kund gab. Zwar regte sich in ihm noch einmal der alte Handwerksstolz; er hielt sein Gewerbe mit Recht für ein ehrenwerthes, er hatte darin tüchtige technische Fertigkeit gewonnen, die für immer verloren ging, wenn er sich dem Baufache widmete und doch hatte es auch Reiz für ihn, ein neues Feld des Wissens zu betreten, das einen so großen Umfang von technischen

Kenntnissen voraussetzte und einen weitern Kreis der Thätigkeit für seine Kunst- und Geschmacksbildung ihm eröffnete.

Dabei beschlich ihn auch noch ganz leise eine andere, ungemein freundliche Perspective. Tief in seiner Seele schlummerte ein Gefühl, das er sich kaum selbst zu gestehen wagte. Im Wachen und Träumen erschien ihm so oft das liebliche Bild der kleinen Aurelie. Er hielt sich wohl fern von dem Gedanken, daß er sie liebe und daß es das höchste Glück seines Lebens sein würde, dieses liebenswürdige kleine Wesen, das ihm mit kindlicher Anhänglichkeit so wohlwollte, einmal ganz die Seinige nennen zu können; allein seine Vernunft sagte ihm, daß ein solcher Wunsch in das Reich der Unmöglichkeit gehöre, indem ihr Rang und Stand dem seinigen so fern lag, und nun war es die Aussicht durch eine Anstellung als Architekt einmal in die höheren Kreise der Gesellschaft aufrücken zu können und damit das Mißverhältniß des Ranges einigermaßen ausgeglichen zu sehen. Freudig willigte er ein und arbeitete mit Lust und Liebe an der niedlichen kleinen Reisetoilette für den Herzog, die ein wahres Meisterwerk der höhern Tischlerkunst wurde.

Aber auch hier sollte eine Revolution störend eingreifen in seine Lebenswege.

4.

Es war in den ersten Tagen des Septembers 1830 und zwar an einem Sonntage, als der wißbegierige junge Handwerker sich entschloß, eine Wanderung nach dem nahen Wolfenbüttel zu unternehmen, um dort die berühmte Bibliothek und in der Vorhalle derselben die Büste Lessing's zu sehen.

Da er gewohnt war, sehr ökonomisch zu leben, so hatte er seine Mundprovision für den ganzen Tag, bestehend in Semmeln und Braunschweiger Wurst, in einem kleinen Ränzel auf dem Rücken mitgenommen. Leider aber trug er ein Paar starke, rindslederne neue Stiefel, die ihn gewaltig drückten und schmerzten.

Doch Johannes war nicht der Mann danach, einen einmal gefaßten Vorsatz aufzugeben. Er biß die Zähne auf einander und hinkte, so gut es gehen wollte auf seinen Keulenstock gestützt weiter, immer fort auf der schönen Chaussee, die aus dem Augusther, eine gute Meile weit, nach Wolfenbüttel führt.

Es war ein schöner Tag. Langsam, und unter vielen Schmerzen kam er nach dem Chausseehause, das quer über die gerade Straße gebauet ist. Dort kehrte er ein bei dem wohlgenährten damaligen Gastwirthe und Chausseegeldeinnehmer, Herrn Schliephake. Dieser war ein wohlhabender Bauer und hatte damals noch zwei

hochgebildete, wunderschöne Töchter, die dabei mit ihrer wohlkleidenden bäuerischen Tracht eine ungemeine Feinheit und Liebenswürdigkeit im Benehmen verbanden. Sie hatten in einer berühmten Pensionsanstalt in Braunschweig ihre Erziehung empfangen. Das kommt öfters vor im Braunschweigischem, daß die Töchter reicher Bauern, welche ihre zehn- bis zwanzigtausend Thaler Mitgift bekommen, in weiblichen Pensionaten in Braunschweig ihre höhere Bildung empfangen, welche oft in Erstaunen setzt, wenn man dieselben jungen Mädchen, die dort städtische Damenkleidung trugen, auf dem Lande wiederfindet in rothen faltenreichen Friesröcken, mit grünem Bande besetzt und den gestreiften Mützen, woran handbreite schwarze Moorbänder, bis an den Saum des Rockes, über den Nacken herabhängen.

Die Töchter des Gastwirths Schliephake waren Gegenstand der allgemeinen Verehrung aller alten und jungen Herren, Officiere und Civilisten, in Braunschweig und Wolfenbüttel, von den höchsten, bis zu den mittlern Ständen herab. Sonntags war eine wahre Wallfahrt nach diesem damals so beliebten Vergnügungsorte, und selten passirte ein männliches Individuum dieses Chausseehaus, ohne einige Augenblicke einzukehren. Damals existirte die Eisenbahn zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel noch nicht, und die jetzt sehr verödete Straße war bedeutend belebt. Glücklich, wer mit einer dieser

ländlichen Schönen eine Unterhaltung anknüpfen konnte, die von Seiten der Mädchen so gewandt geführt wurde, daß Jeder sich angezogen fühlte, ohne doch irgend einer Begünstigung sich rühmen zu können. Die Aeltere war, wenn wir nicht irren, damals schon Braut eines Leibjägers des Herzogs Karl. Wenigstens befand sich ein solcher, in seiner reichen, goldbetreßten Livree, mit ihr in lebhafter Unterhaltung, als unser junger Tischlergesell, Johannes Hobelmann eintrat in die Gaststube.

Der Schmerz am Fuße hatte ihn zur Einkehr und zum Ausruhen gezwungen. Er setzte sich auf eine der nach bäuerischer Sitte roth angestrichenen Bänke, die ringsumher an den Wänden befestigt waren, hinter eine der roth bemalten langen Tafeln, nahm eine Semmel und ein Stück Wurst aus seinem Ränzel, und forderte ein Glas Bier.

Eins der jungen Mädchen, in der reizenden, bäuerischen Tracht, brachte es ihm, und wünschte ihm, mit sichtbarem Wohlgefallen an dem hübschen, stillen und bescheidenen jungen Menschen, der so einfach, aber auch so wohlanständig gekleidet war, ein: „Wohl bekomme es!“ Er dankte und damit hatte die Unterhaltung ein Ende. Johannes hatte ganz andere Dinge im Kopfe und Herzen, um Neigung zu empfinden, sich mit hübschen, liebenswürdigen jungen Mädchen in eine freundliche Unterhaltung einzulassen; er dachte an die kleine

Aurelie, die nun wohl schon ziemlich groß und hübsch geworden sein mußte, und dann wieder an die bewegte Zeit, und die Schreckbilder von Paris; der Volkskrieg in Brüssel lief ihm wirr durch den Kopf; und in Braunschweig war auch eine tiefgrollende schwere Stimmung. Ueberall wurde laut über den Herzog räsonnirt; die schändlichsten Anekdoten und Charakterzüge aus seinem Privatleben wurden mit Begierde erzählt und angehört und mit neuen Uebertreibungen weiter verbreitet. Und da dieses bei dem Wohlwollen, welches der junge Tischlergesell vom Herzoge empfangen hatte, sein dankbares Gemüth tief betrübte, so unterließ er es selten, wenn eine solche Anekdote auftauchte, sich an der Quelle genau danach zu erkundigen und dann kam er dahinter, daß es meistens nichts als Lügen, Verdrehung der Wahrheit, Uebertreibung und Verleumdung damit war. Und das erbitterte ihn gegen die leichtgläubige Menge, die den Herzog haßte, von dem er nur Gutes empfangen hatte. Mehr als einmal schon hatte er an öffentlichen Orten, die er nur selten besuchte, die Erfahrung gemacht, daß es vergebens war, durch irgend ein vernünftiges Zureden die Partei des Herzogs zu nehmen. Ja, aus der Herberge hatte man ihn herausgeworfen, als er einst einer solchen Anschuldigung widersprach, und sein Meister hatte ihn, obwohl er der geschickteste seiner Gesellen war, fremd gemacht, d. h. die Arbeit aufgekündigt, weil er

mit einem Spion des Herzogs nicht unter einem Dache leben wollte.

Die Reise des jungen Gesellen fiel in die Zeit, da er brodlos war, ehe er wieder in einer andern bedeutenden Werkstatt Arbeit gefunden hatte.

Jetzt trat der dicke Wirth zu ihm und fragte: „Ihr seid wohl fremd im Lande, Landsmann!“

„Allerdings. Ich bin Tischlergesell auf der Wanderschaft, habe aber schon einige Wochen in Braunschweig gearbeitet.“

„Na, dann werdet Ihr auch von den Streichen gehört haben, die Herzog Karl alle Tage macht; es ist gar nicht möglich, daß er an der Regierung bleibt.“

„Welche Streiche?“ fragte Johannes, um doch etwas zu sagen.

Der Wirth setzte sich zu ihm, und sprach in seinem derben und gemüthlichen Plattdeutsch leise und geheimnißvoll:

„Zum Glück ist der Faselhans und Fürstenknecht dort mit meinen Töchtern beschäftigt und hört uns nicht, und so können wir denn wohl ein vertrauliches Wort miteinander schwatzen. Lieber Himmel, wenn ich bedenke, unter welchem Volksjubel hielt dieser Fürst, dieser älteste Sohn des gebliebenen Helden von Quatrebras, am dreißigsten October 1823, seinen Einzug

in die Stadt, und nun möchte man ihn mit Hunden hinaushetzen, wenn man könnte. Es wird den Fürsten so leicht gemacht, sich vom Volke lieben zu lassen und wie kalt stößt oft schnöde Selbstsucht und Herrschsucht so mancher Fürsten diese Liebe zurück und verwandelt sie in tiefen Haß. Das war leider hier der Fall.“

„Lieber Herr,“ sprach Johannes, „es wird dem jungen Herzog viel Uebles nachgesagt, dessen er sich nicht schuldig gemacht hat. Man weiß, wer hoch steht, auf den sind aller Augen gerichtet, und hat einmal erst ein solcher Fürst sich unbeliebt gemacht, so finden Schmähungen, Uebertreibungen, Verleumdungen und Verdrehungen kein Maß mehr. Das Schlechte vom Menschen wird nur zu gern geglaubt und begierig weiter getragen und vergrößert. So ging es auch hier: aus unbedeutenden, unschuldigen Handlungen wurden große Schlechtigkeiten herausgelesen und, wenn mich nicht Alles trügt, so geschieht diese Verleumdung nach einem wohldurchdachten Plan von einer einflußreichen Partei, die den Herzog Karl lieber heute als morgen vom Throne stürzen möchte.“

„Einigermaßen möchet Ihr wohl recht haben, junger Mensch, und es macht mehr Eurem Herzen, als Eurem Verstande Ehre, daß Ihr versucht, den allgemein Gehaßten zu vertheidigen. Aber ich kann Euch im Vertrauen sagen, es sind die edelsten Patrioten, die an der

Spitze der Volksbewegung gegen den Herzog stehen, und das geschieht aus reiner Vaterlandsliebe; denn so kann die Sache nicht bleiben. Der Herzog verweigerte die Anerkennung der Landesverfassung . . . .“

„Weil ihm wenige Monate vor seinem Regierungsantritte die revidirte Landschaftsordnung, unterzeichnet vom königlichen Vormunde, am fünfundzwanzigsten April 1820, gleichsam aufgedrungen war, weil diese Verfassung keine Volksvertretung ist, wie sie der Herzog in Frankreich hatte kennen gelernt und seinem Volke gern gegeben hätte, sondern eine Vertretung der Feudalaristokratie gegen das Volk; denn es hatten nach dieser Landschaftsordnung die achtundsiebzig Rittergüter des Landes ebenso viel Virilstimmen, während alle übrigen Grundbesitzer, die Städte und die Prälaten nur insgesammt durch funfzig Abgeordnete, (fast Alle Staatsbeamte) vertreten waren. Und diese Landschaftsordnung war nur unterzeichnet durch vier Prälaten, die auch Staatsdiener waren, durch zehn Rittergutsbesitzer und vier Beamte als Vertreter der Städte und Aemter, Alles der Regierung oder ihrem eigenen Feudalinteresse ergebene Männer, und die so nach dem Willen der vormundschaftlichen Regierung octroyirte Verfassung nannte man eine mit den Ständen vereinbarte. Kein Wunder, wenn der Adel unzufrieden war, daß der Herzog diese ihm günstige prächtige Verfassung nicht

anerkennen wollte, und wenn das Volk sich einreden ließ, der Herzog strebe nach Absolutismus und wolle gar keine Verfassung und Landesrecht anerkennen."

Der wohlbeleibte Wirth gewann einigermaßen Respect vor dem jungen Handwerker, der so besonnen sprach über die braunschweigischen Verhältnisse, als habe er das Staatsrecht studirt.

„Ei, mein Freund," sprach er, „Ihr redet ja da recht klugschnäbelig, aber was sagt Ihr zu den Verkäufen von Porzellan der Kammergüter von Seiten des Herzogs, zu dem Anschreißen der Staatskassen und dem Belegen großer Summen im Auslande?"

„Es sei fern von mir, diese und andere vielfache Verletzungen der Landesrechte und andere Fehlgriffe in der Regierung rechtfertigen zu wollen; allein wer trägt die Schuld davon? Seine verkehrte und gänzlich verfehlte Erziehung. Anstatt den beiden Prinzen den trefflichen Erzieher, dem sie ihr verewigter Vater selbst anvertrauet hatte, den englischen Geistlichen Herrn Prince zu lassen, gaben die Alles geltenden Agenten der vormundschaftlichen Regierung, Graf Münster und der Geheimerath von Schmidt-Phiseldeck, die Prinzen unbedingt in die Hände eines ehemaligen Pagenlehrers, den der Herzog selbst als einen Erzpedanten schildert, und eines nahen Verwandten des Grafen Münster, eines zum Erzieher ebensowenig geeigneten hannöverschen Kammerherrn."

„Aber, junger Freund, hätte die Erziehung hier helfen können, den bösartigen Charakter des Herzogs Karl zu bessern, so wäre es geschehen. Warum ist die Erziehung des mit ihm erzogenen Herzogs Wilhelm eine gelungene zu nennen?“

„Weil die Charaktere verschieden sind; was an dem mildern Charakter, ohne zu verletzen, vorübergeht, mußte den stolzen festern Sinn des Herzogs Karl erbittern. Sein Nacken ertrug im Bewußtsein, einst Souverän des Landes zu sein, nicht das Joch eines pedantischen Schulmeisterdespotismus. Wäre er mit Liebe erzogen, so hätte er Liebe gewonnen; aber Kälte und Härte erzeugen Kälte und Härte; Lieblosigkeit bringt Mißtrauen. Gegen den Herzog Karl waren alle die zahllosen Trakasserien und Anschwärzungen gerichtet, die ihn bei dem königlichen Vormund in ein so schlechtes Licht stellten, daß dieser glaubte, im Interesse des Landes ihm vor dem vollendeten einundzwanzigsten Jahre nicht die Regierung übergeben zu dürfen, obwohl die braunschweigischen Herzöge, nach den Hausverträgen und der Observanz schon mit dem achtzehnten Jahre regierungsmündig werden. Daraus entstand jene tiefe Bitterkeit über eine wirklich ihm zugefügte Rechtsverletzung, jener leidenschaftliche Groll gegen seinen königlichen Vormund, besonders aber gegen die eigentlichen Leiter des Ganzen, die sich in den mehr unpolitischen, als rechtswidrigen Maßregeln der Ver-

folgung Schmidt-Phiseldeck's mit Steckbriefen, ferner in der unglücklichen Verordnung, wodurch er alle während der rechtswidrigen Verlängerung der vormundschaftlichen Gewalt, von derselben erlassenen Gesetze und Verfügungen für ungültig erklärte. Dadurch machte er sich das mächtige England und durch dessen Einfluß alle deutschen Cabinette zum Feinde und ich wette, sollte einmal eine Revolution gegen ihn entstehen, und das ist nicht unwahrscheinlich, so wird er bei dem deutschen Bunde keinen Beistand finden."

In diesem Augenblick war noch eine Equipage angekommen. Zwei Herren stiegen aus, die nach ihrem Wesen höhere Staatsbeamte zu sein schienen. Sie waren sehr ernst, und setzten sich an einen Tisch an's Fenster, wo sie begierig Zeitungen lasen und abwechselnd leise mit einander sprachen. Selbst die reizenden Töchter des Wirths konnten ihnen heute kein freundliches Wort abgewinnen. Der Wirth schenkte ihnen auf Verlangen jedem ein Glas Madeira ein und setzte ihnen ein Frühstück vor. Das letztere ließen sie fast unberührt stehen; den Wein aber tranken sie mit Hastigkeit hinunter. Die Anwesenheit des herzoglichen Leibjägers, der mit den beiden jungen Bauermädchen sprach, die mit einer feinen weiblichen Handarbeit beschäftigt an dem Eckfenster, vor welchem der Schlagbaum für die Chausseegeldeinnahme sich befand, saßen, schien die beiden Herren zu genireu.

Sie warfen auf ihn mißliebige Blicke und sprachen nur um so leiser.

Der Leibjäger aber hatte trotz seiner galanten Conversation gar wohl auf die Rede des jungen Tischlers gehört, den er als Reisegefährten des Herzogs noch kannte. Indeß schwieg er, bis die beiden erwähnten Herren hinausgegangen waren, um mit ein Paar anderen Herren zu sprechen, die eben vorgefahren, aber nicht aussteigen zu wollen schienen; da wendete sich der Leibjäger um und trat an den Tisch, woran Johannes saß.

„Brav, junger Freund," sprach er, indem er ihm die Hand reichte, „daß Sie unseren Herrn so eifrig vertheidigen. Aber wie die Sachen jetzt stehen, so wird's bald drüber und drunter gehen. Aber es ist wahr, er verdirbt es mit aller Welt; nicht auf das Militär kann er rechnen, denn den Officieren hat er den früheren, nach englischem Maß zugeschnitten gewesenen hohen Sold beschnitten; nicht den Beamten, die er vor den Kopf gestoßen hat durch die unsinnige Anstellung von Glücksrittern, wie den Erdemagegen und Demagegenriecher W. v. D. und den vormaligen Theaterdirector Klindworth."

„Das waren allerdings ungeheuere Fehlgriffe, die nicht zu verzeihen sind, aber ebenso fühlten sich auch die höheren Beamten verletzt durch die Erhebung eines Advokaten zum Ministerialrath und durch die Anstellung

eines Schreibers als Kanzleidirector. Sind auch beide, Fricke und Bitter, brave tüchtige Männer, so hatte doch der Herzog damit die Ochlokratie vor den Kopf gestoßen, die einmal gewohnt war, nur die Mitglieder ihrer Familien in höheren Staatsdienst eintreten zu sehen. Schmidt-Phiseldek aber hatte dadurch, daß er sich nicht scheute, heimlich ein Anstellungsversprechen von der hannöverschen Regierung anzunehmen und doch noch zwei Jahre lang im höchsten Staatsdienste des Herzogs zu verharren, ein so tiefes Mißtrauen gegen seine Beamtenaristokratie geschöpft, daß er glaubte, andere gescheidte Leute in den Staatsdienst ziehen zu müssen, um nicht von seinen höheren Beamten abhängig zu bleiben."

„Ja, so ist es," entgegnete Johannes, „indeß das Schlimmste scheint noch zu sein, daß selbst die näheren Umgebungen des Herzogs ihm nicht treu anzuhängen scheinen, darauf wenigstens deuten selbst Ihre Andeutungen hin, Herr Leibjäger."

„Das macht der verfluchte Geiz des Herrn. Selbst mein Gehalt mit dem Kostgelde ist ein so geringes, daß ich ihm meine reich galonnirte Livree vor die Füße werfen würde, erhielte mich nicht die Zusicherung einer guten Försterstelle in der Zwangsjacke dieses undankbaren Hofdienstes. Und so geht es allen seinen Umgebungen. Außer dem Emporkömmling Bitter, der aber auch alle

Ursache hat ihm treu zu sein, hat er kein Herz in seiner Nähe, das ihm wahrhaft anhängt.“

„Ja, ja,“ sprach Herr Schliephake, „es ist nicht anders; der gute Herr hat den Teufel im Leibe und es wird nicht eher besser im Lande, bis dieser Teufel mit dem Leibe, worin er sitzt, ausgetrieben wird. Paßt auf, so wird es kommen.“

In diesem Augenblick trat der Miethskutscher, der die beiden vorgenannten Herren gefahren hatte, ein und trank ein Glas Doppelkümmel. Damit war das politische Gespräch beendigt. Johannes aber machte sich an ihn heran und fragte, ob er wohl für ein Trinkgeld auf dem Bock mit nach Wolfenbüttel fahren könne, da ihn seine Stiefel drückten. Das wurde ihm zugesagt, und die Reise ging weiter.

5.

Die beiden Herren nahmen von dem neuen Bockpassagier keine Notiz weiter und setzten leise das bereits im Chausseehause angefangene politische Gespräch fort. Das Rasseln des Wagens auf der damals ziemlich schlecht erhaltenen Straße ließ den Bockpassagieren nur wenige Bruchstücke von der Unterredung vernehmen, die indeß einigemal in der Lebhaftigkeit der Aufregung ziemlich laut wurde. Aber was er hörte, brachte sein Blut zum Erstarren.

Die Bruchstücke der Unterredung waren: „Nun, das ist entschieden: so kann es nicht bleiben — das Land ginge zu Grunde. — Es wäre ein Glück für's Land, wenn der Tyrann todt wäre — der Herzog Wilhelm würde ein trefflicher Landesregent sein — das Schloß muß brennen — man muß die Wunde ausbrennen, die ein toller Hund gebissen hat. — Aber mit dem Schloßbrand würden Millionen verloren gehen. — Was sind zwei Millionen, wenn mit ihrem Verlust ein Despot ausgetrieben wird, der vom Lande dreißig Millionen erpreßt, um sie im Auslande zu verschwenden."

„Hört Ihr's wohl?" sprach der Kutscher leise zu seinem Nachbar, „es geht los in Braunschweig, kein Gott und kein Teufel kann ihn retten."

„Leider ja!"

„Und heute haben sie ein Festmahl, die Eingeweihten, drüben im Posthörnchen, da wird wohl der Plan und die Verschwörung fertig werden."

„Aber ist denn der Herzog mit Blindheit geschlagen, daß man's so offen treiben darf?"

„Das ist eben sein Unglück, daß, wer keinen Freund hat, um den kann es ringsum brennen und er merkt's nicht."

Der Wagen hielt vor dem quer auf der Chaussee vor den Barrieren der Stadt belegenen Gasthofe, der ein Lieblingsvergnügungsort für die Beamten Wolfen-

büttels ist und besonders von den Mitgliedern der höheren Gerichte, die dort ihren Sitz haben, täglich besucht wurde. Sie stiegen aus; auch Johannes war vom Bock herabgestiegen und stand zur Seite, indem er die beiden Herren, die in's Haus treten wollten, mit abgezogenem Hute an sich vorüber gehen ließ. Jetzt erst schienen sie auf ihn aufmerksam zu werden.

Der eine der Herren, ein fein gekleideter, hoch und schlank gewachsener Mann von mittleren Lebensjahren mit vornehmem, aristokratischem Wesen, trat an ihn heran und fragte: „Sie sind ein Fremder, mein Freund?"

„Ja," antwortete Johannes.

„Sie könnten sich nützlich machen, es können Ereignisse kommen — doch genug davon; wollen Sie mitwirken zu einem guten Werke, wobei sich ein gutes Stück Geld verdienen läßt, so melden Sie sich bei... Doch ehe ich weiter davon rede, was sagen Sie zu meinem Vorschlage?"

„Zu einem wahrhaft guten Werke werde ich gern mitwirken, aber nicht für Geld, und dann muß ich den Zweck genau kennen und billigen."

„Hoho! wir brauchen Werkzeuge, nicht Rathgeber. Doch Sie werden das Weitere erfahren und sicher billigen, wenn ich Ihnen die Adresse gegeben haben werde. Wollen Sie Handgeld annehmen? Hier ein Thaler..."

Damit hielt er ihm einen Thaler auf der flachen Hand hin.

Der junge Handwerker aber trat mit Entrüstung zurück und sagte: „Für Geld, mein Herr, ist mir mein Gewissen nicht feil.“

„Nun,“ entgegnete der Fremde kalt, „wenn Sie mein Geld nicht gebrauchen, so gebrauche ich Ihre Hülfe nicht. Vergessen Sie, was ich sagte.“

Er steckte seinen Thaler wieder in die Tasche und ging in's Haus.

Johannes stand noch einen Augenblick in Gedanken; dann begab er sich in die untere, zu ebener Erde liegende Wirthsstube. Die Fremden hatten sich in das obere freundliche Gesellschaftslocal begeben, wo viel Leben und Bewegung zu sein schien. In jedem Augenblick kamen noch Herren an, theils aus der Stadt, theils von Braunschweig. Es waren meistentheils Beamte, wie einer der Kellner sagte, der in flüchtiger Eile dem jungen Handwerker das verlangte Glas von dem dunklen, aber kräftigen braunschweiger Braunbier reichte.

Johannes saß auf der Fensterbank und schaute gedankenvoll hinaus auf die Landstraße. Er überlegte noch, wie er es anzufangen habe, den allerdings bedrängten Herzog zu warnen und zu retten. Da fuhr eine elegante Chaise mit zurückgeschlagenem Verdeck vorüber, in welcher ein Herr und eine Dame saßen.

Die Chauſſee bildet hier ein Knie. Den vom Thor her kommenden Wagen konnte daher Johannes erſt ſehen in dem Moment, als er um die Ecke bog, um die lange weiße Linie der von dort aus ſchnurgeraden Chauſſee, die erſt zwiſchen Gärten, dann durch das anmuthige Wäldchen an Antoinetteruhe vorüber führte, hinabzufahren. Aber der Augenblick, daß er die im Wagen Sitzenden genau und in der Nähe ſehen konnte, genügte, um wenigſtens den darin ſitzenden ältlichen Herrn zu erkennen. Es war ſein hoher Gönner, der geheime Regierungsrath von Krahe, und die an ſeiner Seite, das junge Mädchen, deſſen Schönheit durch den zarten weißen Schleier ſchimmerte, deſſen kleine weiße Hand nur im kurzen Moment des Anhaltens aus den Umhüllungen ſich hervorſtreckte, um in das Netz des Einnehmers das Chauſſeegeld zu legen und den Zettel herauszunehmen, das Klopfen ſeines Herzens ſagte es ihm laut: es war Aurelie; jetzt ſchon ein ſchlank aufgeſchoſſenes, aber noch auf dem Wachsthum ſtehendes junges Mädchen, noch mehr ein liebliches Kind, als ſchon werdende Jungfrau.

Noch ehe er das Fenſter öffnen, oder hinauslaufen konnte, war der raſchfahrende Wagen ſchon weit genug entfernt, um keiner Möglichkeit mehr Raum geben zu können, ihn einzuholen.

Was Johannes in dieſem Augenblick empfand, läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben.

Es war gewissermaßen ein schmerzliches Heimweh nach einer Familie, der er seine ganze Bildung verdanken zu dürfen glaubte; es war die tiefe Sehnsucht danach, das liebliche Kind wieder zu sehen, dem er das Leben gerettet hatte und das dafür ihm eine so dankbare kindliche Anhänglichkeit bewahrte, daß dieses gegenseitige Wohlwollen eine keimende zarte Liebe war, wagte er sich natürlich nicht zu gestehen, da er keine Gedanken daran hatte. Johannes war ein zu vernünftiger junger Mann, um seine Phantasie mit der romanhaften Idee einer nach seiner Achtung der in der Welt einmal bestehenden Standesunterschiede, unmöglichen Verbindung zu beschäftigen. Doch fühlte er tief im Innern, daß dieser Gedanke und überhaupt, wenn er zuviel an das liebliche kleine Mädchen dachte, seiner Ruhe gefährlich werden könne und hielt es am Ende für das Beste, wenn er sie nicht wiedersehe, wenigstens nicht eher, als bis sie einst verheirathet sein würde.

„Verheirathet!“ dieser Gedanke, „Aurelie verheirathet“ schnitt wie ein zweischneidiges Messer ihm in's Herz. Er drückte mit der Hand darauf und sprach vor sich hin: „Nein, ich will sie gar nicht wiedersehen, ich will ihr nicht folgen, will sie nicht aufsuchen in den Gasthöfen Braunschweigs, mich nicht erkundigen bei der Polizei, wo sie logiren; vielleicht sind sie auch sogleich durchgereist und wenn ich mit Courrierpferden nach

Braunschweig ginge, so käme ich doch zu spät. Na, wie Gott will! Bergehoch liegt's auf meiner Brust. Das Weh über das Verfahren und die Anfeindung des jungen Herzogs, der mir so freundlich wohlwollte, der meine höhere Ausbildung, mein Glück zu fördern beschlossen hatte, liegt mir auch am Herzen; und helfen, retten kann ich doch nicht; ist einmal der Strom der öffentlichen Meinung über seine Ufer getreten, so muß er austoben, Menschenhand vermag ihn nicht wieder in seine Grenzen zurück zu bannen; doch warnen will ich ihn lassen, warnen durch seinen Günstling, Herrn Bitter, das soll meine Aufgabe sein; vielleicht bessert sich der Herzog und versöhnt das Volk.

„Für jetzt aber," schloß er seine Selbstbetrachtung, „gehe ich auf die Bibliothek. Die Schätze der Wissenschaft werden den Geist erheben und mir Kraft geben, die Regungen des Gefühls zu unterdrücken."

Als er von der Bibliothek zurückkehrte, wo besonders die reiche Bibelsammlung Eindruck auf seinen religiösen Sinn gemacht hatte, nahm er im Posthorn sein bescheidenes Mittagsmahl ein. Dabei trat ein Kellner zu ihm heran und sagte: „Oben wird auch getafelt, aber von lauter Patrioten. Die Toast's und die Reden sollte man hören, Wetter noch einmal, das geht über den Herzog her, als wäre er nur so ein Hundejunge, den man aus dem Lande peitschen könnte. So

viel ist gewiß: bald geht's los in Braunschweig. Sie berathen oben schon über Tag und Stunde und haben deshalb die Bedienung hinausgeschickt und die Thüren abgeschlossen. Gott helfe ihnen."

„Nein, Gott bessere es!" sprach Johannes trübe und ernst, stand auf und bezahlte seine Zeche; dann fuhr er mit einer Retourkutsche für ein Billiges nach Braunschweig zurück.

6.

In Braunschweig herrschte eine sehr aufgeregte Stimmung. Johannes begab sich auf die Kanzlei und erzählte dem Kanzleidirector Bitter, was er erlebt hatte. Dieser ging zum Herzog und machte ihm davon Mittheilung. Es waren mehrere höhere Staatsbeamte, selbst der Polizeidirector und der commandirende General anwesend.

„Meine Herren," sprach der Herzog, „das muß ich jetzt erst durch die dritte Hand erfahren, und Sie wollen mir einreden, es sei Alles ruhig."

„Es ist auch nichts mehr, als das Räsonniren einiger Leute aus dem Pöbel, und an einer vermeintlichen Verschwörung ist kein Wort wahr," entgegnete der Polizeidirector, und der General meinte: „Wir haben 1500 Soldaten in der Stadt, nichts wird leichter sein, als eine Emeute nieder zu halten."

„Der Meinung bin ich auch," entgegnete der Herzog, „ich habe in Paris gelernt, wie man Revolutionen unterdrücken muß. Ich werde mich nicht mit der Schwäche benehmen, wie Karl X."

Damit war jene Warnung vergebens und Johannes mußte sich zurückziehen, mit dem schmerzlichen Gefühl, daß hier nichts mehr zu retten sei.

Da gingen ein Paar Bürger vor ihm her und sprachen zu einander: „Es ist schändlich vom Herzog, daß er eine geheime Polizei hält." „Und," fiel der Andre ein, „auf der Post hält er ein schwarzes Cabinet, worin alle Briefe erbrochen werden, ehe man sie absenden darf."

„Wenn das wahr wäre, meine Herren," sprach Johannes nach einer Entschuldigung, daß er sich einmische, „so würde der Herzog längst unterrichtet sein von der Stimmung, die hier in der Stadt herrscht und den Verschwörungen, die bereits angezettelt sind; ich aber komme soeben vom Schlosse und kann versichern, daß er nichts davon weiß und wenn man es ihm sagt, so glaubt er nicht daran."

„Desto besser!" sprach der Eine.

„Es wird doch nicht eher anders, wir müssen durch," erklärte der Andere.

Johannes konnte sich indeß doch nicht enthalten,

die Gasthöfe nach der Reihe zu besuchen und sich zu erkundigen, ob ein Fremder, der Geheimrath von Krahe, eingetroffen sei; indeß nirgends fand er in den Fremdenbüchern, die man ihm vorlegte, darüber eine Meldung.

Aber etwas hatten doch die Warnungen des jungen Tischlergesellen gefruchtet. Am Morgen des 6. Septembers ließ der Herzog einige Kanonen, die zu Artillerieübungen gebraucht waren, vor der Egydienkaserne auffahren.

Diese Maßregel diente jedoch mehr dazu, die Aufregung zu vermehren, als Beruhigung herbeizuführen. Wahrscheinlich hatten gewisse Personen in den Umgebungen des Herzogs dieses vorausgesehen und deshalb arglistig dazu gerathen.

Abends am 6. September wogte eine unermeßliche Menschenmenge auf dem Bohlwege der breiten Hauptstraße, die vom Schlosse nach dem Opernhause führt, auf und nieder. Besonders lebhaft war es in der Nähe des Theaters. Johannes sah dort eine Menge Menschen versammelt, deren Kern aber aus dem rohesten und niedrigsten Pöbel bestand.

„Es sind viel Fremde dabei," sprach ein Bürger, der sich unter der Menge müßiger Zuschauer befand, geheimnißvoll zu ihm, „passen Sie auf, heute Abend geht's los."

Die Neugier der Zuschauer wurde noch dadurch gesteigert, daß einzelne, trotz ihrer Verkleidung in schwarze

Blousen, wohlgekannte Personen eifrig beschäftigt waren, sich durch freundliche Worte und einen Handdruck, wobei sie einen Thaler in der schwieligen Hand mancher Arbeiter zurückließen, mit diesem Pöbel zu befreunden.

Johannes vernahm im Getümmel die abgerissenen Worte: „Herzog" — „Kanonen" — „Gewalt" — „Arbeit" und dergleichen mehr. Dabei kreisete die Branntweinflasche, die aus einem der naheliegenden Branntweinsläden immer wieder unentgeltlich gefüllt wurde. Und je mehr sie tranken, deste lauter wurde das Räsonniren.

Noch war es heller Tag, als der Herzog durch die Menge fuhr, um sich um 6 Uhr wie gewöhnlich nach dem Theater zu begeben, das er mit großer Liebhaberei sehr protegirte.

Den Herzog ließ man schweigend durch die Menge fahren, aber Niemand zog den Hut, um ihm die Ehrerbietung zu beweisen, die dem Landesherrn gebührt.

In einem andern Hofwagen folgte eine schöne Schauspielerin, Mlle. D..... aus Wien, die erklärte Favorite des Herzogs. Diese wurde mit Pfeifen und Verwünschungen verfolgt, obgleich es bekannt war, daß sie ihren Einfluß auf den Herzog nur zum Guten und zur Versöhnung anzuwenden suchte, sich übrigens in Regierungsangelegenheiten gar nicht mischte. Aber der Fluch des Volks folgte Allem, was dem Herzog nahe

stand; auch dessen Günstlinge Bitter, W. v. D. und Klindworth wurden mit Zeichen der Unzufriedenheit empfangen.

Durch das Wogen der Menge wurde Johannes um die Ecke des Opernhauses gedrängt. Dort in einem der dunklen Winkel, die sich damals noch bildeten bis an die Martinskirche, stand ein Haufen Männer in schwarzen Blousen und ließen die Branntweinflasche kreisen. Seltsam genug hatten sie lange Hebebäume, theils im Arme, theils gegen die Mauer gelehnt, da, wo damals die Feuerleitern hingen und der Schuppen für die Feuertienen stand.

Johannes kam unbemerkt nahe genug heran, um abgebrochene Worte zu hören. Sie lauteten: „Gut, also wenn das Theater aus ist" — „vor der kleinen Thür da wird der Wagen des Herzogs halten." „Die Hebebäume zwischen die Räder" — „Hier Stricke vorziehen, um die Pferde aufzuhalten" — „Aber nicht eher vortreten, bis es Zeit ist, sonst wird's verrathen" — „Den Wagen umwerfen" — „Hier Steine" — „gut, er wird gesteinigt bis er todt ist" — „Was geht's uns an, wir sind Fremde und werden gut bezahlt für diesen Liebesdienst."

Johannes hatte genug gehört. Er wußte sich Eingang in das Opernhaus zu verschaffen und ließ den Kanzleidirector Bitter herausrufen auf den Corridor.

Diesem erzählte er, was er soeben vernommen hatte. Bitter beauftragte sogleich einen Lakai, den herzoglichen Wagen herbeizuholen und begab sich in die Loge zum Herzog, um diesem die Warnung zuzuflüstern.

Da der Herzog sich öfters aus seiner ohnehin mit Vorhängen versehenen kleinen Theaterloge zurückzuziehen pflegte und diese rothen Vorhänge meistens zugezogen waren, so daß man nicht sehen konnte, ob der Fürst anwesend war oder nicht, so fiel es nicht auf, als Herzog Karl mit dem Ende des zweiten Actes das Haus verließ.

Kurz zuvor war vor einer der kleinen Seitenthüren des schönen Opernhauses die in der That glänzende Equipage des Herzogs Karl, mit zwei schönen, feurigen Rossen bespannt, vorgefahren. Der reichgalonnirte Leibjäger stand mit dem Mantel auf dem Arm am offenen Wagenschlage. Eine Menge Neugieriger drängte sich heran. Auch einige der schwarzen Blousenmänner. Doch Johannes trat ihnen entgegen und indem er that, als ob er mit zu den Verschworenen gehörte, rief er ihnen geheimnißvoll zu: „Noch nicht, sonst stört Euch die Polizei; der Herzog verläßt das Theater nicht vor dem Ende. Ich werde Euch rufen.“

„Gut!“ entgegneten die Männer, und traten einige Schritte zurück. Doch in demselben Augenblicke war auch der Herzog schon eingestiegen. Man hörte das

Zuklappen der Wagenthür, das Knallen der Peitsche. Die Pferde bäumten sich in muthigem Feuer, dann ging's im Galopp davon. Der Pöbel schrie hinterher und warf Steine hinterdrein, wovon einer das Kutschenfenster zerschmetterte und den Herzog fast getroffen hätte; doch diesesmal rettete ihn die Geistesgegenwart seines Kutschers und die Schnelligkeit seiner Pferde.

Aber in dem Tumult und Gedränge, welches dadurch entstand, wäre beinahe ein anderes Unglück passirt.

Als eben die Pferde ansprangen, wollte ein junges Mädchen über den Weg laufen, das offenbar von seinem Begleiter abgekommen war und einem Wagen zueilte, der auf der andern Seite der Straße an der Ecke des Bohlenweges hielt, wahrscheinlich weil er wegen der versammelten Menschenmenge nicht näher herankommen konnte an einen der Ausgänge des Opernhauses.

Nachdem es sich auf dem erhöhten Trottoir aus dem Gedränge der Menschen herausgewunden hatte, wobei ihm das Umschlagetuch in der Klemme zurückgeblieben war, sprang es, scheu wie ein flüchtiges Reh, über den Rinnstein; indem es sich aber nach seinem Tuch umsah, fiel es zu Boden. Im nächsten Moment wäre es von der herzoglichen Equipage überfahren worden, wäre nicht Johannes mit Blitzesschnelligkeit zugesprungen und hätte es gerettet. In diesem Augenblick brauste die herzogliche Equipage dicht an ihm vorüber

und der Pöbel lief pfeifend und schreiend hinterdrein. Das von Schreck ohnmächtig gewordene junge Mädchen trug er mitten durch das Menschengewühl dem nächsten Wagen zu, dessen Wagenthür offen stand. Aus dem Inneren des Wagens rief ihr ärgerlich eine männliche Stimme zu: „Kommst Du endlich, Aurelie? Warum hast Du mich denn losgelassen; ich konnte nicht umkehren, Dich zu suchen, dann hätten wir uns nie wieder gefunden."

In diesem Augenblick erkannte Johannes die Stimme des Geheimraths Krahe und fühlte es an dem Klopfen seines Herzens, daß er Aurelien auf seinem Arme trug.

„O mein Gott, Fräulein Aurelie!" rief er leise aufjauchzend und drückte das schlank aufgeschossene junge Mädchen an sich; dieses aber erwachte aus der momentanen Anwandlung einer leichten Ohnmacht, die ihr der Schreck zugezogen hatte, hob den schönen blonden Lockenkopf, dem auch Hut und Schleier im Gedränge entfallen waren, von seiner Schulter und rief in den weichsten und schmelzendsten Tönen einer kindlichen Liebe: „Du bist es, Johannes, und zum zweitenmale mein Retter?"

„Aurelie geschwind!" rief es aus dem Wagen, „die Polizei duldet nicht, daß hier lange gehalten wird, auch ist man nicht sicher vor den Insulten des Pöbels."

In diesem Augenblick hob Johannes das junge

Mädchen in den Wagen und sagte in seiner Verlegenheit nichts weiter als: „Guten Abend, Herr Geheimrath!“

„Wer — guten Abend?“ fragte dieser zurück noch in dem Tone der ärgerlichen Stimmung, worin er sich befand.

„Es ist ja Johannes, Papa, der mich vor den Hufen der Pferde gerettet hat.“

„Ach Johannes, besuche uns morgen, ich logire . . .“

Während aber der Geheimrath ihm diese Worte aus dem Innern des Wagens zurief, schloß der Bediente eiligst die Wagenthür und der Miethwagen, worin sie fuhren, rollte davon.

Johannes hatte nichts weiter von dem Zuruf verstehen können und versuchte jetzt nachzulaufen, um den Wagen nicht aus dem Gesichte zu verlieren; aber die Menschenmenge, die wohl den Pferden auswich, machte ihm die Verfolgung unmöglich. Der Wagen fuhr den Bohlweg hinauf in der Richtung nach dem Schlosse zu; Johannes verlor ihn aus dem Gesichte.

Doch immer weiter vorwärts dringend kam er endlich an das schöne Eisengitter, welches den damaligen großen Schloß- und Paradeplatz vom Bohlwege abschloß. Hier hörte er, daß der Herzog glücklich der Gefahr entkommen sei. Der Wagen war schnell in das offene Gitterthor hineingefahren und dieses war hinter ihm wieder geschlossen worden. Von den drei Einfahrten

waren die an beiden Seiten von den Flügelgebäuden verschlossen; nur von der mittleren, breiteren Einfahrt war die eine Flügelthür offen; im Innern aber stand ein Detachement der schwarz uniformirten Jägercompagnie, die mit ihren schwarzen Schnürendolmans und hellblauen Kragen und Aufschlägen und mit dem Tschako, woran der Todtenkopf und ein schwarzer Roßschweif befindlich, zum Andenken an den verewigten Vater des Herzogs die Uniformen behalten hatten, die zur Zeit des kühnen Durchzuges durch Deutschland 1809 und der Schlacht von Waterloo das tapfere braunschweigische Truppencorps trug, während die übrige braunschweigische Infanterie schon den preußischen ähnliche Uniformen erhalten hatte.

Von diesen letztgedachten Truppen stand ein ganzes Bataillon, Gewehr am Fuß, aufgestellt. Der Commandeur des braunschweigischen Truppencorps stand bei dem Jägerdetachement an der Einfahrt, welches Niemanden durchließ. Er suchte das draußen tobende Volk zu beruhigen und fragte, was es eigentlich wolle?

„Es lebe der Herzog Wilhelm!" war die Antwort. Andre riefen: „Es lebe der General!" Dazwischen hallte das Geschrei aus der Volksmenge: „Arbeit!" „Erlaß der Personalsteuer!" „Landstände!" und dieses Geschrei war untermischt mit einzelnen Drohungen und Schmähungen gegen die Person des Herzogs.

Der General versprach, dem Herzoge die Wünsche des Volks vorzutragen. Der Herzog aber ließ vor dem Corps de logis des Schlosses Kanonen auffahren, und Artilleristen mit brennenden Lunten wurden dabei gestellt. Die Gitterthore wurden jetzt gänzlich geschlossen.

Diese Drohung sah gefährlich genug aus; denn wäre die Kanonade wirklich eröffnet worden, so würde die ganze Reihe der gegenüber auf der rechten Seite des Bohlwegs (vom Opernhause her) liegenden Häuser zusammengeschossen sein. Hier, in der lebhaftesten Gegend der Stadt waren die glänzendsten Kaufläden in den untern Etagen angebracht. Das Zerstören derselben würde unersetzliche Verluste herbeigeführt haben. Zudem war die Maßregel nicht einmal zweckmäßig. Die Geschützkugeln würden die eisernen Gitter zerschmettert haben, und die ganze Länge der Straße hätte doch nicht von dort aus bestrichen werden können.

Deshalb war es wirksamer, als auf einmal etwa zwanzig Husaren auftritten und nebeneinander reitend, die ganze Breite des Bohlweges einnehmend, den Pöbel vor sich hertrieben. Als dieser einmal den Versuch machte, sich mit Steinwerfen und Schimpfreden zu widersetzen, wurde erst flach, dann scharf eingehauen und der Pöbel floh mit Geschrei auseinander und bald war die ganze Straße leer; ein Beweis, wie leicht der ganze Aufruhr im Entstehen hätte gedämpft werden können, wenn der

Oberbefehlshaber des Militärs nur einige Energie entfaltet hätte.

Die Rebellen zerstreuten sich in der Stadt und warfen in verschiedenen öffentlichen Gebäuden die Fenster ein und zerschlugen einige Laternen.

Uebrigens nahm der Kern der Bevölkerung oder die eigentliche Bürgerschaft mehr den Antheil müßiger Neugier und ließ auch wohl einige halblaute Verwünschungen gegen den Herzog hören, als daß sie thätig am Unfug Theil genommen hätte.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung der Revolutionsstudien des jungen Handwerkers in Braunschweig.

1.

Noch stand Johannes inmitten des bewegten Volkshaufens an einem der Eingänge zum Schloßplatz, der von Innen mit Militär besetzt war, als zwei Herren, denen überall achtungsvoll Platz gemacht wurde, herankamen und sich bei der Wache meldeten. Sie nannten sich: der Magistratsdirector Bode und der Polizeidirector Gravenhorst. Sie wollten sich zum Herzog begeben und es wurde ihnen das Thor geöffnet. Mehrere der Anwesenden versuchten mit einzudringen. Die Wache wollte sie zurückweisen; aber einer der beiden Herren sagte zu dem commandirenden Officier: „Lassen Sie nur einige dieser Bürger mitgehen; es ist gut, wenn das Volk sieht, wie seine Obrigkeit für dasselbe das Wort führt.“

So kam denn auch Johannes mit noch zwei anderen Bürgern, wovon der Eine ein großer vierschrötiger

Mann war, der Andere eine kleine, bewegliche und magere Figur, auf's Schloß.

Der junge Herzog war blaß; aber bei einer unverkennbaren, äußeren Ruhe affectirte er möglichst eine äußerlich besonnene Haltung. Er hatte sich deshalb auch mit seinen Umgebungen zum Souper gesetzt und erzählte mit großer Lebendigkeit erlebte Scenen aus der Revolution von Paris und Brüssel.

„Ich werde es klüger machen," sprach er, „als jene vertriebenen Regenten. Das deutsche Volk hat weder die Leidenschaftlichkeit, noch die Energie der Franzosen. Ein Paar Salven genügen, um den wüthendsten Insurgentenhaufen auseinander zu treiben. Herzberg," so wendete er sich an den Obergeneral, der ihm gerade gegenüber an der Tafel saß, „ich kann mich doch auf meine Soldaten verlassen?"

„Ich beschwöre Ew. Durchlaucht," entgegnete General Herzberg, „zu bedenken, daß es Alles Bürgerssöhne sind. Werden sie auf ihre Väter, auf ihre Brüder schießen?"

„Ich will auch kein Vergießen von Bürgerblut," sprach der Herzog, „wenigstens so lange als nur immer möglich soll es vermieden werden."

„Ich danke Ew. Durchlaucht dafür, im Namen der Humanität und der Bürgerschaft," sprach General Herzberg, indem er sich tief verneigte.

Die Deputation war schon eingetreten und Johannes vernahm diese Aeußerung. Er sah jetzt den Kanzleidirector Bitter in das Vorzimmer treten, um dort auf Befehl des Herzogs einige Anordnungen zu treffen. Da folgte ihm Johannes und sagte: „Der General lügt mit Bewußtsein. Der gemeine Soldat ist für den Herzog. Ich selbst habe im Vorbeigehen gehört, daß im Bataillon ein Soldat zu dem andern sprach: „Und wer von uns Vater oder Bruder gegenüber stehen sieht und feuert nicht auf ihn, wenn Feuer commandirt wird, der ist ein Hochverräther, den schießen wir Andern todt.“ „Ja, todtschießen, den Verräther!“ riefen die Andern. Dem General ist nicht zu trauen.“

„Das wäre sehr zu beklagen,“ entgegnete Bitter. „Er hat sich auf dem Heldenzuge des Herzogs Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 als Ehrenmann geschlagen; er hat in der Affaire bei Halberstadt, wo er unter Oberbefehl des hochseligen Herzogs mit 1200 bis 1500 Mann ein ganzes westphälisches Regiment von 3000 Mann gefangen nahm, ein strategisches Talent bewiesen, das es nicht bezweifeln läßt, er würde mit den 1500 Mann, die unter seinem Befehle stehen, mit Leichtigkeit die höchstens tausend Mann noch unbewaffneter Rebellen zerstreuen, wenn er nur ernstlich wollte.“

„Freilich an seinem guten Willen ist zu zweifeln; aber warum entläßt ihn der Herzog nicht?“

„Er müßte ihm seinen vollen Gehalt mit 2000 Thlr. lassen, laut schriftlich gegebener Zusicherung, und dazu ist der Herr ein zu guter Wirth.“

„Also lieber untergehen, als zweitausend Thaler zahlen?“

Bitter zuckte mit den Achseln und kehrte in das Speisezimmer zurück. Johannes folgte ihm. Dort war der Herzog von der Tafel aufgestanden und empfing die Deputation. Der Herzog in seiner eleganten Civilkleidung, mit dem feinen Schnurrbart in dem ovalen, schöngeschnittenen, etwas gelblich blassen Gesicht machte durch seine feine Figur, seine elegante Manieren und die großen dunklen Augen, die an die italienische Abstammung der braunschweigischen Fürsten von dem altitalienischen Hause d'Este erinnerte, einen angenehmen Eindruck.

Die Unterredung war ziemlich lebhaft. Johannes verstand jedes Wort.

Die beiden Herren, Bode und Gravenhorst beschworen ihn abwechselnd mit großer Beredtsamkeit, daß er die Wachen vor den Thoren und die Posten vor den öffentlichen Gebäuden zurückziehen möge; dagegen sei es durchaus nothwendig, daß Se. Durchlaucht sich unbedingt dem Schutz seiner Bürger anvertraue und die Errichtung einer Bürgergarde und Bewaffnung derselben aus den Vorräthen des Zeughauses genehmige. Das sei der einzig mögliche Weg, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

„Kann ich den Bürgern trauen?“ rief der Herzog lebhaft, „nach den Gesinnungen, die sie gegen mich an den Tag gelegt haben? Doch ich bin nicht unversöhnlich. Ich werde es mir überlegen. Vorläufig will ich ihre Organisation und Bewaffnung mit Piken und Säbeln genehmigen, aber noch nicht mit Gewehren und Munition.“

Nach diesen Worten entließ er die Deputation mit einer Handbewegung und wendete sich gegen seinen Vertrauten im Cabinet, den Kanzleidirector Bitter und sagte ihm halbleise: „Vor Allem retten Sie die Gelder. Ich werde Befehl geben, den Schloßgarten mit Infanteriepikets zu besetzen, und auf diesem Wege können die baaren Geldvorräthe der General- und Kammerkasse in die Schatzkammergewölbe des Schlosses gebracht werden.“

Das geschah, ziemlich unbemerkt vom Volke. Von elf Uhr an wurde es immer stiller auf den Straßen, und um zwei Uhr Morgens erging Befehl, daß die Truppen wieder in ihre Kasernen einrücken sollten.

Das geschah; der Herzog legte sich ein wenig beruhigt zu Bette. War das der Vorabend der Revolution oder war es das Ende derselben? Diese Frage beschäftigte ihn lebhaft. Er konnte vor Sorgen und Gedanken nicht schlafen.

2.

Am siebenten September früh ging Johannes wieder aus, um wo möglich die Wohnung des Geheimraths zu

erkundschaften. Diese Angelegenheit beunruhigte ihn fast noch mehr, als die öffentliche, deren Ausgang ja auch auf die Wege seines Geschicks nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Doch zerstreute ihn wieder das öffentliche Treiben in den Straßen und erschwerte ihm seine Nachforschungen; denn Jedermann hatte jetzt andre Dinge im Kopfe, als sich um den Aufenthalt eines fremden Geheimraths zu bekümmern.

Schon früh Morgens hatten sich eine Menge Menschen vor den verschlossenen Gittern des Schlosses gesammelt. Man räsonnirte über das Auffahren der Kanonen und die Sperrung der Passage, die früher durch das Schloß und den Schloßgarten ungehindert vom Bohlwege nach dem Steinwege ging. Um diese Menge zu zerstreuen, mußten Detaschements von Husaren unaufhörlich patrouilliren.

Jetzt kam das Geschrei, der Herzog habe die vor der Stadt im Pulvermagazin befindlich gewesenen fünftausend Pfund Schießpulver in die Egydienkirche, ein schönes, gothisches Gebäude, das auf dem höchsten Punkte der Stadt belegen, schon längst zum Gottesdienst nicht mehr gebraucht wurde, bringen lassen. Es hieß, er wolle damit die Stadt in die Luft sprengen. Die umwohnenden Bürger am Egydienmarkt geriethen in die lebhafteste Besorgniß, und einer der zunächst wohnenden,

der Branntweinbrenner Götte, ein tüchtiger, kräftiger Bürger begab sich an der Spitze einer Deputation zum Herzoge und stellte ihm mit einer so derben Freimüthigkeit die große Gefahr vor, worin der ganze Stadttheil durch jene Maßregel versetzt war, daß der Herzog dadurch bewogen wurde, diese Pulvervorräthe in den Pulverthurm, außerhalb der Stadt wieder zurückbringen zu lassen.

Auch Polizei und Magistrat blieben nicht unthätig, um die einmal aufgeregte Volksstimmung wo möglich noch zu beruhigen.

Durch öffentlichen Anschlag wurden alle Versammlungen von mehr als sechs Personen auf der Straße untersagt. Für die Bürgergarde wurden Sammelplätze bestimmt.

Indeß erweckten die vor der Egydienkaserne aufgefahrenen Kanonen noch immer Besorgnisse und Aufregung im Volke. Deshalb begab sich um ein Uhr der Magistratsdirector Bode, an der Spitze einer Deputation der Bürger, auf das Schloß. Auch Johannes hatte sich angeschlossen, was ihm möglich war, weil er mit mehrern dieser Bürger, die seine tüchtige Gesinnung und seine Geschicklichkeit achteten, persönlich befreundet war. In freimüthiger Sprache mußte der Herzog sich von mehrern Bürgern, besonders von dem Sprecher derselben, Brauer Götte, sehr unangenehme Wahrheiten sagen lassen. In der Betroffenheit darüber gab er nach und ertheilte

Befehl, die Kanonen in das Zeughaus zurückbringen zu lassen.

Die darauf durch öffentlichen Anschlag verbreitete Bekanntmachung des Magistrats wäre wohl geeignet gewesen, die Gemüther zu beruhigen, hätten nicht andere verborgene Kräfte fortwährend feindlich eingewirkt.

In dieser Bekanntmachung wurden alle wohlgesinnten Mitbürger aufgefordert, sich zu vereinigen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen und das Eigenthum, sowie die persönliche Sicherheit zu schützen.

Die auf solche Weise vereinigten Bürger sollten an einem weiß- und rothgestreiften Bande, das sie als Armbinde tragen würden, zu erkennen sein. Es wurde als ihre Aufgabe verkündet, durch ihr Zusammenwirken mit Ermahnungen und nöthigenfalls Verhaftung, die Zusammenrottirungen und den Aufruhr zu verhindern. Kinder und Lehrburschen sollten Abends zu Hause gehalten werden; um zehn Uhr sollten die Häuser und Fensterladen geschlossen werden; es sollten sich keine Leute vor den Thüren aufhalten u. s. w.

Der Herzog that noch mehr zur Beruhigung der Gemüther, besonders in den untern Schichten der Bevölkerung, der zum Theil erwerblosen Arbeiter. Der Magistrat durfte bekannt machen: Se. Hochfürstliche Durchlaucht habe geruht, zur Anschaffung von Lebens-

mitteln fünftausend Thaler zu bewilligen, den dürftigen Unterthanen für das Winter-Semester die Personalsteuer zu erlassen, zur Neupflasterung einiger Straßen die erforderlichen Zuschüsse anzuweisen, auch daß durch den angeordneten Abbruch der alten Kreuzgänge am Dom u. s. w. Gelegenheit zum Verdienste gegeben werden solle. Selbst für den Bedarf an Winterfeuerung für die Armen, zum bevorstehenden Winter, solle gesorgt werden.

Aber so tief war schon das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit des Herzogs Karl von Braunschweig gesunken, daß diese Verheißungen nur einen geringen Eindruck machten, und es den verborgenen Leitern des Aufstandes leicht wurde, das Volk zu überreden, der Herzog würde von diesen in der Noth ihm abgedrungenen Verheißungen nicht eine einzige erfüllen und Alles wieder zurücknehmen, sobald nur erst die dringendste Gefahr beseitigt sein würde.

Während solche Aeußerungen von Mund zu Mund gingen, standen die Bürger des Schutzvereins mit ihren roth-weißen Armbinden ziemlich müßig in Rotten geordnet auf den Straßen und Plätzen zusammen. Es war offenbar: sie selbst hatten kein rechtes Vertrauen in die Zusagen des Herzogs, und ihre Vorstellungen fanden bei den lebhaft räsonnirenden Volkshaufen nur wenig Gehör. Gewalt wagte man selbst gegen die ärgsten Rädelsführer nicht anzuwenden. Und die Bewaffnung des Schutz-

vereins nur mit Seitengewehren, war auch nicht geeignet, dem Verein die nöthige Autorität zu gewähren.

Nachmittags fanden sich wieder zahlreiche Volkshaufen in der Nähe des Schlosses ein. Mit einbrechender Dunkelheit vermehrte sich die Menge und gab ihren Unwillen durch wüstes Geschrei, Pfeifen und Drohungen zu erkennen.

Um sieben Uhr Abends rückte deshalb noch einmal das Militär, auf Befehl des Herzogs, auf den Schloßplatz. Der Herzog selbst war unten gewesen, hatte von den gemeinen Soldaten Zurufe, die von Treue und Ergebenheit zeugten, empfangen, und selbst die Aufstellung des Militärs geordnet.

Indeß gingen unter dem tobenden Pöbel Männer in schwarzen Blousen herum, die dem Volke versprachen, man solle sich nur nicht bange machen lassen; mit dem Widerstande sei es durchaus nicht so ernstlich gemeint. Der Commandeur des Militärs sei ja ein Volksfreund; von dem Officiercorps würde Keiner Feuer gegen das Volk commandiren, und die Soldaten selbst wären ja Söhne und Brüder der Bürger und würden auf ihre Väter und Brüder nicht schießen.

So blieb jene drohende Maßregel ohne allen Erfolg. Die tumultuirenden Haufen wurden immer zahlreicher, drohender und kühner. Die Eingangsthore zum Schloßplatz waren geschlossen; aber schon machte man sich daran

mit laut schallenden Hammerschlägen die doppelte C., mit der Krone, welche als Namenszug des Herzogs an dem Eisengitter angebracht waren, abzuschlagen und gleichzeitig begann die immer wilder aufgeregte Menge mit Axtschlägen und Hebebäumen den nach dem Schloßgarten führenden hölzernen Thorweg aufzubrechen und zu zertrümmern, der zwischen dem rechten Flügel des Schlosses und dem Kanzleigebäude sich befand. Ein Gleiches geschah mit der hölzernen Bogenthür am rechten Schloßflügel.

Der Herzog war entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und das war durchaus nicht schwierig und konnte vielleicht bei der, der Anarchie abgeneigten Stimmung der Bürger und der Treue der Soldaten, gegen einen Pöbel, der schon auseinander lief, als einer Schildwache nur aus Versehen das Gewehr losgegangen war, leicht ausgeführt werden, wenn nur an beiden Seiten, ehe man an das Schloßgitter kam, die dort gar nicht bedeutend breite Straße mit einem Detaschement Soldaten abgesperrt gewesen wäre. Auch konnte der Eingang in den Schloßgarten hinter dem Schlosse, sowie der Seiteneingang bei der Reitbahn sehr leicht durch Patrouillen frei erhalten werden. Allein anstatt zu solchen Maßregeln einer völlig berechtigten und gewiß nicht unmenschlichen Vertheidigung zu rathen, wendete der General Herzberg seine ganze Beredtsamkeit auf, den Herzog von seinem Vorhaben der Vertheidigung abzurathen.

Er warnte ihn vor den, außer aller Berechnung liegenden Folgen einer zu weit getriebenen und zu rasch angewendeten Strenge, und erflehte Schonung für den untersten Pöbel, der sich gegen seinen Fürsten in offener Empörung befand, unter welchem kaum ein einziger wohlhabender und ansässiger Bürger gesehen wurde.

Auf das Andringen des Herzogs, durch militärische Maßregeln seine Person und das Schloß zu schützen, antwortete Herzberg in einem sentimentalen Tone, der einem Krieger wenig geziemt: „Nur mit blutendem Herzen und nur wenn Ew. Durchlaucht bei mir stehen und mir Befehl ertheilen würden, könnte ich mich entschließen zum Angriff zu commandiren; denn ich stände dann einem Volke gegenüber, zu dem auch ich und das Corps gehören, in welchem die Soldaten ihre Angehörigen und Verwandten erkennen würden."

Der Herzog fing schon an, schwankend zu werden. Da rief General Herzberg mit erhobener Stimme: „Ja Durchlaucht, der Soldat würde dennoch aus Pflicht und Gehorsam seine Schuldigkeit thun; indeß muß ich darauf hindeuten, daß Sie nicht mit derselben Sicherheit auf die besondere Anhänglichkeit des Officiercorps würden rechnen können, weil viele Officiere von Ew. Durchlaucht vernachlässigt, und ein großer Theil der Subalternofficiere durch jahrelangen Mangel und Entbehrungen erbittert sind."

Wenn auch diese Aeußerung die indirecte Anklage einer Unehrenhaftigkeit des Officiercorps enthielt, so machte doch diese Bemerkung den Herzog betroffen. Er fühlte, daß seine kalte Zurückhaltung und sein Ersparungssystem allerdings, besonders den jüngern Officieren, Grund genug zur Unzufriedenheit gegeben hatte.

Er wendete sich daher jetzt gegen den Commandeur der Artillerie und gab demselben Befehl, auf den Pöbel mit Kartätschen zu feuern, wenn derselbe von seinen Angriffen gegen das Schloß nicht ablassen würde. Dieser aber, sonst ein tüchtiger Militär, trug doch Bedenken, diesen blutigen Befehl auszuführen, selbst noch, als die tobenden Massen schon den Thorweg, der zu der hintern Seite des Schlosses führte, erbrochen hatten. Um sich für jeden Fall den Rücken frei zu halten, fragte der Commandirende noch einmal an bei dem General von Herzberg. Dieser aber verbot ihm das Feuern ernstlich, unter dem Vorgeben, daß er vom Herzoge erst noch zum Drittenmale den Befehl dazu einholen wolle.

Unterdessen bemühte sich die Bürgergarde vergeblich, den Tumult wenigstens in den andern Theilen der Stadt zu stillen, wo es indeß lange nicht so lebhaft herging, als vor dem Schlosse selbst. Dort aber, wo Beruhigung am nöthigsten war, ließ man die Tumultuanten gewähren.

Uebrigens erging es diesen Schutzmännern dort nicht besser als später, im Jahre 1848 in Berlin; man wollte

ihre Autorität nicht anerkennen; überall fanden sie Widersetzlichkeit und Verhöhnung. Dieses Geschick traf am meisten diejenigen, die man als den höhern Ständen angehörig, erkannte. Und deren hatten viele die rothweiße Binde der Vermittler und Friedensstifter angenommen. Es waren die wohlhabendsten Einwohner, und selbst höhere Beamte, die nicht zu der gegen den Herzog verschwornen Partei gehörten. Unzufrieden mit dessen Regierungsweise, wollten sie doch auch keine Pöbelherrschaft, wobei sie Brand und Plünderung, überhaupt Verlust ihres Vermögens und ihrer behaglichen Stellung zu erwarten hatten. Selbst angesehene Fremde hatten sich diesen Friedensstiftern angeschlossen. Sie rechneten vielleicht zu viel auf das Ansehen, das sie, vermöge ihrer Stellung und Vermögens im gewöhnlichen Leben genossen, und brachten sich damit selbst in Gefahr.

Das war auch in der Gegend des Zeughauses auf dem Bohlwege der Fall, wo ein weißhaariger, feingebildeter Herr von vornehmer Haltung gewaltig in's Gedränge kam, als er den Pöbel, der im Cavalierhause die Fenster einwarf, durch Vorstellungen davon abzuhalten suchte. Am Dialekt hörten die Tumultanten bald, daß es kein Braunschweiger war, der sie beruhigen wollte. „Was?" schrieen sie, „ein Fremder, der nicht einmal mit unserem Okerwasser getauft ist, will sich in unsere Händel mischen? da soll ihn ja gleich ein Him-

meltausend Kreuz-Donnerwetter in Gottes Erdboden schlagen!" Dabei wurde der allzueifrige Friedensstifter hin und her gestoßen. Man riß ihm spottend die Armbinde ab und fragte, ob er etwa Aderlaß genommen habe? „Nein," schrieen Andere, „er will uns erst Aderlaß beibringen, seht, dazu hat er ja den Schleppsäbel an der Seite. Schlagt ihn nieder, tretet den Wurm zu Tode, er ist ein Spion des Herzogs, den der mitgebracht hat aus der Fremde!"

Der Geheimrath sah sich vergebens nach der Hülfe seiner Gefährten um, die es mit ihm übernommen hatten, den Pöbel von dem Angriff auf das Zeughaus zurückzuhalten; diese aber hatten sich schon zurückgezogen, als sie Widerstand fanden. Der Geheimrath von Krahe, trotz seiner zierlichen Figur, war ein muthiger und entschlossener Mann, in seiner Jugend Militär gewesen, er griff nach seiner Meinung zum letzten Mittel, sich durchzuschlagen, und wagte es, den Säbel zu ziehen.

Damit aber hatte er gleichsam einen Bienenschwarm aufgerührt; ein furchtbares Geschrei der Verwünschungen tönte ihm von allen Seiten entgegen. Man hörte: „Schlagt ihn todt, den Tyrannenknecht; seht, er will uns zur Ader lassen, der Hallunke! Tod ihm, Tod!" Hundert Fäuste erhoben sich drohend. Im nächsten Augenblick würde er zu Boden geschlagen worden sein, wäre das Gedränge um ihn her nicht zu dicht gewesen, als

daß die Massen ihre volle Kraft gegen ihn hätten anwenden können. Schon gab sich der Geheimrath für verloren und hielt nur noch den Säbel hoch, um wenigstens seinen Degen, den er einst mit Ehren getragen hatte, zu retten, da durchbrach ein junger Mann mit gewaltiger Kraft die tobende Menge. „Mir den Säbel," rief er, „Sie sind mein Gefangener, Herr! wehe dem, der mir meinen Gefangenen anrührt." Damit hatte er mit einem raschen Griff den Geheimrath entwaffnet. Dieser erkannte seinen jungen Schützling Johannes und ließ es gern geschehen. „Jetzt ist er mein," rief Johannes, „ich werde ihn an den General Herzberg abliefern. Ist er schuldig, so soll er vor Euren Augen füsilirt werden; ich gebe Euch mein Wort darauf. „Schlagt ihn gleich todt!" schrie eine Stimme. „Nein, Brüder, das wäre Mord, der Gefangene ist mein; ich muß vor Gott und Menschen für ihn haften. Wer ihn angreift, den haue ich nieder. Ihr Beiden da," sprach er zu zwei stämmigen Arbeitern mit rothgesoffenen Gesichtern, „Ihr seid ein Paar brave Männer, deckt ihm den Rücken und nun fort mit ihm, vor's Kriegsgericht!"

Durch solche Reden gelang es ihm, den Geheimrath, den er am Arm führte, während er dessen Säbel in der Hand trug, durch die immer dichter werdende tobende Menge hinzuführen.

Dort vor dem rechten Flügel des Schlosses wurde die Aufmerksamkeit der Begleiter des Arrestanten durch neue Scenen revolutionärer Bewegung angezogen.

3.

Da war ungeheuerer Jubel und Hohngeschrei unter den Volksmassen.

„Der Herzog hat's Hasenpanier ergriffen," hieß es, „ist ausgekniffen, brennt ihm das Nest ab, daß der Raubvogel des Landes sich nicht wieder einnisten kann!"

„Ich habe Bekanntschaft in den Umgebungen des Herzogs," sprach der Geheimrath, „versuchen wir in das Innere zu dringen. Die Gefahr hier steigt mit jedem Augenblick. Es muß dem Pöbel kräftige Gegenwehr entgegengesetzt werden. Nichts ist leichter als diese Massen zu zerstreuen."

Es gelang ihnen, durch das Thor bei der Kanzlei in den hintern Schloßhof zu dringen.

„Ist es wahr, daß der Herzog entflohen ist?" fragte der Geheimrath einen, wie es schien, ihm bekannten Herrn, wenn wir nicht irren, war es der Staatsrath von B., dessen blondes, gelocktes Haar wie allgemein bekannt war, auf den Wunsch des Herzogs, der blondes Haar nicht leiden konnte, schwarz gefärbt worden war. Das etwas volle blasse Gesicht dieses überaus höflichen Mannes erhielt dadurch, sowie auch durch die

Wirkung von Furcht und Schreck eine in's Graue spielende Färbung.

„Leider nur zu wahr!“ entgegnete er; „durch diese unüberlegte Flucht hat der Herzog seinen Feinden das Feld geräumt. Damit ist Alles verloren.“

„Wo ist der General? eine einzige Salve würde den Pöbel vertreiben. Man hat ihm vorgeredet, es würde nicht geschossen werden; aber zeigt man Ernst, so läuft die Menge auseinander. In der That die ärgsten Tumultanten sind nur Straßenjungen.“

„Herzberg? Sehen Sie dort, das Militär hat derselbe vom Schloßplatz zurückziehen lassen. Es steht Gewehr am Fuß hinter dem Schlosse am Schloßgarten; man sollte fast meinen, das sei absichtlich geschehen, damit die Empörer nicht durch Furcht abgehalten werden, die mordbrennerischen Pläne der geheimen Leiter des Aufstandes auszuführen. Er ist indeß zum Magistratsdirector Bode gegangen, um mit dem das Weitere zu besprechen. Der Soldat aber knirscht vor Wuth und zerstampft seinen Gewehrkolben, daß man ihn hindert, den Pöbel auseinander zu treiben. Das Volk hat indeß freie Hand, wir werden bald das Unglück erleben, das Schloß brennen zu sehen.“

„Wie kam es, daß der Herzog entfloh? hat er denn Niemandem den Schutz seines Schlosses anvertraut?“

„Die Rebellen können sich bei dem General be-

danken.*) Ich stand dabei, als er dem Herzog seine persönliche Gefahr übergroß schilderte, ihm vorredete, er könne sich auf seine Truppen nicht verlassen; die Soldaten würden nicht auf das Volk feuern, wenn er, der Herzog, Bürgerblut vergieße, mache er sich für immer als Regent des Landes unmöglich. Eine kurze Abwesenheit und dann bei der Rückkehr einige Concessionen würden dagegen das Volk beruhigen."

„Abscheuliche Unwahrheit!" rief der Geheimrath aus. Der Staatsrath B. fuhr fort:

„Der Major von Normann, die Ordonnanzofficiere von Sommer und von Garsten und mehrere Andere standen dabei, sonst anerkannte Ehrenmänner; aber Keiner widersprach, Keiner klärte den Herzog über die wahre Lage der Sache auf."

„„Herzberg,"" sagte der Herzog, „„Herzberg, ich verreise! hören Sie, Herzberg, Ihnen übergebe ich das Commando, ordnen Sie Alles, auch die strengsten Hülfsmittel an, das Schloß zu retten; das Schloß muß gerettet werden. Haben Sie es gehört, Herzberg?""

„„Da Ew. Durchlaucht mir das Commando geben,"" antwortete der Generallieutenant, „„bin ich sehr glücklich. Das Schloß soll und muß gerettet wer-

*) Man hat ihm später für diese That einen Ehrendegen überreicht.

den.''' Dabei ergriff er mit beiden Händen des Herzogs rechte Hand und küßte sie mehreremale, bis der Herzog seine Hand zurückzog mit den Worten: ,,,Schon gut, Herzberg!'''

,,Und nun?'' rief der Geheimrath mit gespannter Erwartung, ,,was that er nun, um das Schloß zu retten?''

,,Nichts, mein Freund! Nach dieser Unterredung stieg der Herzog zu Pferde und begab sich in den Schloßgarten, wo bereits ein vierspänniger und zwei sechsspännige bepackte Wagen standen. Er überlegte noch mit seinen Umgebungen, welchen Weg man nehmen sollte, um dem Tumulte auszuweichen, als ihm gemeldet wurde, daß das Volk vom Bohlwege her durch den zerschlagenen Thorweg in den Garten eindringe. Sogleich gab der Herzog Befehl, daß die Wagen neben dem Marstall vorbei und über den Wall abfahren sollten. Er selbst ritt durch das Gartenthor am Steinwege. Von den dort aufgestellten vier Schwadronen Husaren mußten zwei die drei Reisewagen zum Petrithore hinaus bis nach Vechelde begleiten. Der Reisewagen des Herzogs war mit Geldsummen aus dem Schatzgewölbe des Schlosses und mit Waffen reichlich versehen.''

Der Herzog, ergänzen wir, folgte dem Bataillon von Normann über den Wall nach dem Petrithor, und schickte von dort das Bataillon nach dem Schlosse zurück.

Es war am 7. September 1830, Abends 7 Uhr, als Herzog Karl seine Residenz verließ, das geschah in Begleitung des Hauptmanns Bause, der Adjutanten von Sommer und Garsten und einer Escorte von fünfzehn Husaren.

Noch war der fliehende Fürst nicht beim Rafflthurm angekommen, so erblickte er schon den rothen Schein vom Schloßbrand. Man mag sich denken, mit welchen Gefühlen.

Er sandte einen Diener zurück, um darüber Gewißheit zu erhalten. Dieser kehrte im vollen Carriere zurück und meldete: „Das Schloß brennt. Es ist an allen vier Ecken angezündet. Das Militär hat sich zurückgezogen."

Mit welchen Empfindungen der nicht ohne seine Schuld so unglücklich gewordene Fürst seine Flucht aus dem Vaterlande fortsetzte, läßt sich nicht beschreiben. Von Vechelde aus sandte er die beiden Escadrons zurück, welche seine Wagen escortirt hatten, und traf Nachts 12 Uhr auf der ersten Poststation Lafferde ein, von wo aus er hoch am Horizont den Widerschein des Feuers erblicken konnte, welches das Haus seiner Väter verzehrte.

Doch kehren wir zurück nach Braunschweig. Was dort indeß geschah, bezeugt noch mehr, wie leicht das Schloß hätte gerettet werden können, wenn man nur ernstlich gewollt hätte.

Doch ehe wir weiter gehen, geben wir eine kurze Schilderung von der Lage des alten braunschweigischen Schlosses.

4.

Wenn man vom Opernhause, am Zeughause vorbei, die Hauptstraße der Stadt, den Bohlweg heraufgeht, so öffnete sich zur rechten Seite ein sehr geräumiger, regelmäßiger Schloßplatz, der auch als Paradeplatz benutzt wurde. Dieser Platz war mit einem etwa 12 Fuß hohen eisernen Gitter, das drei Gitterthore hatte, von der Straße abgesondert. Im Hintergrunde des Platzes, gerade der Häuserreihe an der rechten Seite des Bohlweges gegenüber, befand sich das massive Hauptgebäude des Schlosses, welches das Corps de logis genannt wurde. Die Hauptetage mit ihrem schönen Marmorsaal, ruhte auf einer Bogenstellung, welche an beiden Seiten Durchfahrten und in der Mitte eine breite, prächtige steinerne Doppeltreppe enthielt, die in die Repräsentationsfäle und Gemächer der Bel Etage führte. Hinter dem Schlosse lief ein Weg durch am Gitter des dahinter belegenen Schloßgartens, am Pagenhause und an der Reitbahn und dem Marstalle vorbei. Durch den Schloßgarten führte eine breite Allee durch ein Portal nach dem Steinwege, nahe dem Steinthore. Die hinteren

Zugänge zum Schloß konnten leicht abgesperrt werden, sowie auch die vorderen.

Vom Corps de logis an zogen sich lange drei- und zweistöckige Flügelgebäude, die aus Holzwerk construirt waren, an beiden Seiten des Schloßplatzes nach dem Bohlwege hinauf. Unter diesen Flügelgebäuden lief eine Colonnade von Holzsäulen vom Hauptgebäude hinauf und mündete an der Straße aus. Da diese Flügel unmittelbar an den Bohlweg stießen, so gingen auch die Fenster der am Ende derselben liegenden Kanzleistuben in der untern Etage nach dieser Straße hinaus. Unmittelbar an das rechte Flügelgebäude des Schlosses, in gleicher Linie mit der Straße grenzte das eigentliche Kanzleigebäude, nur durch einen Thorweg vom Schloßgebäude getrennt.

Diese Lage des Schlosses erleichterte die verbrecherische Absicht der Meuterer. Sie begannen vor dem rechten Schloßflügel und dem Kanzleigebäude ihr Geschrei: „Das Schloß muß brennen!“ Ein Laternenpfahl wurde mit vereinten Kräften umgerissen und als Hebebaum gebraucht, um den schon erwähnten Thorweg einzustoßen. Die Fenster wurden eingeschlagen und mit Pflastersteinen eingeworfen; ein Paar Gassenbuben wurden in die zertrümmerten Fenster der Kanzleistuben hereingehoben. Die verkappten Männer in schwarzen Blousen reichten ihnen eine brennende Laterne zu und Einer stieg

auf den Schultern der Andern gehoben nach, um die weiteren Operationen zu leiten. Nun wurden im Innern des mit Repositorien und zahlreichen Acten an allen Wänden bekleideten Zimmers Scheiterhaufen von Actenbündeln, losen Papieren, Stühlen und Bänken errichtet und dann Feuer angelegt. Ein dicker Qualm drang durch die zerschlagenen Fenster und die Mordbrenner entsprangen durch dieselben. Bald brach die Flamme hervor aus allen Fenstern, und ein starres Entsetzen über diesen Erfolg hemmte einen Augenblick das Jubelgeschrei der lautlos dastehenden Menge, deren meistens schreckenbleiche oder von Branntwein geröthete Gesichter von den immer höher auflodernden Flammen ihre grellen Streiflichter empfingen.

Kein Commandowort ertönte, keine Hand rührte sich, das Schloß zu retten. So hatte der Generallieutenant von Herzberg sein dem Herzoge gegebenes Wort gelöst.

Die Feuerspritzen, die nach einiger Zeit zu Hülfe kamen, wurden von den Volksmassen zurückgewiesen, umgestürzt oder zertrümmert.

Schnell wie eine Katze lief die Flamme an dem langen Flügelgebäude des Schlosses hinauf bis zum Corps de logis. Das mehr als hundertjährige Holzgebäude war trocken wie Zunder. Im Inneren gaben

die kostbarsten Boiserien, getäfelten Fußböden, die Mahagoni- und vergoldeten Möbeln und reichen Tapeten und Vorhänge von Sammet, schweren Seidenstoffen, Goldstoff und Mousseline dem Feuer immer wieder neue Nahrung. Bald züngelte die Flamme aus allen Fenstern dieses brennenden Flügels; bald erschienen auch Männer, die Pechkränze herbeibrachten, ein Beweis von den Vorbereitungen, die man getroffen haben mußte, um das Schloß anzuzünden. Denn solche mit Pech getränkte Strohkränze sind nirgends unbestellt käuflich zu haben, und die brennenden Pechkränze wurden durch die zertrümmerten Fenster in das Kanzleigebäude mitten zwischen die Acten geworfen, worauf denn alsbald auch dort aus den Fenstern die Flamme emporloderte.

Rasch griff das Feuer weiter, verzehrte mit rasender Schnelligkeit selbst im massiven Corps de logis alles Brennbare. Auch hier durfte nicht gelöscht werden. Erst als die Flamme auch den linken Flügel des Schlosses ergriffen hatte, schienen die Volksmassen, welche den inneren Raum des weiten Schloßplatzes angefüllt hatten, einzusehen, daß dadurch die vielen, hinter diesem Flügel liegenden kleinen Bürgerhäuser in Gefahr kämen, weil dort keine Feuerspritze aufgestellt werden konnte, und erlaubte nun die Rettung dieses noch übrig gebliebenen Theiles des Schlosses, das mit so vielen Kunstwerken angefüllt war. Allein auch hier hatten die Aufrührer

so Vieles zerschlagen und muthwillig beschädigt, daß später auch dieser noch stehengebliebene Theil des Schlosses abgebrochen werden mußte.

Es war ein wilder, schauerlich schöner Anblick dieser Schloßbrand, der von drei Seiten den weiten, mit Menschen angefüllten Platz umgab, die von den Flammen geröthet erschienen.

Aus den Schoßfenstern, aus denen noch nicht die Flammen hervorleckten, sah man fortwährend Gegenstände von Werth, als Betten von Eiderdunen, mit seidenen Inletten, seidene und gestickte Steppdecken, schwere, mit Gold und Damast durchwirkte Vorhänge, selbst zerbrechliche Gegenstände herauswerfen, als Pendeluhren, feine Möbeln, Porzellanvasen, Kunstgegenstände, Papiere und Bücher, Silbergeräth und dergleichen mehr. Unten fiel dann der Pöbel darüber her und schleppte fort, was noch einigen Werth hatte. Selbst Fetzen von seidenen Tapeten wurden als Siegestrophäen mitgenommen und später verkauft. Besonders thätig dabei war eine Negerin, ein unter dem Namen „das Mohrenlottchen" allgemein bekanntes, durch die Frechheit, womit es für vier Groschen Jeden aufbot (d. h. ausschimpfte), berüchtigt gewordenes Frauenzimmer. Diese hatte sich in ihre elende Dachkammer eines der trefflichsten Eiderdunenbetten geschleppt, und als später die Polizei diesen Raub reclamirte, wehrte sie sich mit Nägeln und

Fäusten, indem sie schrie, sie habe in ihrem ganzen Leben noch nicht in einem Bette geschlafen und nun möge man sie todtschlagen, aber das eroberte Bett gäbe sie nicht wieder heraus. Höchsten Orts wurde endlich entschieden: man solle ihr das Bett lassen.

Soviel zur Charakteristik jener Zeit. Auch die beträchtlichen Holzvorräthe auf dem herzoglichen Holzhofe wurden der Plünderung des Pöbels preisgegeben und man sah, wie massenweise die Holzscheite auf dem Rücken, auf Karren und selbst auf Wagen fortgeschleppt und in den nahen Stadttheil des Bruches und hinter Aegidien, wo in niedrigen baufälligen Häusern und in den oft engen Straßen der ärmste und sittenloseste Theil der Bevölkerung wohnte.

Während aller dieser Greuelscenen stand das Militär mit dem Gewehr am Fuße im Schloßgarten, wohin sie commandirt waren, um den Schloßbrand nicht zu stören. Die Gemeinen und Unterofficiere knirschten vor Wuth über ihre erzwungene Unthätigkeit, da hier Verhinderung des Schloßbrandes und überhaupt eine Zerstreuung des ganzen gemachten Aufstandes so leicht gewesen wäre. Die Officiere standen dabei in einer nicht eben sehr rühmlichen Passivität, und der commandirende General sah dem Schloßbrande und der Plünderung zu und äußerte keine andere Sorge, als daß nur nicht durch das Militär Unglück geschehe.

Johannes, der den Geheimrath im Getümmel von seiner Seite verloren hatte, ehe er noch erfahren, wo dieser logirte, stand dabei, als ein Artillerieunteroffizier seinen Hauptmann um die Erlaubniß bat, die Zerstörer mit einigen Mann vertreiben zu dürfen. Der Hauptmann schlug die Bitte ab, indem er keinen Befehl habe, angreifend zu verfahren. Als aber der Unterofficier sein Gesuch erneuerte, wendete der Hauptmann ihm den Rücken mit den verdrießlich gesprochenen Worten: „Laßt mich zufrieden.“ Dieses nahm der Unteroffizier für eine stillschweigende Genehmigung und nun drang er mit seiner Mannschaft, die nur mit dem Säbel bewaffnet war, in das Innere des Schlosses.

Johannes folgte diesem Commando.

Schweigend ging es durch die dunklen Gewölbbogen, welche die Durchfahrt durch das Corps de logis des Schlosses enthielten, die breite steinerne Prachttreppe herauf. Die Fußtritte der Soldaten schallten auf dem Marmorparket des so reich decorirten Marmorsaals. In diesen weiten und hohen Räumen brannte noch kein Feuer, aber der schauerige Widerschein der Flammen von den beiden brennenden Schloßflügeln her, spiegelte sich in den reich vergoldeten Stukkaturen der Decke und der Wände.

Noch eine Reihe der folgenden Prunkgemächer wurde mit tönendem Fußtritt durchschritten. Ueberall

sah man Spuren der Verwüstung, aber es war kein anderes Licht vorhanden, als der durch die von Zeit zu Zeit klirrenden Fensterscheiben hereinfallende Feuerschein.

Endlich kamen sie in den Concertsaal; von dorther ertönten dumpfe Hammerschläge, die zugleich von einem ächzenden musikalischen Tone begleitet wurden. Ein einzelner Mann war damit beschäftigt, mit einer schweren Axt einen prächtigen englischen Flügel zu zerschlagen, der durch seine feste Bauart lange Widerstand leisten zu wollen schien. Rasch sprang ein Soldat aus dem Commando vor und mit einigen kräftigen Säbelhieben schlug er den Frevler zu Boden.

Aus dem nächsten Zimmer schallte noch lauteres Geräusch, wie von klirrenden Glasscherben erregt. Dorthin führte der Unterofficier die Soldaten seines Commando. Es war ein entsetzlicher Anblick, mit welcher Lust und Wildheit ein Haufen Männer aus der untersten Hefe des Volks, die von einem der Verschworenen in schwarzer Blouse mit einer schwarzen Flormaske vor dem Gesicht geleitet wurden, hier ein vandalisches Zerstörungswerk übten. Deckenhohe Spiegel, Mahagonischränke, vergoldete Prachtmöbeln und werthvolle Gemälde, Marmorstatuen und Pendulen wurden mit Axtschlägen und eisernen Brechstangen zertrümmert.

Die Soldaten waren darüber auf's Höchste erbittert, fast ohne Commando drangen sie auf die Zerstörer ein

mit geschwungenem Säbel; diese setzten sich anfangs mit ihren Werkzeugen zur Wehr, aber als sie an den scharfen Hieben und klaffenden Wunden erkannten, daß es Ernst damit war, liefen sie mit dem Geschrei davon: „Ja, wenn es so gemeint ist . . . .!“

Während dieses kurzen Kampfes kam eine Ordonnanz diesem Commando, das leicht das ganze Schloß von dem zerstörenden und plündernden Pöbel hätte reinigen können, nachgelaufen und brachte vom Hauptmann den Befehl, augenblicklich das Schloß zu verlassen. Der Artillerist, der dazu commandirt war, erzählte noch unter Aeußerungen des lebhaftesten Unwillens, der Hauptmann, der die auf dem Schloßplatze aufgefahrene Artillerie commandirte, habe Befehl erhalten, das Geschütz abfahren zu lassen und die Munition in's Wasser zu werfen: „zur Verhütung von Unglück,“ wie es in der Ordre hieß.

Es fehlte nicht viel, so wäre das Schloß durch eine Gegenrevolution der Unterofficiere und gemeinen Soldaten gerettet worden. Diese räsonnirten halblaut über die Unthätigkeit, wozu sie verurtheilt waren, über die Pöbelherrschaft, der so leicht hätte gesteuert werden können. Der Oberbefehlshaber und die Officiere thaten als hörten sie diese Aeußerungen der Indisciplin nicht, die sie doch nicht hätten zu bestrafen wagen dürfen. Damit indeß doch etwas geschehe, wurden einige Ab-

theilungen Soldaten commandirt unter Leitung ihrer Officiere und einiger Schloßbeamten, aus dem Schatzgewölbe und der Silberkammer werthvolle Gegenstände zu retten; das konnte wenigstens geschehen, ohne das „Unglück" der Tödtung eines dieser Mordbrenner, oder der Störung des Raubgesindels in seinem entsetzlichen Beginnen zu veranlassen.

Bei dieser Stimmung der Soldaten gelang es Johannes einen Hauptmann der schwarzen Jäger zu bewegen, ein Commando in die oberen Gemächer des brennenden rechten Flügels zu führen, um wenigstens die Plünderer zu verscheuchen, da dieses ganze Raubsystem der Revolution zur Schande gereiche. Ich war während der Julirevolution in den Tuilerien, aber kein Franzose hat sich mit der Schande bedeckt, die Bourbons vertrieben zu haben, um ihre Schätze zu rauben und zu stehlen. Geldsummen, Diamanten und andere werthvolle Gegenstände wurden von einzelnen Personen gerettet und als Nationaleigenthum auf dem Stadthause abgeliefert. Hunderte von bettelarmen Menschen wogten durch diese weiten Säle und Prunkgemächer, wo ein einziger diebischer Griff sie für ihre Lebenszeit hätte glücklich machen können; aber nichts von dem allen geschah; in einem Falle, wo ein Dieb auf der That im Schlosse ertappt wurde, hielt das edle Rechtsgefühl des Volks Gericht über diese ehrlose That, und man hing ihn auf zur

Warnung an das nächste Fensterkreuz. Hier dagegen steht ein Bataillon Soldaten, Gewehr am Fuß und ihre Officiere hindern sie gemeine Mordbrenner und Diebe in ihrem Handwerke zu stören. Sie sind commandirt, das Verbrechen zu schützen, um die Revolution nicht zu stören, ihre Ehre zu verleugnen und ihren Eid zu brechen, um ihren Patriotismus zu zeigen. So wird die Revolution befleckt durch Gewissenlose, die sie selbst mit gemacht haben. O Schande über Schande!"

Diese Worte sprach der junge Handwerker laut und in tiefster Entrüstung, vor einer Compagnie Soldaten stehend. Sie erweckten unter den Jägern eine ungeheure Aufregung und schien selbst auf mehrere Officiere nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Mehrere Jäger drangen stürmisch auf ihren Hauptmann ein, ihnen zu erlauben, die oberen Gemächer des Schlosses von dem Raubgesindel zu befreien, von welchem soeben Weiber und Kinder, und wildaussehende Männer Betten und kostbare Geräthe und Möbeln ganz ungescheut vorübertrugen, um ihre ärmlichen Wohnungen damit zu bereichern. Der Hauptmann selbst übernahm es, ein Commando von etwa sechs Mann in's Schloß zu führen, nachdem er die Leute ermahnt hatte, von ihren Waffen nur im äußersten Falle der Nothwehr Gebrauch zu machen, um „Unglück zu verhüten;" das war damals die officielle

Sprachweise der Behörden und des Militärcommando in Braunschweig.

Statt der Antwort steckten die schwarzen Jäger ihre Hirschfänger auf die Mündung ihrer Büchsen, und es schlossen sich noch Mehrere an, als der Hauptmann zu dieser Expedition commandirt hatte. Dieser wagte es nicht zu hindern, und so stieg das Commando die breite Schloßtreppe im Innern des Corps de logis hinauf. Schon hatten die Flammen weiter um sich gegriffen, und im flackernden Lichte derselben war Alles deutlich zu sehen.

Als die Soldaten soeben im Begriff waren, die letzte Treppe hinauf zu steigen, sahen sie oben einen gemeinen Kerl stehen, eben im Begriffe die Treppe herab zu steigen, indem er einen großen silbernen Präsentirteller trug, der mit dem feinsten und kostbarsten Porzellan hoch bepackt war. Der Hauptmann rief ihm zu: „Setz Deine Beute ab und mach', daß Du fort kommst!" Der Kerl aber hob den Präsentirteller mit beiden Händen in die Höhe und schleuderte ihn mit der ganzen Masse von Porzellan herab auf das Militärcommando, von dem Mehrere an dem Kopfe getroffen wurden. Jetzt aber war kein Halten mehr. In zwei Sprüngen war einer der Jäger die Treppe hinauf, kehrte seine Büchse um und stieß den Mann so heftig vor die Brust, daß dieser rücklings zu Boden fiel. Die übrigen Jäger

stürmten nach; der Hauptmann wurde mit fortgerissen. „Herr Hauptmann, Gnade, Gnade!“ schrie der Kerl am Boden. Der Hauptmann stellte sich mit gespreizten Beinen über den Gefallenen und hielt seinen Degen über seinen Kopf. „Er steht unter meinem Schutze!“ rief er; doch mehrere Jäger schrieen hinter ihm: „Keine Gnade, dem Mordbrenner!“ und einer derselben rannte zwischen den Beinen des Hauptmanns dem Daliegenden den Hirschfänger durch den Unterleib, daß dieser mit einem Aufschrei verschied.

„Schafft die Leiche fort,“ sprach der Hauptmann finster, und steckte seinen Degen in die Scheide. Ein Paar Jäger ergriffen den Getödteten und warfen ihn in die nächste Flamme. Noch Mehrere, die theils früher, theils jetzt noch in der Gegenwehr gegen die Soldaten umkamen, wurden auf diese Weise beseitigt. Man behauptete später, daß bei dem Aufräumen des Brandschutts die Ueberreste von sieben halb oder ganz verbrannten Leichen in den Schloßtrümmern gefunden wurden, und doch fehlte nach allen polizeilichen Nachforschungen in Braunschweig kein Mann; ein Beweis, wie wohlbegründet das Gerücht war, daß von Seiten der Verschworenen fremde Mordbrenner gedungen waren, sowohl zu dem persönlichen Angriffe auf den Herzog Karl, als auch zum Schloßbrande.

Als das Jägercommando Befehl erhielt, sich zurück-

zuziehen, ging Johannes allein durch die brennenden Gemächer, wo überall noch Plünderer ungestört ihr Wesen trieben. So kam er endlich in das Cabinet des Herzogs. Dort sah er einen Mann von vornehmer Haltung, in schwarzer Blouse, vor dem erbrochenen Schreibschranke des Herzogs stehen und Papiere durchsehen. Schriften, die ihm wichtig genug schienen, steckte er in die Tasche. Als er Johannes bemerkte, zog er aus der Brusttasche ein doppelläufiges Terzerol und hielt es mit ernster Miene, ohne ein Wort zu sagen, dem Nahenden entgegen.

Johannes hatte in dem Drohenden einen höhern Beamten erkannt. Er zog sich zurück.

Nach einiger Zeit begab er sich auf den linken Flügel des Schlosses. Dort stand neben dem Schilderhause, das man umwarf, eine einzelne Schildwache, die wahrscheinlich vom Commandirenden der Schloßwache abzurufen vergessen war. Der Mann in seiner schwarzen Jägeruniform stand unerschütterlich und pflichtgetreu da, mitten in einem tumultuirenden Pöbelhaufen. Schon fing die Menge an, ihn zu verhöhnen, zu schimpfen und bald hin und her zu stoßen. Es wurde nach seinem Gewehr gegriffen, um ihn zu entwaffnen. Da drückte der Soldat los, wahrscheinlich um Hülfe herbei zu rufen und, so groß war die Feigheit dieses mordbrennerischen Straßenpöbels, daß Alles davon lief mit dem Geschrei:

„Sie schießen ja doch!“ ein Beweis, daß man Ihnen das Gegentheil davon versprochen hatte.

5.

Vor einem Hause in der Nähe des Schlosses hatte sich eine bedeutende Menschenmenge gesammelt. Im tumultuirenden Geschrei vernahm man den Ruf: „Heraus mit der H... des Herzogs, schlagt sie todt die Mätresse des Fürsten!“

Steinwürfe in die Fenster begleiteten diese Reden. Endlich wurde mit Hebebäumen die von Innen verriegelte Hausthür eingerannt. Der wüthende Pöbel stürmte hinein; die Taschen voll Steine und dicke Knüppel in den Händen. Alle die eleganten Zimmer und Boudoirs der zweiten Etage wurden durchsucht. Man fand nur einige Dienerinnen, die mit Furcht und Zittern sagten: Demoiselle Darmer sei ja schon am Morgen desselben Tages abgereist. Das wollte man nicht glauben und durchsuchte mit rohem Eifer auch die andern Gemächer des Hauses, wobei Alles zerschlagen wurde, was irgendwie an eine kostbare Einrichtung erinnerte.

Plötzlich fand man in einem mehr verborgenen Hinterzimmer eine junge Dame, die sich hinter dem Kleiderstecke der Garderobe versteckt hatte. Sie trug dabei einen Sammethut und den schwarzen Schleier über's Gesicht gezogen, auch einen kostbaren Sammetpelz, wie

zur Flucht oder Abreise bereit. Ihr Versteck und die elegante Kleidung machte sie verdächtig. Mehrere Stimmen schrieen: „Das ist sie! Das ist die Darmer, die Mätresse des Herzogs! Reißt ihr die Plundern vom Leibe! schlagt sie nieder! tretet sie mit Füßen!“

In der That griffen mehrere rohe Fäuste zu und rissen ihr den Pelzmantel von den Schultern und diesen in Stücken. Andere rissen ihr Hut und Schleier vom Kopfe und dem Gesichte, und das aufgelöste blondgelockte Haar löste sich auf und rollte in goldenen Ringeln über die blendendweißen Schultern des auf der Achsel weit ausgeschnittenen Kleides. Das wunderschöne, zarte Gesicht des jungen Mädchens war schreckenbleich; so sank sie lautlos zusammen auf ihre Kniee und flehte mit stummem Schmerzensblick um Gnade und Schonung ihres jungen Lebens.

Indeß die rasende Menge war verblendet in ihrer Wuth. Immer noch dasselbe Rachegeschrei, dieselbe drohende Haltung und emporgehobene Knüppel und geballte Fäuste. Konnte es auch im argen Gedränge nicht zum wirklichen Schlagen kommen, so wäre doch das unglückliche junge Mädchen todtgedrängt von den sich über sie herstürzenden Kerlen, und unter den Füßen zertreten.

Da rief plötzlich eine Stimme: „Die Darmer ist eben durch die Hinterthür entwischt, geht nur auf den

Hof, sie hat sich in einen Stall versteckt!" Mehrere ließen sich verleiten, die Treppe wieder hinunter zu stürzen, Andere schrieen wieder von Oben: „Hier ist sie ja schon, wir haben sie ja!" „Hier ist ihr Sammetmantel, ein herzogliches Geschenk!" rief Einer und hielt den Mantel hoch. „Hier Hut und Schleier!" brüllte ein Anderer mit heiscberer Branntweinkehle und hielt Beides auf einem Keulenstock empor.

So hatten sich in dieser Bewegung die Umgebungen des fast ohnmächtig gewordenen jungen Mädchens gelichtet. Um desto größer aber wurde damit die Gefahr ihrer Mißhandlung; da plötzlich theilte ein starker Arm die Menge, warf den Einen dahin, den Andern dorthin, und Johannes, der sich mit in's Haus gedrängt hatte, um womöglich Rohheiten und Unheil zu verhindern, hatte die eben Niedersinkende erkannt und mit dem Ausrufe: „Aurelie!" riß er sie empor in seine Arme.

Dieser Moment gab ihr wieder Leben; sie umschlang ihn mit beiden Armen und hing an seinem Halse und sprach leise mit gepreßter Stimme: „Gott sendet Dich, Johannes, nun bin ich gerettet, aber wo ist mein Vater?"

„Seid Ihr denn blind und toll, Leute?" rief Johannes der Menge zu und hob das junge Mädchen empor auf seine Arme; „das ist ja nicht die Darmer,

die hat ihre sechsundzwanzig Jahre und diese hier ist ein unschuldiges Kind, kaum zwölf Jahre alt.“

Und Aurelie sah um sich mit ihrem unschuldigen, freundlichen Gesichtchen. Sie fühlte sich so glücklich und so sicher auf dem Arme ihres geliebten Freundes, daß sie keine Furcht mehr kannte. Allerdings war sie für ihr Alter schnell und hoch aufgeschossen, aber ihre feine Taille und die überaus zarten, fast noch kindlichen Gesichtszüge beruhigten augenblicklich die aufgeregte Menge. „Es ist wahr,“ riefen Mehrere, „wir sind auf dem Holzwege, es ist ja noch ein pures Kind! Ein Backfisch ist es, keine Schauspielerin.“ „Laßt sie gehen! Suchen wir die Darmer, sie muß noch im Hause stecken!“

So war Aurelie befreit worden. Die Menge verlief sich nach und nach, als alles Suchen vergebens war, und Johannes führte sie in die Wohnung einer befreundeten vornehmen Familie in demselben Hause, wo das junge Mädchen mit Liebe und Zärtlichkeit aufgenommen wurde.

Man hatte kein Licht im Zimmer, in welchem ebenfalls die zügellose Menge in der Meinung, daß es die Wohnung der Darmer sei, einige Fensterscheiben eingeworfen hatte.

Mit steigender Aengstlichkeit fragte Aurelie nach ihrem Vater, der sie noch vor dem Beginn des Schloßbrandes verlassen hatte und noch nicht zurückgekehrt war

in das Privatlogis, welches Beide während ihres Aufenthaltes in Braunschweig bezogen hatten, das unglücklicherweise in demselben Hause belegen war, in welchem die Darmer wohnte. Johannes erbot sich ihn aufzusuchen. Aurelie bat ihn mit lebhafter Innigkeit, sich keiner Gefahr auszusetzen und bald zurückzukehren. Sie hätte ihm gern mit der zärtlichsten Umarmung ihren innigsten Dank für ihre Rettung gesagt, aber sie war nicht mehr das unbefangene Kind von ehedem. Es war, als sei schon eine jungfräuliche Scham in ihrem Inneren erwacht; sie reichte ihm zum Abschied die liebe kleine Hand und indem sie das schöne Blondköpfchen senkte, sprach sie halb leise: „Nicht wahr, guter Johannes, bald wiederkommen; die arme Aurelie nicht mehr allein lassen."

„O gewiß, Fräulein Aurelie," rief er mit Feuer und glänzenden Augen, und nach einem innigen Druck seiner Hand, entfernte er sich und verlor sich auf der Straße unter der Menschenmenge, die immer noch mit lautlosem Entsetzen dem prächtigen Schauspiele des Schloßbrandes zusah.

. . . . . .

Demoiselle Darmer war eine Wienerin. Unter der vormundschaftlichen Regierung, als das von einem Comité reicher und angesehener Personen verwaltete braun-

schweigische Theater in höchster Blüthe stand, und eines der trefflichsten in Deutschland war, gehörte diese ungemein reizende Schauspielerin und Sängerin zu den gefeiertsten Künstlerinnen. Die Vergötterung, die ihr zu Theil wurde, grenzte an's Fabelhafte, aber auch in's Lächerliche und selbst Unziemliche. Die jungen Elegants kauften begierig ihr Badewasser, das nach Eau de Cologne roch, und trugen es in Flacons; hundert noch ärgere Thorheiten wurden mit Reliquien von ihr getrieben. Ihr Ruf blieb dabei unbescholten, bis es dem jungen Fürsten, der persönlich sehr liebenswürdig war, und von seiner Loge auf einer verborgenen Treppe unbemerkt die Coulissen besuchen konnte, sich überhaupt sehr speciell, aus Liebhaberei mit dem Theater beschäftigte, gelang, diese reizende Künstlerin zu berücken. Bald war sie erklärte Mätresse des Fürsten. Sie wohnte nicht auf dem Schlosse, erhielt aber täglich dessen Besuche und stand bei dem Allen im Allgemeinen noch ziemlich in Achtung, da der Anstand beobachtet wurde, und sie dieses Verhältniß auf keine Weise mißbrauchte, um Geldsummen zu erpressen, oder Einfluß auf Staatsangelegenheiten zu gewinnen. Vielmehr blieb sie fortwährend einfach und bescheiden.

Doch in der letzten Zeit sah sie sich von ihrem fürstlichen Liebhaber etwas vernachlässigt; dieser hatte einer schönen Engländerin, die vor dem Thore wohnte und mit der er bisweilen spazieren ritt, seine Huldigungen

geweiht. Diese Miß .... erhob er zur Gräfin, und der Tochter, die sie ihm schenkte, wurde eine bedeutende Dotation ausgesetzt. Nach der Revolution kehrte auch diese herzogliche Geliebte nach England zurück, und dort ist sie selbst mit ihrer Tochter verschollen.

Der Darmer war es in der That gelungen, am Morgen desselben Tages den drohenden Gefahren eines Volkssturmes zu entfliehen. Mit ihrer Mutter und ihrem Bruder kam sie glücklich in Magdeburg an. Sie lebte dort sehr eingezogen bei einem Klempner, der ihr Verwandter war. Die ihr vom Herzog Karl ausgesetzt gewesene kleine Pension wurde auch bald nicht mehr bezahlt und so zog sie sich in bitterer Armuth nach ihrer fernen Heimath zurück.

So war denn die kurze Glanzperiode ihres Lebens auch verschwunden, und sie konnte nachdenken über die Vergänglichkeit alles Irdischen, das nicht auf einer sittlichen Grundlage beruht.

. . . . . .

Nach einigen Stunden vergeblichen Suchens, spät in der Nacht kehrte Johannes nach dem Hause zurück, wo der Geheimrath mit seiner Tochter ihr Absteigequartier genommen hatten. Den Geheimrath hatte er nicht aufgefunden. Nun aber fand er auch dort das ganze ausgeplünderte Quartier schaurig leer. Nur der Wiederschein von den Flammen des fast ganz niedergebrannten

Schlosses dienten ihm als Leuchte durch die dunklen, öden Gemächer.

Jetzt beschloß er, sein Bündel zu schnüren und in seine Heimath zurückzukehren. So hatte die Revolution in Braunschweig den aufgehenden Glücksstern des jungen Handwerkers wieder zerstört.

Doch sein Muth wurde dadurch nicht niedergeschlagen. „Gut," sprach er vor sich hin; „soll ich nicht höher steigen, so bleibe ich bei meinem Handwerke. Für den fleißigen und geschickten Arbeiter hat Handwerk immer einen goldenen Boden.

. . . . . .

Es gehört nicht in das Gebiet der Geschichte und Politik dieses Romans, wie Herzog Wilhelm von Braunschweig schon am zehnten September auf Schloß Richmond, vor Braunschweig belegen, eintraf und provisorisch die Regierung des Landes übernahm und darin später vom deutschen Bundestage bestätigt wurde; daß diese Regierung noch heute, unter Anerkennung aller Monarchen fortgesetzt wurde, und daß Herzog Karl noch im Exil lebt und nicht zu bewegen ist, seinen Ansprüchen auf die Regierung, die er jedoch niemals wird geltend machen können, zu entsagen.

Fünftes Kapitel.

Des jungen Handwerkers Rückkehr in die Heimath. Sein Soldatenstand. Besuch bei Aurelien. Geht nach Wien und London. Will sich niederlassen. Die Meisterswittwe. Er wird Bürger und Meister. Seine Bestrebungen und Erfolge.

1.

Nachdem Johannes die große Welt gesehen hatte, und in sein kleines Heimathstädtchen zurückgekehrt war, erschien ihm hier Alles so eng und kleinlich, wie in einer Pygmäenwelt.

Die Häuser waren nach seiner Ansicht viel kleiner geworden, die Straßen viel enger; das Auge von den großartigsten, architektonischen Verhältnissen verwöhnt, konnte nicht davon ablassen, unwillkürlich einen größeren Maßstab anzulegen. Und nun die Menschen, dieses kleinliche, engherzige, servile und nach allen Seiten hin rücksichtsvolle Benehmen, diese Unfähigkeit, irgend eine große Idee in sich aufzunehmen, diese Wichtigkeit der kleinsten Localinteressen, das Alles erschien ihm jetzt so unleidlich, daß er darin die frühere Gemüthlichkeit eines

kleinbürgerlichen Stilllebens gar nicht wieder finden konnte.

Dazu kam noch, daß der Geheimrath sein schönes Haus am Markte verkauft und sich, wie man sagte, auf seine Güter nach Schlesien zurückgezogen hatte. Nun fand er, im niedrigen Stande geboren, gar keine Familie, der er sich mit Herz und Geist anschließen konnte. Das Leben selbst kam ihm damit unbeschreiblich verödet vor, und er dachte schon an eine Auswanderung nach Amerika, die er freilich nicht ausführen konnte, weil ihm dazu die erforderlichen Mittel fehlten.

Es war ihm daher durchaus nicht unangenehm, als er die Aufforderung erhielt, sich zum Eintritte in das Militär zu stellen. Da er in seinem einundzwanzigsten Lebensalter eine schöne, große und kräftige Figur war, und das Zeugniß der guten Führung für sich hatte, so wurde er in das zweite Garderegiment zu Fuß, das damals in Berlin lag, als Grenadier eingestellt.

Bald erkannten seine Vorgesetzten seine Fähigkeiten, wozu auch eine gute Handschrift gehörte, seine Accurateſſe und Tüchtigkeit im Dienste. Er wurde bestimmt, auf Avancement zu dienen, und zum Gefreiten ernannt; dann sollte er nach gehörigen Vorbereitungen Unterofficier werden. Doch Johannes hatte nicht die Absicht, sein Glück im Militärstande zu machen und verbat sich daher die ihm zugedachte Ehre. Dagegen benutzte er jede freie

Stunde, seine Kenntnisse zu vermehren. Er besuchte das Museum, die Akademie der freien Künste, die technischen Anstalten Berlins, die großen Werkstätten und Fabrikanlagen, und gewann sich überall durch verständiges Eingehen in das Wesen der Sache die Theilnahme der Werkführer, Lehrer und Vorgesetzten solcher Anstalten, die seiner Wißbegierde durch Belehrung sehr gern entgegen kamen.

Dem Wohlwollen seiner Vorgesetzten verdankte er manchen Urlaub, manche Entbindung vom lästigen Wachtdienste, und so dienten denn auch die drei Jahre Militärdienstes dazu, ihn für seine bürgerlichen Lebenszwecke weiter auszubilden.

Nachdem er diese Zeit hinter sich hatte und nach preußischer Militärverfassung zu der Kriegsreserve entlassen war, dachte er wohl daran, sich womöglich einen eigenen Herd zu begründen. Aber wohin sollte er sich wenden, woher die Mittel nehmen, sich niederzulassen?

Der Gedanke, wieder als Wanderbursche in die Welt zu gehen, war ihm, seitdem er sich tüchtig fühlte, höchst widerwärtig. Und Bürger und Meister zu werden in irgend einer Stadt der Monarchie, dazu fehlten ihm die Mittel. Er hatte zwar durch ernsthaften Fleiß und Sparsamkeit sich ein kleines Capital von 200 Thalern erspart; aber wie weit wollte das reichen?

In dieser Verlegenheit beschloß er zunächst, nach

Schlesien zu reisen, um bei seinem Gönner, dem Geheimrath von Krahe, sich guten Rath zu erbitten.

Ganz heimlich dachte er auch wohl daran, daß er Aurelie wieder sehen werde, die jetzt nun wohl schon, in ihrem sechszehnten Lebensjahre, eine völlig erwachsene und ausgebildete Jungfrau geworden sein mußte.

2.

Als Johannes auf dem reizend belegenen Gute des Geheimraths von Krahe ankam, fiel es ihm auf, eine ganz eigenthümliche Stille bei der Anhäufung vieler Menschen auf dem Hofe zu finden.

Er trat in die Vorhalle des Hauses, als der Abend schon dämmerte, und ein ihm wohlbekannter Bedienter trat ihm mit einem Trauerflor um den Arm entgegen: „Haben Sie einen Verlust gehabt, Herr Römer?“ „Einen schweren,“ war die einsylbige Antwort, und die Augen des alten Mannes füllten sich mit Thränen. Johannes war zu fein fühlend, um durch Nachfragen nach dem Gegenstande seiner Trauer diese noch zu vermehren, und sagte nur, er wünsche den Herrn zu sehen.

„Kommen Sie!“ war die Antwort.

Und der alte treue Diener führte den jungen Tischlergesellen in den zu ebener Erde liegenden Gartensaal des Hauses. Johannes erschrak; das hatte er nicht erwartet. Der Saal war reichlich mit schwarzem Flor

decorirt. In der Mitte stand, auf einer mit schwarzem Tuch belegten Erhöhung, umgeben von Leidtragenden, und beleuchtet durch Gueridons mit brennenden Lichtern, ein offener Sarg, und mit unnennbarem Schreck erkannte Johannes in dem bleichen Antlitz des Todten die lieben geehrten Züge seines Wohlthäters, des Geheimraths von Krahe.

Es war ihm, als habe er jetzt erst seinen Vater verloren. Er sank am Sarge auf seine Kniee nieder, und küßte die kalte Hand, die ihm einst so viel Gutes erwiesen hatte. Seine Thränen flossen darauf. Er war so ergriffen von seinem Schmerz, daß er kaum die Anwesenheit mehrerer Personen im Zimmer bemerkt hatte.

Alles war still. Wie er sich erhob, da sah er zu den Füßen des Sarges zwei schwarzgekleidete Damen stehen, begleitet von einem Geistlichen und zwei Herren, von welchen der Eine hochgewachsen, aber schon ältlich war, kränklich aussah, viel hüstelte und einen Ordensstern trug; der Andere schien nach seiner bescheidenen Stellung etwas zurückstehend, sich in Diensten des Erstern zu befinden. Später erfuhr Johannes, daß dieser elegant und fein gekleidete junge Mann der Secretär des Grafen von Grabowsky war, der dort neben der schlanken, jungen Dame stand und ihr mit einer kalten, freundlichen Höflichkeit einige Trostworte zuzuflüstern schien. Auf der andern Seite des jungen Mädchens stand eine

ältere Dame, die vielleicht bedeutend vorgerückt in die vierziger Jahre eingetreten, durch ein erhöhtes Colorit der Carnation der Wangen und ein bedeutendes Embonpoint sich trefflich conservirt zu haben schien. Was aber sogleich auf den ersten Blick auffallen mußte, war etwas ungemein Prätentiöses und Entschiedenes in ihrem durchaus aristokratischen Benehmen.

Johannes wagte kaum seinen Augen zu trauen, als er die jüngere Dame ansah. Dieses hoch und schlank, wie eine Ceder gewachsene junge Mädchen, welches im feinen Gliederbau schon die zarte Fülle der eben gereiften Jungfrau verrieth; diese feinen interessanten Gesichtszüge, die durch das in Thränen schwimmende Auge mit den langen, seidenen Wimpern nur noch verschönert erschien, und dabei der feine durchsichtige Teint mit dem Rosenschimmer der Gesundheit, den jetzt nur der Schmerz etwas gebleicht hatte, das konnte das liebliche Kind, die kleine Aurelie nicht sein, und doch: sie war es! In einem Augenblicke hatten sich Beide erkannt.

Es war ein ergreifender Moment, der durch und durch die jungen Gemüther erschütterte, und diese Erschütterung drang um so tiefer in ihre Seelen, als der jetzige, feierlich bewegte Moment und die Gegenwart der soeben bezeichneten Personen ihnen Zurückhaltung auflegte.

Johannes verneigte sich mit Anstand, ernst und schweigend. Aurelie aber reichte ihm die kleine Hand,

und sprach mit ihrer lieblichen Flötenstimme: „Ach, Johannes, Sie kommen in ein Trauerhaus . . . . mein Vater . . . .“

„Mein Wohlthäter,“ seufzte Johannes und behielt ihre Hand in der seinigen, indem er durch einen innigen Druck der seinigen und einen seelenvollen Blick in ihr schwärmerisch aufgeschlagenes Auge zugleich die Trauer über den Verlust und die Freude über das Wiedersehen des Gegenstandes seiner süßesten Jugendträume aussprach.

Diese lebendige Mimik in den sprechenden Gesichtszügen der beiden jungen Leute war der ältern Dame aufgefallen. Mit geübtem Blick hatte sie erkannt, daß der junge Mann, der so befreundet mit dem jungen Mädchen zu sein schien, nicht den höheren Ständen angehörte. Das Benehmen desselben fand sie im höchsten Grade unschicklich, und mit einem Tone, den man sich versucht fühlen möchte: vornehme Impertinenz zu nennen, fragte sie: „Wer ist dieser Mensch?“

„Der junge Handwerker,“ entgegnete Aurelie, „der dreimal mein Lebensretter gewesen ist, der Pflegesohn meines seligen Vaters.“

„Ja,“ ergänzte Johannes ehrerbietig, „der Tischlergesell Hans Michel Hobelmann.“

„Jean,“ sprach die prätentiöse Dame zurückblickend zu dem in einiger Entfernung stehenden Bedienten,

„führen Sie den Mann da in die Domestikenstube; dort kann er mit den Leuten essen und wird einen Zehrpfennig erhalten. Glückliche Reise!"

Damit wendete sie sich ab, und wollte den Saal verlassen. Empört darüber ergriff sie Aurelie beim Arme. „O Mutter," rief sie, „nicht diesen Ton der Verachtung, nicht diese Erniedrigung eines ebenso gebildeten, als braven jungen Mannes. Was würde mein seliger Vater, was meine verewigte Mutter sagen, wenn sie noch lebten, über diese Behandlung ihres Schützlinges?"

„Tochter," sprach die Dame, „Dein Vater war gutmüthig und schwach. Du wareſt noch ein Kind. Jetzt ist es anders; wir gehen eben in den Salon. Lieber Graf, geben Sie gefälligst Ihrer Braut den Arm."

Die ältere Dame war also, allem Anscheine nach, die Stiefmutter Aureliens, und so war es auch. Der verstorbene Gutsbesitzer, Geheimrath von Krahe, hatte, während Johannes in Potsdam bei der Garde, in der Leibcompagnie des ersten Grenadierbataillons vom ersten Garderegiment zu Fuß stand, seine Gattin durch die Cholera verloren, und ein Jahr darauf sich mit der reichen Erbin eines gräflichen Hauses, der Gräfin Rabusa wieder vermählt, und diese war die Dame. Sie hatte durch ihren Stolz und ihre Herrschsucht, wie sich kaum bezweifeln läßt, den seligen Herrn unter die Erde geärgert, und von ihr war die Partie eingefädelt und

protegirt werden, welche dem hektischen, ältlichen Manne, dem reichen, polnischen Grafen von Grabowsky, die junge, eben aufgeblühte Rose, die liebliche Aurelie, als Gemahlin überliefern sollte.

Aurelie blickte noch einmal schmerzlich auf Johannes zurück, aber gebunden durch ihre Verhältnisse, und jeder Freiheit des Willens beraubt, durch Anstandsrücksichten, denen sich selten ein junges Mädchen entziehen kann, gestattete sie, daß der stolze Graf ihren Arm nahm und mit ihr der Mutter folgte in die oberen, eleganten Räume des Schlosses.

Noch nie, wie heute, hatten die Standesunterschiede den jungen Handwerker so schmerzlich verletzt. Er erkannte darin eine Mahnung des Geschicks; in seiner bürgerlichen Sphäre zu bleiben, und sich darüber nicht zu erheben. Aber er wollte sich auch nicht erniedrigen. Als freier, selbstständiger Mann wollte er sich nicht an den Tisch der abhängigsten Klasse der Gesellschaft, der Dienstboten jenes Hauses, in dessen höheren Kreisen er stets so liebevoll aufgenommen gewesen war, setzen. Zudem war ihm das Herz so schwer, daß ihm jeder Appetit und jede Neigung, noch einen Augenblick länger in diesem Hause der Trauer und der unnatürlichsten und gespanntesten Verhältnisse zu weilen, genommen war. An den Gedanken hatte er sich wohl gewöhnt, daß Aurelie einmal, wenn sie erwachsen sein würde, sich

standesgemäß verheirathen müsse; aber daß dieser Zeitpunkt jetzt schon eingetreten sei, das hatte ihn wahrhaft schmerzlich überrascht; schmerzlich, denn Aurelie war so schön geworden, und ihr Wiedersehen hatte so mächtig auf sein Gemüth eingewirkt, daß er nicht ohne ein tiefes Weh sich an den Gedanken gewöhnen konnte: dieses liebliche, weibliche Wesen, das ihm von Jugend auf so wohlwollend zugethan war, habe er nun für immer verloren, und werde er nie in seinem Leben wiedersehen; denn so viel stand in seiner Seele klar und fest, daß er sie nicht wiedersehen durfte, wollte er nicht seine eigene Seelenruhe und die ihrige zerstören.

Damit war bei einer einfachsten äußern Handlung in den beiden jungen Seelen von Aurelie und Johannes eine innerlich tragische Scene durchgespielt, die nur die tiefste Trauer in ihren Gemüthern zurücklassen konnte.

Mit Thränen in den Augen küßte Johannes noch einmal die kalte Hand seines verewigten Wohlthäters, betete dann noch ein stilles Vaterunser, und ging hinaus. Neben der Thür lag das Ränzel seines Wanderlebens. Er nahm es auf, hing es um seine Schultern; dann nahm er den Knotenstock in die Hand und der Wanderbursche stand mit Trauer im Herzen zur Abreise gerüstet, in der hell erleuchteten Hausflur. Da trat der ihm befreundete alte Bediente, Lehmann, zu ihm heran, und

sagte: „Fräulein Aurelie läßt Sie bitten, nur noch einen Augenblick hier einzutreten.“

Aureliens Wunsch galt ihm als Befehl. Er trat mit dem Diener in ein kleines Seitenzimmer, das an einem vom Flur ausgehenden Corridor belegen war. Nach dem Apparat, der umher lag, ein Kleid auf einem Plattbret und mehrere über Stuhllehnen hängende Kleider, war es das Garderobezimmer der Kammerzofe. Der Bediente verließ ihn mit dem Auftrage, nur einige Augenblicke zu warten. Was er aber erwarten sollte, war ihm nicht gesagt worden.

Nach einiger Zeit öffnete sich eine Tapetenthür, und bei dem schwachen Lichtschein einer brennenden Lampe erkannte er die Eintretende. Es war Aurelie.

Wie früher als Kind, so jetzt als Jungfrau, sank sie lieblich und liebevoll in seine Arme.

„Leb' wohl, Johannes,“ sprach sie leise und gepreßt, „unser Geschick hat uns getrennt, leb' wohl, wir werden uns niemals wieder sehen.“

„Leben Sie wohl, Aurelie,“ hauchte er entgegen. „Auch geschieden von mir, werden Sie der Engel meines Lebens sein.“

„Und Du der Schutzgeist des meinigen.“

„Was mich am tiefsten schmerzt, Fräulein Aurelie,“ sprach er besonnener, „ist nicht Ihre Vermählung, denn

Sie erfüllen damit des Weibes Bestimmung; sondern daß ein so junges, blühendes Leben einem so abgelebten Greis geopfert werden soll. O Herr, mein Gott, ist es möglich, so laß diesen Kelch an ihr vorüber gehen."

„Es ist nicht möglich, Johannes," sprach Aurelie traurig. „Es ist meines Standes Bestimmung, daß der Vater über die Hand seiner Tochter zu verfügen hat. Ich kann mich dem nicht entziehen, obgleich ein gelindes Grausen mich überrieselt, wenn jener mir aufgedrungene Verlobte, mit seiner feuchtkalten Hand die meinige ergreift und sie mit seinen kalten feuchten Lippen küßt, wenn er mich zärtlich anblickt aus den grauen mattglänzenden Augen, und dann irgend eine wohleinstudirte Liebesphrase durch ein hektisches Hüsteln unterbrochen wird. O es ist schrecklich, aber nicht zu ändern."

„Ein entschiedenes Nein würde die Vollziehung einer so unnatürlichen Verbindung unmöglich machen."

„Ich gab meinem sterbenden Vater mein Wort; wollte ich es brechen, so würde ich seine Ruhe im Grabe stören, und meine Stiefmutter tyrannisirt mich. Wo sollte ich hin, wohin mich vor ihren Vorwürfen retten?"

In diesem Augenblick öffnete sich die vordere Thür, und der Graf trat ein.

„Ah charmant," sprach er, „agreable Ueberraschung, parole d'honneur, ich suche meine Braut,

Baroneſſe Aurelie, und finde ſie in den Armen eines bettelnden Handwerksburſchen. Hahaha!"

„Herr Graf," entgegnete Aurelie, mit Entſchiedenheit, „wenn Sie von mir fordern, dieſes rein menſchliche Gefühl der Zuneigung und Dankbarkeit für meinen edlen Jugendfreund und Lebensretter zu verleugnen, ſo ſteht es ja immer noch bei Ihnen, mir mein Wort, das mich an Sie bindet, zurückzugeben. Ich geſtehe offen: dieſe Generoſité von Ihrer Seite würde mich nicht unglücklich machen."

„Immer beſſer, Mamie," ſprach der Graf ironiſch, „indeß ich liebe dieſe Naiveté an jungen Mädchen, und bin nicht Narr genug, um mich durch Jalouſie auf einen Handwerksgeſellen lächerlich zu machen. Indeß unter allen Umſtänden faut il sauver les dehors, allons, mademoiselle, faites votre jeu, je m'en irai!"

Mit dieſen Worten machte er eine ſtolze, kalte Bewegung zum Abgehen. Sein feines, blaſſes Geſicht verzog ſich zu den boshaft freundlichen Zügen eines Mephiſtopheles. Aurelie aber hielt ihn zurück mit den Worten: „Bleiben Sie, Herr Graf! noch einen Augenblick. Ich ſchäme mich nicht der edleſten Gefühle in einem weiblichen Herzen. Sie ſollen Zeuge ſein, wie ich für immer Abſchied nehme von meinem lieben, unvergeßlichen Jugendfreunde. Adieu, mein lieber, guter

Johannes, Adieu für dieses Leben, Adieu, mein Freund, mein Retter, mein Schutzgeist!"

Dabei umarmte sie den jungen Handwerker und gab ihm ohne Scheu einen zärtlichen Kuß.

Es war der Muth der Verzweiflung über ein unabänderlich schweres Geschick, dem sie unaufhaltsam entgegenging; der Muth war es, den der tiefe Seelenschmerz über das Zerreißen der ersten heiligen Liebe einflößet, was sie zu diesem Schritte bewog. Einen Augenblick nur mischten sich die Thränen der beiden jungen Liebenden, und nachdem auch Johannes mit einer Umarmung im Klageton der Stimme gesprochen hatte: „Leben Sie wohl, Aurelie, wir sehen uns niemals wieder!" schied diese von dem trauernden Jüngling, und trat in ihr Cabinet zurück.

Der Graf befand sich bei dieser seltsamen Situation in einer sonderbaren Verlegenheit. Eifersucht war es nicht, was ihn peinigte, denn ein schon kaltgewordenes Herz, wie das seinige, war selbst der Grundlage aller Eifersucht, der Liebe, nicht mehr zugänglich. Und gerade sein Stolz, der sich selbst so hoch über einen gemeinen Handwerksmann stellte, daß er diesen kaum noch für ein menschliches Wesen, eher noch als ein bedeutungsloses Ding gelten ließ, schützte ihn davor, daß eben dieser Stolz durch das Verhältniß Aureliens mit dem jungen Handwerker sich weniger verletzt fühlte. Seine Ver-

legenheit beruhte nur darauf, wie sich diese, den Anstand verletzende Scene mit Anstand ertragen lasse. In dieser Befangenheit zog er, um denn doch einigermaßen „bonne mine à mauvais jeu" zu machen, seine goldene Dose aus der Tasche, drehte sie einigemale zwischen den Fingern, klopfte darauf und nahm eine Prise, dann präsentirte er die offene Dose dem jungen Handwerker mit den Worten: „Wäre es gefällig, mein Lieber? — Es giebt Dinge auf Erden, die man nur verschnupfen kann, wenn man eine Prise contenance dazu nimmt. — Prenez!" —

Johannes aber sagte trocken: „Ich danke" und ging hinaus, ohne weiter zu grüßen.

3.

Mit der Romantik also war es nichts für den übrigens gefühlvollen jungen Mann. Er kehrte daher in sein prosaisches Bürgerleben zurück und war vernünftig genug, sich durch eine unglückliche Liebe nicht alle Lebenszwecke durchkreuzen zu lassen.

Johanns hatte allerdings noch einige Ersparnisse aus seinem genügsamen Wanderleben; doch reichten sie nicht hin, um sich mit einigem Erfolg als Meister niederlassen zu können. Er ging deshalb nach Wien und mit dem dort Ersparten nach London, wo tüchtige und geschickte Arbeiter auch gut bezahlt werden. — Dann, nach Ablauf von zwei Jahren, kehrte er zurück nach

Deutschland, jetzt freilich ein Meister in seinem Handwerk, wie es gewiß wenige giebt; Groß-Unternehmer von Möbelfabriken machten ihm die glänzendsten Anerbietungen; amerikanische Agenten wollten ihn zum Auswandern verleiten, indem sie ihm fabelhaften Reichthum mit Leichtigkeit zu erwerben vorspiegelten. Er aber antwortete immer: „Mein Wahlspruch ist: bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ Darum werde ich nach Deutschland zurückkehren und meinem Vaterlande die nützlichen Kenntnisse weihen, die ich mir nicht für mich allein, sondern auch für meine Mitbrüder erworben habe.“

Und er ging nach Deutschland zurück, reichlich versehen mit ersparten Geldern, aber reichlicher mit Erfahrung, Kenntnissen und Geschicklichkeit.

Der Zufall führte Johannes in eine mäßig große Provinzialstadt in Schlesien, die an der Oder belegen war und in ihrer Nähe treffliche Ahorn- und Birkenwaldungen hatte; sein praktischer Blick erkannte bald, daß hier sich das Geschäft im Großen betreiben lassen würde. Die Mittel zu einem guten Anfang konnte er nachweisen und die unverwerflichsten Zeugnisse über seine Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und gute Führung beibringen. Und dennoch machte man ihm Schwierigkeit, der Magistrat sagte auf sein Niederlassungsgesuch, es liege kein Bedürfniß zur Vermehrung der Tischler vor, indem so

viel im Städtchen vorhanden wären, daß die meisten derselben selbst keine Nahrung hätten. Johannes berief sich auf die preußische Gewerbeordnung von 1810, wonach Gewerbefreiheit eingeführt sei und Niemand am Betreiben eines Gewerbes, wenn er nur die Gewerbsteuer bezahle, gehindert werden dürfe.

„Das ist ganz richtig, mein lieber Mann," entgegnete ihm der Bürgermeister, ein elephantenförmiger, viel redender Stammgast in der einzigen berühmten baierschen Bierstube, dessen niedrige flache Stirn, die mit dünnen schwarzen Haarstriemen belegt war, nicht eben viel Geist verrieth, „ja mein lieber Mann, so ist es: Wären Sie hiesiger Bürger, so könnten wir Ihnen den Gewerbschein auf Betrieb der Tischlerprofession nicht versagen, denn das alte Gildwesen mit seinen Zunftzwangsjacken ist leider erloschen. Wir würden Sie nicht zurückweisen können, hätte uns die Gesetzgebung nicht eine Hinterthür offen gelassen, durch das Heimathsgesetz. Und so, als Fremder . . . ."

„Ich bin Preuße, mit Erlaubniß, und habe drei Jahr meinem Könige in der Garde gedient."

„Thut nichts zur Sache. Sie sind aus einer andern Gemeinde. Magistrat und Stadtverordneten haben das Recht, Ihre Aufnahme zu versagen. Vermögen und Arbeitskraft geben niemals volle Garantie, daß Sie nicht

einmal der Armenkasse anheim fallen. Wir brauchen Sie nicht aufzunehmen, wenn wir nicht wollen.“

„Aber um des Himmels willen, Herr Bürgermeister! der Einwand, den Sie da vorbringen, ist durchaus scheinbar. Sie können unmöglich im Ernst der Meinung sein, daß ich jemals in die Lage kommen könnte, der Armenkasse zur Last zu fallen. Bedenken Sie doch nur, daß die Niederlassung eines geschickten, rechtschaffenen und wohlhabenden Tischlermeisters, der wie ich der Stadt ganz neue Erwerbsquellen öffnen wird, dem Gemeinwesen nur nützlich sein kann.“

„Das mag Alles der Fall sein; aber, liebster Mann, fordern Sie nicht von mir, daß ich mein Gewissen so schwer belaste, den hiesigen armen brodlosen Tischlermeistern, die theils Stadtverordnete sind, theils meine Freunde und Collegen in der Bierstube, noch eine Concurrenz auf die Nase zu setzen. Gott bewahre mich in Gnaden davor. Wir Väter der Stadt haben für die Wohlfahrt und Nahrung der braven Bürger unserer guten Stadt zu sorgen. Je geschickter und wohlhabender Sie sind, desto gefährlichere Concurrenz würden Sie machen. Mein lieber Mann, diesen Appetit, ein Bürger und Meister in B.... zu werden, lassen Sie sich vorübergehen, wischen Sie sich man den Mund dafür ....“

„Aber ich denke gar nicht daran die Concurrenz in der Stadt zu vermehren, die kleine Kundschaft hiesiger

Bewohner, wo man so einfach lebt, so gar keine Ahnung hat von den Bedürfnissen und dem Luxus großer Städte, würde mir gar nicht genügen. Meine Speculation geht weiter, ich würde mich bestreben Absatz in den Residenzen und selbst über See zu gewinnen, wozu hier der schiffbare Strom und die herrliche Waldung die trefflichsten Mittel darbieten.“

„Nun lieber Mann, ich bitte Sie um Gottes willen, machen Sie sich mir nicht lächerlich. In B.... ist noch niemals Großhandel getrieben und was noch nicht da gewesen ist, kann auch nicht werden, selbst wenn uns die projectirte Eisenbahn mit Breslau und Dresden in Verbindung bringen sollte, wie es heißt.“

„Das wäre noch ein Grund mehr, der mir das Gelingen meines Plans verbürgen würde. Eisenbahnen und elektromagnetische Telegraphen, wie in Amerika schon eingeführt sind, lassen alle Entfernungen verschwinden, rücken Völker und Städte einander näher und kommen noch Verkehrserleichterungen durch Zollvereine, Freihandel und Ermäßigung des Postportos hinzu, so ist der geschickte Arbeiter überall sicher, für das Werk seiner Hände Abnehmer zu finden und seine Arbeit zu verwerthen.“

„Lassen Sie sich nichts weis machen, lieber Mann. Ich weiß das besser als Sie, denn ich bin, Gott sei Dank, Bürgermeister eines hochedlen Raths und Sie, nehmen Sie es mir nicht übel, sind doch im Grunde

nicht mehr als ein ordinärer Handwerksmann. Also lassen Sie sich sagen, mein Lieber: Eisenbahnen sind ein Verderb für die Welt, sie nehmen den Gastwirthen und Fuhrleuten das Brod vor dem Munde weg. Sie schaden noch mehr als gute Chausseen; denn grundlose Wege bereichern die Stellmacher und Schmiede durch die Reparaturen zerbrochener Axen und Räder, die Chirurgen und Dorfbader durch das Heilen von Arm- und Beinbrüchen, und am Ende sogar die Schinder und Abdeckereien, durch die Pferde-Cadaver von todtgepeitschten Frachtpferden, welche in den Mordlöchern von Landstraßen aus der guten alten Zeit liegen bleiben, und nun gar Ihre elektromagnetischen Telegraphen, das ist Phantasterei damit und wäre wirklich was an der Erfindung, so sind wir Deutsche Gottlob so schwerfälligen Geistes und bedächtig, daß noch 1000 Jahre darüber hingehen können, ehe wir bei uns zu Lande so einen elektrischen Telegraphen erleben. — Ja was die Neuzeit Alles für Dummheiten an den Tag bringt, da wird der Freihandel empfohlen, der unsere Fabriken lähmt, die Ermäßigung des Postporto, die dem Staate eine Finanzquelle verstopfen würde. Nein, lieber Mann, ich lobe mir die alte Zeit, mit den neuen Ideen, das ist Alles Phantasterei. Wie wir es vor hundert Jahren getrieben, so wollen wir es auch ferner treiben. Und damit Sela, abgemacht!“

Seine Gnaden, der regierende Herr Bürgermeister machten schon eine entlassende Handbewegung; da gab es Johannes auf einen solchen Mohren weiß zu waschen. Er sagte: „Dann werde ich mich an die Regierung wenden müssen. Dort wird man hoffentlich andere staatswirthschaftliche Ansichten haben als hier.“

„Ja Prosit, lieber Mann, dann wird erst recht nichts draus. Wir haben von Magistratswegen das Princip angenommen, Gerechtsame unserer Stadt mit eiserner Stirne zu vertheidigen. Wir dulden durchaus keine Beschwerden gegen die Unfehlbarkeit der Wohlweisheit löblichen Magistrats und einer verehrlichen Stadtverordnetenversammlung und hätten wir keine Gründe gegen Ihre Beschwerde, so würden wir welche machen, und wäre es auch nur um am Ende Recht zu behalten und unserer Autorität nichts zu vergeben. Die Regierung aber, die nicht mit eigenen Augen, sondern durch die Brille der Unterbeamten sieht, entscheidet allemal nach den Berichten der Unterbehörde, gegen welche die Beschwerde geführt ist und da in einem Beamten-Staat, wie der unserige jetzt Gottlob noch ist, die Beamten unter allen Umständen Recht behalten müssen und die Behörden immer geneigter sind abzuschlagen als zu genehmigen: so werden Sie begreifen, lieber Mann, daß Sie auf dem Wege der Beschwerde, und wenn Sie alle In-

stanzen der Verwaltungsscala durchgingen, noch viel weniger ausrichten würden als hier.“

Dieses letzte Räsonnement hatte, wie Johannes wußte, die Erfahrung für sich. Sein Muth fing an zu sinken, er fragte daher ganz kleinlaut: „Aber hochgebietender Herr Bürgermeister, gäbe es denn gar kein Mittel meinen Zweck zu erreichen? — Ich würde es mir gern ein Stück Geld kosten lassen und hundert Thaler mit strengster Discretion in Ihre Hände niederlegen, um Sie in den Stand zu setzen, die Summe ganz im Geheimen und nach Belieben an verschämte Arme zu vertheilen.“

„Ach so, das ist etwas Anderes, damit tritt Ihre Sache in ein ganz neues Stadium, mein Gutester. — Indeß sage ich Ihnen offen, weil ich es von jetzt an gut mit Ihnen meine, daß solche klingende Argumente zwar für meine Person völlig genügen, denn ich habe ein wohlthätiges Gemüth; aber sie müßten viele hundert Thaler anwenden, wollten Sie alle meine Collegen davon überzeugen. Und dann würde das ganze löbliche Tischlergewerbe Zeter und Mordio schreien, wenn Magistrat und Stadtverordneten sich einigten, einem Fremden zu erlauben, sich hier als Tischlermeister niederlassen. Wir hätten hier eine Revolution wie anno Dreißig, wo die Schneidergesellen in Berlin rebellirten, weil sie Rauchfreiheit im Thiergarten haben wollten. — Und die Lehr-

jungen würden sich nicht scheuen, selbst dem regierenden Bürgermeister die Fenster einzuwerfen; der Himmel bewahre uns davor, daß wir Revolutionen machen."

„Dann also würde selbst dieses Opfer nicht zum Ziele führen."

„Allerdings! — nur müßten Sie sich geneigt finden lassen, sich einer kleinen Unannehmlichkeit zu unterwerfen, Sie müßten sich verheirathen, lieber Mann."

„Ich habe zwar durchaus keine Neigung dazu; indeß sehe ich wohl ein, daß ein bürgerlicher Hausstand, den ich zu begründen entschlossen bin, ohne eine Frau nicht bestehen kann und so würde ich mich wohl noch dazu entschließen müssen, wenn ich erst die süße Ueberzeugung gewonnen haben würde, daß mein Geschäft schwunghaft gehen würde. —

„Sie scheinen also noch keine Braut zu haben."

„Mein Herr Bürgermeister, so glücklich bin ich nicht."

„Desto besser, dann werden Sie um so leichter darauf eingehen, wenn ich Ihnen Eine verschaffe, eine noch ganz hübsche dralle Person mit fünf lebendigen Kindern...."

„Herr Bürgermeister....!"

„Na, warum denn nicht? es ist das letzte Mittel, das ich Ihnen verordnen kann, um Ihren Zweck zu erreichen. Sie heirathen die brave Meisterswittwe und

werden Bürger und Meister allhier in dieser guten Stadt ohne alle Schwierigkeit und ohne Hinderniß. — Nun wollen Sie? schlagen Sie ein. Sie zahlen die hundert Thaler und ich freiwerbe Ihnen die Braut, mit der Tischlermeisterstelle . . . .“

„Ich werde mich bedenken.“

„Ei was, bedenken Sie, frische Fische gute Fische und die fünf pauswangigen Kleinigkeiten sind eine Zugabe, die mancher Ehemann sich vergebens wünscht in seine kinderlose Ehe. — Also, Sela, abgemacht, Sie zahlen und ich mache die Partie und das Ende vom Liede bleibt, Meister Hobelmann, Bürger und Tischlermeister allhier in dieser guten Stadt. —“

Johannes sagte nicht ja, er sagte nicht nein. Er meinte nur: „so etwas müsse man doch erst beschlafen, morgen wolle er Antwort bringen.“

4.

Das war eine sonderbare Geschichte. Die ganze Nacht ging's ihm im Kopfe herum.

„Heirathen“, dachte er, „wie könnte ich heirathen ohne Liebe? — und wie könnte ich eine Andere lieben, als die schon seit ihrer Kindheit in meinem Herzen wohnt. — Aber sie bleibt ja doch ewig für mich unerreichbar. Soll ich mir deshalb das Leben nehmen? — Das wäre Sünde und im Grunde habe ich auch keine

Luſt dazu, ſo jung ſchon aus dieſer ſchönen Welt zu ſcheiden. Und todt grämen? — Ja wenn ich ein Narr wäre, hinge ich vergeblichem Liebesgram nach. — Mit der Romantik iſt es nichts im wirklichen menſchlichen Leben. Die Kunſt zu leben und ſich das Leben leicht und angenehm zu machen, beruht am Ende nur auf einer richtigen Anwendung der geſunden Vernunft. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, Nota bene, wenn ſie erlaubte ſind und der Zweck ein guter iſt. Nun, mich hier als Meiſter anſetzen, ein großartiges Geſchäft begründen, wie es ſo leicht keine andere Oertlichkeit möglich macht, vielen fleißigen Leuten und mir ſelbſt Brod und Nahrung verſchaffen, das iſt denn doch bei Gott ein guter und löblicher Zweck. Ich würde mein ganzes vergangenes Leben vernichten, wollte ich nicht mit Eifer danach ſtreben, dieſes Ziel, worauf meine ganze Bildung gerichtet war, zu erreichen. — Und das letzte Mittel, um dieſes Ziel zu erreichen, heirathen, ohne Liebe, das mag wohl ein widerwärtiges Gefühl ſein; aber ein löbliches gutes Mittel bleibt es doch. Der Eheſtand iſt einer der heiligſten Lebenszwecke des Menſchen, tritt das Pflichtgefühl an die Stelle der fehlenden Zuneigung, nun ſo mag das genügen, um auch ohne Liebe eine ganz glückliche Ehe zu begründen. Wir ſehen's ja täglich im Leben. Leidenſchaften kühlen ſich ab oder ſchlagen gar leicht in das Gegentheil um, da ſieht man höchſt un-

glückliche Ehen, die mit einer Gluth von Liebe begonnen hatten, und Ehescheidungen giebt es nicht häufiger als wo der Sturm der Leidenschaft das Flämmchen Vernunft ausblies, das allein zu dauerndem Lebensglück führt. Vernunftehen werden in der Regel die glücklichsten. Zwar giebt es darin keinen Rausch der Freuden, aber auch kein nüchternes Erwachen daraus und wenn man sich in einander fügt, so lebt man still und zufrieden neben einander hin, bis zuletzt Freund Hein uns zur ewigen Ruhe bettet. — Wenigstens könnte man die Bekanntschaft der Wittwe machen. Ist sie eine nicht gar zu unleidliche Person, na, so mag es darum sein, wie Gott will!"

Die letzte Aeußerung war von einem tiefen Seufzer begleitet, welcher allerdings keine allzuglückliche Stimmung bei seinem Entschluß verrieth, der im Grunde mehr eine Resignation auf alles tiefsinnige Lebensglück enthielt, als eine freudige Hoffnung.

Am andern Morgen begab er sich wieder zu dem Bürgermeister Vierfuß, so hieß der elephantenförmige Stadtregent, deponirte bei ihm hundert Thaler für milde Zwecke, zur discreten Verwendung an verschämte Arme, worüber er keine Quittung verlangte, und ersuchte ihn, daß er ihm die Bekanntschaft der Wittwe Holzmeier verschaffen möge, in welchem Falle er dann schon selbst seine Worte anbringen werde.

„Nichts ist leichter, lieber Mann", sprach der Bürgermeister, „Sie gehen als Volontär in das Geschäft der Wittwe, das werde ich vermitteln, und wenn sie es verstehen die allerdings etwas verzogenen Pflanzen aus dem Irrgarten ihrer ersten Ehe so recht zu cajoliren, so haben Sie das Herz der Wittwe wie an der Fischangel gefangen. — Später, wenn Sie erst Herr vom Hause sind, können Sie ja drein schlagen, wenn's Ihnen zu bunt wird; das nennen wir Juristen die paterna castigatio, die väterliche Züchtigung, und dazu würden Sie als Stiefvater volles Recht haben. Kommen Sie um drei Uhr heute wieder, bis dahin denke ich Alles in Ordnung gebracht zu haben."

„Schon gut, Herr Bürgermeister, nur möchte ich bitten, zur Zeit noch keine mich bindende Erklärung abzugeben. Erst müßte ich doch die Person von Angesicht zu Angesicht kennen lernen."

„Ah bah! das ist Nebensache, mein Guter. An Gesichter gewöhnt sich die menschliche Natur wie an die schöne Aussicht aus dem Fenster seiner Wohnstube. Ob hübsch, ob häßlich, das bleibt sich im Grunde gleich. Der Mensch gewöhnt sich an Alles; die Frazze kriegt ihren Morgen- oder Gutnachtkuß am Ende ebenso gleichgültig, als das schöne Weibsbild, das wir täglich vor Augen gehabt haben. Ja so ist es! in der Ehe

ist das Gemüth die Hauptsache und Verträglichkeit ist die Leimruthe, woran der seltene Vogel des häuslichen Glücks gefangen wird. Sind beide Theile vernünftige Leute, nun so ist Verträglichkeit im Ehestande von selbst fix und fertig; ist dagegen die weibliche Ehehälfte ein Trotzkopf, Tollkopf, Zanktippe oder maulfaul, so kommt es nur darauf an, daß der Mann ruhig und vernünftig bleibt. Zänkische Weiber muß man nur austoben lassen. Finden sie keinen Widerspruch, so steigert sich ihr Aerger, aber sie haben keinen Gegenstand, woran sie ihn auslassen, als etwa leblose Dinge, Dienstmädchen, Kinder, Hunde und Katzen. Zerschlagen sie auch einige Spiegel, werfen sie Tassen und Teller entzwei, zerraufen sie sich das Haar, mauschelliren das Dienstmädchen, stripsen sie die schreienden Kinder, treten sie den Hund mit Füßen und werfen sie die Katze aus dem Fenster, nun, lieber Mann, was ist am Ende Großes dabei? Raucht der Mann nur ganz kaltblütig seine Pfeife bei diesem Toben, schnupft eine Prise, läßt auf sich eindonnern mit Schimpfreden und ungerechten Vorwürfen, ohne zu mucken und zu antworten, so sehe ich denn doch beim Himmel nicht ein, wie dann der Frieden einer glücklichen Ehe mit solchem kleinen Ungewitter, dergleichen es in jeder Ehe wie in der ganzen Natur giebt, gestört sein kann. Hat sich der Sturm gelegt, so tritt die Windstille ein, selbst wenn sich Mann und Frau einander ein Bischen keilen sollten,

so ist das im Grunde nichts weiter, als eine Auferstehung der Liebe. Ja, lieber Mann, so ist es. Darum nur immer darauf! Zum Heirathen muß man Courage haben; dann geht's oft besser als man es denkt. Ja, so heißt es: der Mensch denkt's, aber Gott lenkt's."

Theilte auch Johannes begreiflich nicht die Philosophie dieses regierenden Bürgermeisters, so lag doch eine gewisse praktische, wenn auch höchst prosaische Lebenserfahrung darin und da er auf jedes höhere Lebensideal Verzicht geleistet hatte, so dachte er dabei: „Wollen es wenigstens versuchen. Ein vernünftiger Mann kann viel thun, sich die Frau zur Hand zu ziehen. Und sind die Kinder, die einmal die meinigen werden sollen, verzogen oder verwahrlost, so bleibt es doch immer ein christliches Werk, sie zu guten und nützlichen Menschen zu erziehen. Wollen es uns wenigstens mal ansehen — und dann — wie Gott will."

Nachmittags betraten der Bürgermeister und der junge Tischlergesell das Haus der Tischlermeister-Wittwe Bretschneider.

Daß hier vorgearbeitet war, um die zum Besuch angekündigten Gäste würdig zu empfangen, ließ sich nicht verkennen.

Das Haus der Wittwe lag am Markte. Es war noch eins der alten Bürgerhäuser, bei welchen eine Etage

über die andere herausragt auf die Straße. Das Ganze ist von Eichenholz gezimmert mit ausgemauertem Fachwerk. Die grau verwitterten Balken tragen roh geschnitzeltes Bilderwerk, Engelsköpfe und Schnörkel aller Art. Der hohe spitze Dachgiebel ist nach der Straße hin gerichtet und enthält verschiedene Zierrathen und einen kleinen Ausbau. Die Fenster der zweiten Etage sind mit kleinen grünen Glasscheiben, theils rund, theils schräg gegittert, in Blei gefaßt, darüber in dem drei Etagen hohen Dachstuhl sieht man nur Dachluken und eine Winde, ganz zu Vorrathsböden eingerichtet. Nur die untere Etage hat auf der einen Seite, neben der halbrunden, ebenfalls aus Eichenholz geschnitzelten Hausthür, moderne große Glasscheiben. Die rothen Gardinen dahinter und die Fenster-Jalousien von Mousselin vor den untern Scheiben bezeugten, daß hier die Putzstube der Frau Meisterin sich befand.

Die erwarteten Gäste schienen indeß doch ein wenig zu früh in das Haus getreten zu sein. Ein gastlicher Geruch von frisch gebranntem Kaffee dampfte ihnen aus dem dunklen Hintergrund der Hausflur, wo sich die offen stehende Küchenthür befand, entgegen. Man hörte von dorther das bedeutungsvolle Knarren der Kaffemühle. Auf dem Hausflur war die vierkantige Haus- und Viehmagd soeben beschäftigt, die Steinplatten des Flurs mit rothem Sand zu bestreuen. Der Besen, womit erst rein

gekehrt war, stand noch neben der Stubenthür angelehnt. Dort aber linker Hand vom Eingange hörten die Eingetretenen Kindergeschrei, polterndes Schelten einer weiblichen Stimme und einige klatschende Laute.

Auf das Anklopfen des Bürgermeisters wurde nicht gehört, eben wegen der überaus lebhaften Hausdisciplin, die im Innern verwaltet wurde.

Der Bürgermeister öffnete endlich die Thür und den beiden Eintretenden wurde endlich ein Anblick zu Theil, der sie fast wieder zurückgeschreckt hätte.

Die Frau Meisterin mit halb aufgelöstem Haar, das ebenfalls hatte sollen geordnet werden, und das Tuch von der Schulter verschoben, so daß das noch nicht zugeheftete, neu angezogene Kleid fast etwas zu verrätherisch wurde, bewies, daß die gute Frau mit ihrer Toilette beschäftigt gewesen und unterbrochen sein mußte, diese Unterbrechung aber bezeugte, wie sie ihre mütterlichen Pflichten zu erfüllen verstand. Sie war nämlich soeben beschäftigt zuzuknöpfen, wie sie den Ankommenden mit einigen Entschuldigungsworten polternd zurief, ein kleines Töchterchen, das in unvorsichtiger Wildheit eine Tasse vom Tische herabgeworfen und in Scherben verwandelt hatte, tüchtig abzustripsen. Diese mütterliche Züchtigung geschah denn in jener patriarchalischen Form, die sich wegen des Anstandes nicht viel Sorgen macht; das arme Kind war vier Jahre, schrie

natürlich, weshalb die zürnende Mutter noch lauter schreien mußte. Die flehendliche Bitte des weinenden Kindes: „Bitte, bitte, liebe Mutter, nicht wieder thun," fand keine Gnade vor der Haustyrannin, deren volles fleischiges Antlitz der Aerger kirschroth gemacht hatte. Ein kleiner Junge von drei Jahren schrie noch ärger. Am Ofen hatte ihn eine stämmige Magd zwischen den Knieen und scheuerte ihn mit einem groben unsaubern Küchenhandtuch das nicht eben reinliche Gesichtchen ab und das geschah mit einer so derben Kraftäußerung, als gelte es nichts Geringeres, als dem vollwangigen kleinen Jungen die ganze rothgeriebene Haut vom Gesichtchen herunter zu scheuern. Die kleine Nase wurde dabei unter Schelten und Klapsen bald nach unten, bald nach oben gedreht und gestoßen, so daß sie bereits beträchtlich blutete, was natürlich die Operationen der Wäsche noch vermehren mußte.

Ein kleiner Schmutzfinke im Hemdchen wartete noch auf die dienende Hand, um ihn zu reinigen und anzuziehen. Zwei kleine Mädchen, die bereits sonntäglich steif angekleidet waren, weinten mit aus Sympathie für ihre gemißhandelten Geschwister. Auch sie mochten eben eine ähnliche Operation überstanden haben; denn ihre ganz hübschen Gesichterchen zeigten noch beträchtliche Spuren von der ihnen soeben beigebrachten Reinlichkeit.

Dabei war der Kaffeetisch vor dem kleinen zwei-

sitzigen Sopha bereits mit einer rothen damastenen Kaffeeserviette belegt und mit Tassen und Zuckerdose besetzt, ein Beweis mehr, daß die Frau Meisterin den ihr angekündigten Besuch würdig zu empfangen sich vorbereitet hatte; nur war sie noch nicht mit allen Vorbereitungen fertig geworden, als die erwarteten Gäste schon eingetreten waren.

Nachdem sie dem Kinde den Rest der Strafe wegen der zerbrochenen Tasse bis auf bessere Zeiten in Gnaden erlassen hatte, schob sie ihr Tuch auf den Achseln zurecht und empfing knixend den Bürgermeister und mit einem freundlich sein sollenden Kopfnicken den jungen Gesellen.

„Bitte um Excüse, gestrenger Herr Bürgermeister," sprach sie mit flinker Zunge, „aber Ordnung muß sein, die Rangen machen's sonst zu bunt, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ihr Fett bekommen; hatte den gestrengen Herrn Bürgermeister noch nicht erwartet, das macht aber die sacrement'sche, schwerenöthrische Stadtkirchenuhr, die niemals richtig geht, bitte nochmals um Excüse, gestrenger Herr Bürgermeister, das soll aber keine Anklage gegen löblichen Stadtmagistrat sein, Gott behüte mich in Gnaden davor, was kann ein hoher Magistrat dafür, wenn so ein Krummbeiniger und Buckliger eines edlen Raths Schlosser- und Spritzenmeister und Thurmuhrwärter eine hohe Thurmuhr langsam hinter der Zeit herschleichen läßt, als hätte sie das Zipperlein. — Aber,

entschuldigen Sie, Himmeltausendsacrement, Hanne, bring doch die schreienden Bälger hinaus, man kann ja sein eigen Wort nicht hören, und ich, wie sehe ich aus, das Kleid noch nicht zugehakt, die Flechten noch nicht aufgesteckt, Hanne, meine Haube! — Ach, Gestrenger, Sie wissen gar nicht, was für Sorgen einer reputirlichen Hausfrau auf dem Halse liegen."

„Darum müssen Sie wieder heirathen, gute Frau."

„I ja doch, Herr Bürgermeister. Das heirathet sich auch nur so, zum Freien gehören allemal Zwei. Na und der da ist der Empfohlene, gestrenger Herr Bürgermeister? — Ein ganz hübscher Mensch, na, schon gut, setzen Sie sich, Mann, wenn es sonst Gottes Wille ist; aber alle Stühle liegen ja voll Kleidungsstücke und Staub; Hanne, so räume doch ab, das Wetterthier ist schon hinaus, na, die werde ich mir mal kaufen; entschuldigen Sie, Gestrengster, ich bin gleich wieder hier."

Damit trieb sie das weinende kleine Mädchen, das sie eben gezüchtigt hatte, vor sich her, warf den Kleinen im Hemde am Arm in die Kammer; mit den Anderen war die Magd schon hinaus retirirt und die beiden angeputzten kleinen Mädchen wurden angewiesen, zurückzubleiben und die beiden Herren zu unterhalten, damit ihnen die Zeit nicht lang währe, bis der Kaffee fertig sei.

Das Alles ging so rasch und wirrlich, so polternd und redselig vor sich, daß die kleine dralle Frau sich

und ihre Kinder und die Kleidungsstücke von den Stühlen hinausgewirbelt hatte, ehe nur einige Minuten seit der Executionsscene vergangen waren. —

„Na, aber was sagen Sie nun, lieber Mann," fragte der Bürgermeister mit der Miene einer hohen Befriedigung von den soeben erlebten Scenen, „eine recht resolute Frau, die da, eine tüchtige Wirthin, die auf Zucht und Ordnung hält in ihrem Hauswesen, das muß man sagen, die wird einmal ihren künftigen Gemahl recht glücklich machen und ein Hausregiment führt sie wie ein Dragonercorporal."

„Sie belieben wohl nur zu scherzen, Herr Bürgermeister, unmöglich können Sie im Ernst verlangen . . . ."

„Na, hören Sie, lieber Mann, ich meine es gut mit Ihnen. Können Sie sich nicht entschließen, das allerdings etwas lebhafte Frauenzimmer zu heirathen, was ich Ihnen eben gerade nicht verdenken mag; denn jeder Mensch hat seinen absonderlichen Gusto, so lassen Sie sich nur nichts merken von Ihrem degout, sonst geht damit die Meisterschaft flöten. Deshalb rathe ich, stellen Sie sich verliebt in das Frauenzimmer, reden Sie ihr in halben Worten, die man so und so deuten kann, von Heirathsgedanken vor und lassen Sie die Person in dem Wahne, daß Sie sie nehmen, bis Sie damit richtig den Meisterbrief erschlichen haben und dann, in Gottes Namen, lassen Sie sie laufen mit ihren Speku-

lationshoffnungen. — Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

„Herr Bürgermeister, was denken Sie von mir?“

„Ei, lieber Mann, alles Gutes. Was ich Ihnen rieth, war eine kleine Kriegslist, Sie kommen sonst nicht zum Ziel, obwohl Sie wegen den hundert Thalern, für milde Zwecke, verdienten, ein Bürger dieser guten Stadt zu werden.“

„Ich, ein Heuchler? — Niemals, und giebt es keinen rechtlichen Weg, Bürger und Meister in dieser Stadt zu werden, als Trug und Lüge, so werde ich meinen Wanderstab weiter setzen. — Adieu! —“

„Wo wollen Sie hin? Stoßen Sie doch nicht selbst Ihr Glück vor den Kopf und treten Sie in das Geschäft dieser Meisterswittwe als Werkführer ein; dann wird sich schon die Sache weiter führen lassen, ohne daß Sie sich bindende Erklärungen abgeben.“

Dieser Ausweg schien dem praktischen Verstande des jungen Mannes so übel nicht. Er nahm sich vor, der Wittwe auf keine Weise Hoffnung auf seine Hand zu machen; aber doch die Stellung eines Werkführers in ihrem Hause und Geschäft anzunehmen, bis es ihm gelingen würde, sich selbstständig niederzulassen. Machte sie sich alsdann eitle Hoffnungen, so war es wenigstens nicht seine Schuld und sein ehrliches Gewissen fühlte sich damit beruhigt.

5.

In der That nahmen von jetzt an seine Angelegenheiten eine günstige Wendung. Der Bürgermeister, der besorgen mochte, daß, wenn er dem jungen Manne entgegen treten würde, dieser am Ende die hundert Thaler zurück verlangen oder Rechenschaft darüber fordern möchte, begann gegen das Gewerk und die Stadtverordneten und übrigen Rathsglieder, die der Niederlassung eines neuen Tischlermeisters entgegen waren, mit vieler Schlauheit zu intriguiren. Er verbreitete unter der Hand die Nachricht, daß der junge Tischlergeselle, der in das Geschäft der Meisterswittwe als Werkführer eingetreten sei, die Wittwe heirathen und deren Geschäft fortsetzen werde. Die Wittwe selbst schien durchaus nicht daran zu zweifeln. Der artige und bescheidene Geselle gefiel ihr. Er war zu dem ein sehr hübscher junger Mensch und das haben Frauen in einem gewissen Alter gern. Sie war auch viel zu plauderhaft und eitel, um aus diesen Hoffnungen, die ihr schon als Gewißheit galten, ein Geheimniß zu machen. Nur das Einzige, womit sie nicht zufrieden sein konnte, war seine Blödigkeit, wie sie seine absichtliche Zurückhaltung nannte. Sie legte es ihm nahe genug, sich zu erklären; aber sie bewirkte damit nur, daß er sich zurückzog. Vergebens hatte sie ein Paar Gevatterinnen an ihn abgeschickt, ihm auf den Zahn zu fühlen und ihm Courage zu machen, um die Hand der Frau Mei-

sterin anzuhalten. Johannes gab immer nur ausweichende Antworten und arbeitete um so fleißiger an seinem Meisterstück, wozu man ihn zugelassen hatte; sowie ihm denn auch die Niederlassung genehmigt war, Alles in der gewissen Voraussetzung, daß er die Meisterswittwe heirathen werde.

So kam endlich der große Tag heran, an welchem das Gewerk zusammen kam, um das Meisterstück des jungen Tischlers zu beurtheilen. Das war ein zierlicher Damensecretair, nur von inländischem Holze, aber in so schönen Masern ausgelegt und in silbergrauen Schattirungen gebeizt, so hell polirt und von einer so eleganten gefälligen Form, daß die ehrlichen Meister des Städtchens in der ersten Ueberraschung bekannten, so etwas von vollendeter Arbeit hätten sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen, ja nicht einmal für möglich gehalten. — Indeß die Ueberlegung kam nach. Der Eine bemerkte flüsternd zum Nachbar und trank ihm aus der zinnernen Weinkanne, die mit ihren daran hängenden hundert Thalern klapperte, zu: „Der macht uns Alle todt mit seinen Pariser Witzen. Polirte Möbel sind hier nicht Mode, was soll's damit?" — „Ganz recht, Gevatter," entgegnete der Andere, „der Gelbschnabel will Arbeiten machen, die kein Anderer von uns schafft. Käme er damit zu Stande, so glaube ich, ließen die Leute hier am Ende die Balken und Thüren ihrer Häuser und die

Paliſſaden ihrer Gartenzäune poliren, und unſere Hobel, die große Späne machen, hätten dann ihre Hundstags-ferien.“ „Es hilft nichts, Gevattern, man muß ihm die Arbeit ſchlecht machen, ſonſt wächſt er uns über den Kopf mit ſeinem modernen Krims-Krams.

Da trat der Eine auf, ein kleiner fetter Mann mit kurzen Armen und weichen Händen, den ſie alle Herr Stadtrath nannten und vor dem ſie männiglich gebührenden Reſpect hatten und ſprach: „Meine lieben Mitmeiſter, es ſteht geſchrieben in unſerem alten Gildeſtatut: „„So Einer ein Meiſterſtück macht, ſo ſoll es vor Allem feſt und dauerhaft gearbeitet ſein;““ was ſoll denn da dieſes Spinnegewebe, das ein zorniger Eheherr, wenn er ſeine Frau Liebſte etwa bei dem Schreiben eines Liebesbriefes an ihren Hausdoctor attrapirt haben ſollte, mit einem Fußtritte zerſchmettern könnte.“

„Ganz recht, Gevatter!“ ergänzte ein Anderer, ein großer, ſtämmiger und vierſchrötiger Mann, „positus alſo, nehmen wir an, ſo ein grober breitſchultriger Klotz, ſo ein tölpelhafter Flegel von der Façon wie ich Einer bin, räckelte ſich darauf wie ein Bauerlümmel und ſtützte den Kopf auf die Ellenbogen, weil er bei der geiſtigen Anſtrengung, einen Mahnbrief an einen ſchlechten Kunden zu ſchreiben, ſchläfrig geworden iſt, nun alſo, was geſchieht dann? das Ding zerbricht. Darum: dictum factum, das Meiſterſtück taugt nichts.“

„Und dann," fuhr ein Dritter fort, ein kleiner dürrer Mann mit einem langen blauen Oberrock, der mit großen, halb verrosteten Stahlknöpfen versehen war, ein Männlein, das keinen Bart, aber eine rothe Nase und eine dünne piepige Stimme hatte, „ist das eine Politur, die man dauerhaft nennen kann? Das soll ein Damensecretair sein für eine ehrsame Hausfrau? Na nu, so etwas ist noch nie da gewesen. Positus also, wie unser gelahrter Herr Stadtrath zu sagen belieben thun, die Dame hätte Kinder, und das kommt vor, auch in vornehmen Haushaltungen, und die lieben Kinderchens wischten ihre blanken Butterbrodshändchen ab an der blanken Politur dieses überzierlichen Möbeldings da, würde dann die Politur dauerhaft sein und blank bleiben? ja, Prosit Nachtmütze, sie würde blind werden wie ein Schmiertopf und das ist ein Fehler, mein geehrter Herr Mitmeister."

„Ganz recht, Gevatter Klugschnabel, Ihr führt den Namen mit der That, denn so etwas kommt vor und ein geschickter Meister muß auf alle Fälle denken. Ja, noch mehr, nehmt nur an, lieber Mitmeister, es fiele den kleinen vornehmen Rangen ein, mit der Spitze einer Scheere auf dieser Politur zu kratzen, und vornehmer Leute Kinder lassen sich nicht verbieten, na, was würde dann daraus werden? Risse, Sprünge, Ritzen und Kritzeln. Ist das eine gute Politur, die gleich Risse bekommt, wenn man sie nur einmal schief ansieht? he?

ich sage, sie taugt nichts; die Politur ist nicht dauerhaft, die ganze Arbeit ist schlecht.“

„Auch“ erklärte ein Anderer, dem die schwarzen buschigen Haare struppig über die Augen hingen und dessen hellblauer Gallarock vom vieljährigen Gebrauch schon blanke Stellen, besonders auf den Aermeln gewonnen hatte, „sagt das Statut im Paragraph fünf: Das Meisterstück soll ganz von der eigenen Hand des Gesellen, der Meister werden will, angefertigt sein, ansonst gilt es nicht. Hier aber sind die vier Beine vom Drechsler gemacht, also . . . .“

„Gilt es nicht!“ riefen die Anderen.

Johannes stand dabei und schwieg. Er hielt es unter seiner Würde solche unsinnige Einwendungen nur mit einem Worte zu widerlegen. Er machte sich schon darauf gefaßt abgewiesen zu werden und dachte: „Hie regiert die Dummheit!“

Da kam ihm Succurs daher, woher er es am wenigsten erwartete. Der Bürgermeister trat auf und sprach:

„Meine ehrsamen Mitbürger und löbliches Gewerk. Ich, als Assessor des Gewerks, habe das Recht auch meinen Senf dazu zu geben. Zuvörderst bewundere ich die Weisheit und den Scharfsinn Ihrer Ausstellungen an diesem sogenannten Meisterstück. Man hört es daran doch gleich, was Leute vom Fach und Kunstkenner

sind. Ihr habt ganz recht, daß dieses Möbel nicht die Festigkeit und Dauerhaftigkeit eines Granitblockes hat und daß die Politur wie die eines Spiegels blind wird, wenn sie beschmiert wird und Risse bekommt, wenn man sie ritzt. Dann ist männiglich bekannt, daß ein Drechsler kein Tischler ist, also kein Tischlermeisterstück machen kann; und somit würde die Verwerfung desselben ganz in der Ordnung sein, dixi!"

„O der kluge Bürgermeister!" „Wie er die Interessen des Gewerkes zu wahren weiß." „Also das Meisterstück ist verworfen?" —

„Noch nicht, meine Freunde!" sprach der Bürgermeister mit Salbung. „Es herrscht eine menschenfreundliche Observanz allhier in dieser guten Stadt, daß löbliches Gewerk gegen menschliche Schwächen eines Meisterstückes das Auge zudrückt, wenn der Bewerber um die Ehre des Meisterbriefes sich entschließt, eine Meisterswittwe zu heirathen und ihr Geschäft fortzusetzen."

„Ganz recht, gestrenger Herr Bürgermeister, so ist es Handwerksgebrauch; indessen aber . . . ."

„Ist es ja noch ungewiß, ob Herr Hobelmann die Wittwe heirathen wird?" platzte einer der Opponenten heraus.

„Keinesweges, lieber Meister und Stadtverordneter. Ich habe Auftrag von der Frau Meisterin, ausdrücklich

in voller Versammlung zu erklären, daß sie ihn nehmen will, also . . . .“

„Herr Bürgermeister, erlauben Sie,“ rief Johannes, der an der Seite seines vielgeschmähten Meisterstückes stand, herüber: „Zu dieser Sache habe ich denn auch noch ein Wort zu sagen.“

„Schweigen Sie, Sie sind noch nicht Meister und haben nicht das Recht, in dieser achtbaren Versammlung das Wort zu nehmen.“

„Nun wohl, Herr Bürgermeister, wenn ich mich nicht erklären soll über die wichtigste Angelegenheit meines Lebens, so bin ich hier nicht weiter nütze und kann es der Person selbst sagen, ob ich sie heirathen will oder nicht.“

Damit ging er hinaus und Alle sahen ihm betreten nach.

Einige Stimmen ließen sich vernehmen: „Man hätte doch wenigstens seine Erklärung hören können. Wer weiß, ob er sie will oder nicht?“

„Warum sollte der Mensch sein Glück nicht wollen?“ sprach der Bürgermeister „Er ist soeben gegangen, der Meisterswittwe anzukündigen, daß das Gewerk sein Meisterstück verworfen habe und er also sein Wort nicht lösen und sie nicht heirathen könne. Dann wird sie Euch einst vor Gott anklagen, daß Ihr so lieblos dem heiligen Werk einer christlichen Ehe entgegen getreten seid.“

„So war es nicht gemeint," sprach der Stadtrath und Altmeister im Gewerk, die Arbeit ist gut, das muß ein Feind ihm lassen und wenn es sonst seine Richtigkeit hätte . . . ."

„Ich stehe dafür ein," erklärte der Bürgermeister mit dem ihm eigenen Aplomb, der keinen Widerspruch duldet, „wir könnten uns ja gleich davon überzeugen, wenn wir ihm sofort eine Deputation aus dem Gewerke, mit dem Bürger- und Meisterbriefe in der Hand, nachendeten, um ihm sein Glück anzukündigen. Ich stelle mich als Assessor des Gewerks an die Spitze der Abgeordneten."

„Ganz wohl," sprachen mehrere Stimmen, „für den künftigen Mann der Meisterswittwe ist das Meisterstück gut genug gearbeitet, das zu erklären sind wir schon dem wohlseligen Meister und Mitbruder schuldig."

„Ja, ja, das Meisterstück ist gut," erklärten Andere.

„Um so mehr," sprach der Stadtrath, „als es eine Arbeit ist, die wir alle nicht machen; die er also entweder hier nicht verkaufen kann, oder deren Verkauf uns keinen Schaden bringt. So ein feiner Kunsttischler kann keine grobe Bauarbeit machen und diese bleibt uns, mag dann der neue Meister Hungerpfoten saugen, was geht es uns an? wir haben keinen Schaden davon. Also, nur zugeschlagen, man immer drauf, das Werk ist gut und damit Punktum!"

„Punktum!" schrieen Alle

„Für diesen Fall, lieber Meister, den ich von Eurer Klugheit und Menschenfreundlichkeit voraussehen konnte, habe ich den Bürger- und den Meisterbrief schon ausfertigen lassen. Ich schlage vor, ihn sogleich durch eine Deputation ihm und der Meisterin überbringen zu lassen."

So wurde denn auch beliebt und die Deputation, der Elephant-Bürgermeister an der Spitze, begab sich nach dem Hause der Tischlerwittwe Holzmeier, wo Johannes als Gesell seine Schlafstelle hatte.

Johannes befand sich wieder in der Werkstatt, die in einem Hintergebäude des Hauses ihren besondern Eingang hatte. Dorthin begab sich die Deputation. Man fand ihn beschäftigt sein Ränzel zu packen. Er hielt sein Unternehmen für mißlungen und bereitete sich vor, weiter zu wandern. Jetzt wurde er jedoch nicht wenig überrascht, als ihm der Bürgermeister an der Spitze der Deputation der Gewerkmeister, ohne Bedingungen zu machen, den Bürger- und den Meisterbrief, in zierlich geschriebenen Ausfertigungen, zustellte und zugleich die Resolution des Magistrats, daß ihm die Niederlassung in der Stadt B . . . . gewährt sei, zufertigte.

Johannes dankte, nahm Beides an und sagte, daß er nunmehr seine Einrichtungen treffen werde, daß er hoffe ein braver Bürger zu werden und dem Gemeinwesen zu nützen und bitten müsse, daß seine Mitmeister

ihm freundlich geneigt sein möchten. Er wolle ihnen zum Voraus versprechen, daß er für Arbeiten, die sie selbst zu fertigen gewohnt wären, keinen ihrer bisherigen Kunden annehmen werde. Seine Unternehmung sei nur auf den Absatz in größeren Städten berechnet. Er kenne das Geheimniß, inländische Hölzer zu den kostbarsten Luxusmöbeln zu verarbeiten und hoffe durch einen großartigen Gewerbebetrieb einer Möbelfabrik mit Polsterarbeiten im neuesten Geschmack, mit der Zeit der Stadt reichliche Nahrung zuzuführen.

Diese Erklärung machte sichtlich den günstigsten Eindruck auf den Bürgermeister, wie auf die anwesenden Tischlermeister, die das geistige und technische Uebergewicht des jungen Bewerbers wohl erkannt hatten. Sie drückten und schüttelten ihm beglückwünschend die Hände und der Bürgermeister forderte ihn auf, nunmehr mit zu der Frau Meisterin zu gehen, um auch dieser das Glück anzukündigen, das ihr bevorstehe.

„Ich fürchte, sie wird sich sehr enttäuscht sehen, doch soll mich das nicht hindern ihr selbst anzukündigen, was sie wissen muß."

Nun führte er die Deputation durch einen langen dunkeln Corridor des alten Hauses vermittelst einer in der Küche sich öffnenden Seitenthür in die Wohnstube der Meisterin. Indem er ohne anzuklopfen, wie er es als Hausgenosse gewohnt war, die Thür öffnete, wurde

er und sämmtliche Anwesende nicht wenig überrascht durch eine Scene, die eigentlich ihrer Natur nach nicht wohl Zeugen duldete. Sie sahen auf dem Sopha die corpulente Taille der Meisterin von zwei blauen Armen mit rothen Aufschlägen dicht umschlungen und ihr Antlitz war in das bärtige Antlitz eines in der Liebe gewiß sehr tapfern Grenadiers so versunken, daß sich eigentlich von der wirklichen Existenz zweier, gleichsam auf einander geleimter Menschengesichter, wenig erkennen ließ.

Plötzlich, aufgeschreckt durch das Geräusch der Eintretenden und durch ein erlogenes Räuspern des Bürgermeisters, fielen gleichsam die beiden Schalen der geschlossen gewesenen Auster auseinander; aus dem Menschenknäuel entwickelten sich zwei vollständige Personnagen, ein baumlanger Grenadier und eine kurze und dicke Tischlermeisters-Wittwe; Beide sprangen auf und in der Verlegenheit präsentirte die Frau Meisterin den anwesenden Herrn Schlagenteufel, der heute die Bestallung als Unterofficier empfangen habe, als ihren soeben verlobten Bräutigam. Sie entsage damit für immer dem edeln Tischlergewerke und freie ihm zu Haus und Hof, Kind und Kegel, Schwein und Ziege.

Der tapfere Unterofficier Schlagenteufel verneigte sich schweigend. So hatte er es sicher nicht gemeint, er war immer ein wenig Dienstmädchen-Don Juan im Städtchen gewesen, hatte sich die Caressen und guten

Kostehäppchen, nebst gelegentlicher Taschengeldszulage der wohlhabenden Meisterswittwe gefallen lassen, dabei heimlich mit der hübschen Köchin des Hauses geliebelt, aber heirathen, diese dicke Person mit ihren sechs Kindern zu heirathen? brr, das war ihm im Traume nicht eingefallen. Jetzt aber war er eingefangen wie der Jäger, der unvorsichtig in das von ihm selbst aufgestellte Fuchseisen tritt und nun selbst gefangen wird. Aber was sollte er machen? Anstandshalber mußte er seine Zustimmung zu erkennen geben und am Ende waren Haus und Hof, Ziege und Schwein keine üble Zulage für einen nagelneu avancirten Unterofficier; freilich die Kinder, indeß für diese Saat vom früheren Ehesegen seiner Zukünftigen wird Gott schon sorgen.

So dachte er und nahm die Glückwünsche an. Johannes aber war damit Bürger und Meister geworden und frei von jeder Zumuthung, diese Frau mit Zugabe der Liebe zu heirathen.

6.

Nun traf Johannes seine Einrichtung. Er ließ sich als Bürger nieder und miethete die Werkstatt der Wittwe Holzmeier, die, wie wir wissen, ihr Geschäft aufgeben wollte, um den Unterofficier zu heirathen. Ein bescheidenes Stübchen für ihn war im Hinterhause auch bald gefunden. Die Wittwe benutzte diese Gelegenheit, um

eine bedeutend hohe Miethe zu beziehen. Johannes mußte sich dessen ohngeachtet ein Bett und nothdürftige Möbeln anschaffen. Er übernahm die ziemlich guten und vorerst ausreichenden Holzvorräthe und Werkzeuge der Wittwe und da seine Mittel nicht mehr hinreichten, sie baar zu bezahlen, so mußte er das Kapital schuldig bleiben und mit fünf Procent verzinsen. Das gab er gern. Er hielt es durchaus nicht für unbillig, daß die Wittwe ihr Geschäft mit so vielen Vortheilen als möglich aufzugeben suchte. Er wußte ja, daß sie es nöthig hatte, ihre vielen Kinder zu erziehen und geizte und knauserte deshalb auch nicht, obwohl er auf andere Weise sich den schweren Anfang einigermaßen hätte erleichtern können. Uebrigens fielen ihm die Kunden der Meisterswittwe von selbst zu, ohne daß er damit seine Mitmeister der ihrigen zu berauben sich genöthigt gesehen hätte.

Doch die Kundschaft war nicht groß. Er konnte damit, da er selbst fleißig arbeitete, höchstens zwei Gesellen und einen Lehrling beschäftigen. Aber seine Arbeit war so gut und billig, daß bald von allen Seiten, besonders von adligen Gutsbesitzern aus der Umgegend Bestellungen bei ihm eingingen. Um ein gutes Vernehmen mit seinen Mitmeistern zu erhalten, nahm er in der That keine Bestellungen an, wodurch Einer derselben einer früheren Kundschaft beraubt wurde. Durch dieses achtbare Benehmen und seine biedern und redlichen Ge-

sinnungen erwarb er sich viel Freunde und gehörte bald zu den geachtetsten Bürgern der Stadt. Das bewies man ihm durch die freundlichste Behandlung und durch die fast einstimmig auf ihn fallenden Wahlen zu Gemeindeämtern. So wurde er schon im ersten Jahre nach seiner Niederlassung, trotz seiner Jugend zum Armenvater erwählt, und wurde durch Eifer und Umsicht, auch bei beschränkten Mitteln, der Wohlthäter seiner nothleidenden Mitmenschen. Er führte dabei mit Erfolg das Princip durch, den Armen weniger eine Unterstützung durch baares Geld, als an nothwendigen Lebensbedürfnissen und durch ihren Kräften angemessene Arbeit zufließen zu lassen.

So verbreitete er Wohlstand und Segen um sich her, und die reichsten und achtbarsten Bürger schätzten es sich zur Ehre, mit dem schlichten, einfachen und doch innerlich so gebildeten redlichen jungen Bürger in irgend eine freundliche Beziehung zu treten.

Nur seine Lieblingsidee, ein großartiges Meubelgeschäft, mit dem Debit nach Außen hin zu begründen, fand in seinen, trotz allen Fleißes und aller Sparsamkeit immer noch beschränkten Mitteln, so viele Hindernisse, daß er fast daran verzweifelte, sich viel weiter als auf die Stadt und den nächsten Umkreis derselben auszudehnen. Und das machte ihm Kummer; denn sein Geschmack, seine Bildung, Thatkraft und Speculationsgeist

sehnte sich nach einem viel größeren und weiteren Felde seiner Thätigkeit, als ihm seine beschränkten Mittel erlaubten.

So wurde er denn natürlich immer mehr zugänglich für die Vorschläge seiner näheren Bekannten, eine s. g. gute Partie zu machen. Man gab ihm eine vollständige Liste der freibaren Mädchen seines Standes aus der Stadt und Umgegend von einigem Vermögen mit dem Beifügen, daß gewiß jede Familie, die es wohl meine mit dem Glück ihrer Töchter, ihm die Hand des reichsten Mädchens zusagen würde.

War er auch in der Sache selbst entschlossen, wo möglich in eine reiche Partie einzugehen, so kamen doch hundert Bedenken, wenn er an die Prüfung der Einzelnen ging. Die Eine war ihm zu alt, die Andere zu jung; diese machte zu viel Staat, jene ging im Hause zu schlumprich; die wieder las Romane und ließ die Wirthschaft gehen, wie sie wollte; ließ, wie die Leute wissen wollten, das Essen anbrennen, versalzte die Suppe oder ließ den Rauch hinein schlagen.

Johannes würde viel weniger, oder gar keine Bedenken gehabt haben, wäre bei dieser Frage sein Herz irgendwie betheiligt gewesen. Das aber konnte natürlich nicht der Fall sein. Aurelie war und blieb sein Ideal, sie blieb ihm unvergeßlich und jedes andere Frauenbild auf der Welt, und wäre es ein Engel an Geist und Liebenswürdigkeit gewesen, mußte dagegen verschwinden.

So verging ein Jahr und kein Mädchen hatte Eindruck auf sein Herz gemacht, daher auch keins vermocht, seine Bedenken gegen das Heirathen zu beseitigen, das nur in der Vernunft, nicht im Herzen nach Beweggründen zum Handeln suchen konnte.

Während dieser Zeit hatte er eine Gewerbeausstellung in Breslau benutzt, um einen Secretär von trefflicher Arbeit auszustellen, welcher durch Schönheit der Form und Politur, besonders der Masern von inländischem Holze, die einem, wie Silber glänzenden gewässerten Atlas glichen, und mit kunstreicher Marquetteriearbeit versehen war, allgemeines Aufsehen erregte. Ein reicher Meubelhändler aus Warschau kaufte das Meubel für einen hohen Preis und lud ihn ein, zu ihm nach Warschau zu kommen, um weitere Bestellungen und selbst ein Kapital als Vorschuß zu empfangen.

So begab er sich denn mit einem von der russischen Gesandtschaft visirten Paß nach Warschau, ohne zu wissen, welche Ueberraschungen ihm dort bevorstanden. Das geschah im Jahre 1836.

Sechstes Kapitel.

Wie Aurelie sich vermählt. Der Glanz und der Fall ihres Hauses; polnische Verschwörungen. Wie Johannes nach Polen geht und weitere Verwickelungen; Flucht.

1.

Aurelie hatte sich vermählt. So wenig Neigung sie dazu gehabt hatte und so gleichgültig, fast widerwärtig ihr der Graf gewesen war, der sich um ihre Hand bewarb, so hatte sie doch ihrem verstorbenen Vater auf dem Todtenbette ihr Wort gegeben, daß sie seinen Wünschen wegen dieser Vermählung sich fügen wolle. Sie war ein zu gutes Kind, um ein solches Versprechen nicht heilig zu halten. Zudem hatte sie ein trauriges Leben zu erwarten, wenn sie den Plänen ihrer Stiefmutter widerstrebte, und ihr Leben bei dieser intriguanten bösen Frau zubringen mußte.

So, um diesem Joche zu entgehen, zögerte sie nicht länger, sich in das zweite, dem kranken Herzen noch

schwerere Joch zu fügen, in das Joch der Ehe mit einem kränklichen, ungeliebten Manne.

Dieser aber war klug genug gewesen, durch eine schlau berechnete Eheverschreibung, sich den Besitz ihres bedeutenden Vermögens zu sichern. In Folge des väterlichen Testaments wurden die Güter, die auf ihr Erbtheil fielen, verkauft, bis auf ein kleines Gut bei Posen, und das Kapital ihres Vermögens wurde dem Grafen übergeben, der sie auf seine Besitzungen, die im russischen Polen lagen, hypothekarisch eintragen ließ; sein Besitzthum in Schlesien war schon so über den Werth verschuldet, daß Aureliens Vormund eine Eintragung darauf nicht zugeben wollte. Da er für reich galt, so konnte es nicht auffallen, daß er mit seiner jungen Gemahlin nach Breslau ging und dort ein großes glänzendes Haus machte. Er lebte wie ein Millionär, hielt doppelte Equipagen, jede mit vier schönen Pferden, drei elegante Reitpferde und einige polnische Klepper; dabei eine zahlreiche Dienerschaft, kaufte eins der schönsten Hotels, das er auf das Glänzendste einrichtete; erbaute vor einem der Thore Breslaus, in einer der anmuthigsten Gegenden ein reizendes Landhaus mit lieblichen Gartenanlagen. Davon, daß er den größten Theil der Kaufgelder für das Hotel schuldig blieb und als Hypothek auf das Haus übernahm, daß er die kostbare Einrichtung nicht bezahlte, sondern dem Meubelhändler mit Reservation des Eigenthums unerhörte Zinsen

für den creditirten Kaufpreis unter dem Scheinvertrage von Miethe zahlte und daß endlich die Ouvriers, welche den Bau des Landhauses übernommen hatten, Hypotheken statt der baaren Zahlung ihrer übermäßigen Rechnungen erhielten, daß nicht einmal der Kaufpreis für Grund und Boden des großen Gartens, worin das Landhaus erbauet war, bezahlt war, erfuhr Aurelie nicht das Mindeste.

An baarem Gelde fehlte es ihrem Gemahl nicht, in Folge des baaren Vermögens, das sie ihm zugebracht hatte; es konnte ihr daher auch nicht auffallen, daß der Aufwand ihres Hauses weit über die Kräfte der vorhandenen Mittel ging, und, wie das einmal so ist in der Welt, wenn das Herz keine warme Regung fühlt, so gewinnen Aeußerlichkeiten des Lebens um so mehr Eingang auf die Neigungen einer Frau. Es konnte daher nicht fehlen, daß Aurelie, schön und liebenswürdig wie sie war, bei ihrem Auftreten in der großen Welt in so glänzenden Verhältnissen, große Erfolge für sich hatte. Und kein Wunder, daß dieses der so natürlichen Eitelkeit der jungen Frau schmeichelte, so daß sie sich endlich selbst in der kalten Repräsentation des vornehmen Lebens gefiel. Die Zerstreuungen desselben beseitigten auch den oft störenden Gedanken an ihren Jugendfreund, dessen Andenken sich immer tiefer in den Hintergrund ihrer Seele zurückzog.

So vergingen einige Jahre rauschend und in Freu-

den, die zwar Heiterkeit auf die Stirn und anmuthiges Lächeln auf den Mund brachten, aber das Herz kalt ließen. Die Freude am Weltleben blieb indeß immer nur eine Palliative für den heimlichen Kummer über das Scheitern ihrer ersten, süßesten Jugendneigungen. Ihre Seele war wie ein mit Blumen geschmücktes Grab, was da unten in der Tiefe lag, daran haftete ihr Schmerz und die Blumenfreude da oben war nicht so ganz ohne Beimischung eines tiefen Weh.

Auch sollte jenes scheinbare Glück nur von kurzer Dauer sein. Selbst die bedeutendsten Baarsummen, wenn immer nur mit verschwenderischer Hand davon genommen wird, finden ihr Ende; noch waren kaum vier Jahre vergangen, so waren nicht nur die Summen, welche Aurelie dem Grafen zugebracht hatte, verschwendet, sondern auch bedeutende Summen von gewinnsüchtigen Wucherern auf Wechsel aufgenommen. Die Verfallzeit dieser Wechsel kam heran, der Graf konnte nicht zahlen. Die Wechselklage war eingereicht und Wechselarrest stand vor der Thüre. Aurelie ahnete nichts davon, als ihr eines Morgens der Kammerdiener die Chokolade brachte und ihr anzeigte, der gnädige Herr Graf werde nicht kommen können zum Frühstück, weil derselbe in der Nacht verreiset sei. Zugleich übergab er ihr einen Brief, den der Herr Graf an die gnädigste Frau Gräfin zurückgelassen habe.

Mit Schreck und Zittern empfing Aurelie die Nachricht und den Brief, dessen Inhalt ihr sagte: wegen drohenden Wechselarrestes habe er sich nach Polen auf seine Güter zurückgezogen. Aurelie möge ihm dorthin folgen. Mit dem glänzenden Leben sei es für immer vorbei. Sie möge nur kommen, wie sie gehe und stehe, mit Zurücklassung der Dienerschaft, die er nicht mehr bezahlen könne, des Hotels und des Landhauses, welche Grundstücke über den Werth verschuldet seien und des Mobiliars, das nicht sein Eigenthum sei. Wolle sie aber dort bleiben, so möge sie es thun; aber Geld zu ihrem Unterhalte könne er ihr nicht schicken, da die kleinen Revenüen seiner Güter in Polen so sehr mit Zinszahlungen belastet seien, daß er davon wohl einen kleinen bescheidenen Haushalt führen, aber nicht die Kosten von zwei Haushaltungen davon bestreiten könne.

Was sollte Aurelie thun? Zur Stiefmutter zurückkehren und dort jetzt noch dazu das Gnadenbrod genießen, was sie ihr täglich vorgeworfen haben würde, das hieße in die Hölle gehen. Und so entschloß sie sich denn, dem Rufe ihres Gemahls zu folgen. Sie bewarb sich um einen Paß, den sie auch mit dem Visa des russischen Gesandten erhielt. Nun aber ergaben sich neue Schwierigkeiten. Die Reisemittel fehlten. Ihr Gemahl war in der letzten Zeit mit der Zahlung des Nadelgeldes in Rückstand geblieben. Ihre Kasse war leer. Sie sah

sich genöthigt, heimlich einen Juden kommen zu lassen und ihm für einen Spottpreis ihre wahrhaft fürstliche Garderobe zu verkaufen; dann auch das Silberzeug, welches sie mitgebracht hatte und einiges Geschmeide, das ihr sehr lieb und werth war.

So mit einer mäßigen Summe ausgerüstet, übrigens aber arm trat sie ihre traurige Reise nach Polen an.

2.

Das war damals eine schwere Zeit in Polen. Die Revolution von 1830 war mit Waffengewalt unter Beihülfe von Krukowiecki's Verrath unterdrückt worden, und von da an erging ein schreckliches Strafgericht über das unglückliche Land, das zum Schutze seiner Verfassung gegen die despotische Willkürherrschaft des russischen Großfürsten Constantin aufgestanden war.

Polen verlor seine Verfassung von 1815 und behielt nichts von seiner mit Füßen getretenen Nationalität, als seinen Namen. Alle Edelleute selbst in den ebenfalls polnischen, mit Rußland vereinigten Landschaften, die nur irgendwie im Verdacht standen, oder überführt wurden, dem polnischen Aufstand durch Gesinnung oder That günstig gewesen zu sein, verloren ihren Adelsrang und wurden nach Sibirien in die Bergwerke geschickt, oder zum Kriegsdienst in sibirische Regimenter verurtheilt; die nach Galizien oder Preußen übergetretenen Officiere

wurden für immer von ihrem vaterländischen Boden verbannt. Daran schlossen sich zahlreiche Güterconfiscationen. Die Haupttheilnehmer des Aufstandes, die, wie Wisocki und Andere in Gefangenschaft gerathen waren, mußten in die Bergwerke Sibiriens wandern. Andere wieder, die sich unterworfen hatten, wie Krukowiecki, Prondzinsky, Ledochowski, wurden in das Innere Rußlands verwiesen und mußten für immer ihrem theuern Vaterlande ein schmerzliches Lebewohl sagen. Zwar wurde am 1. November 1831 eine allgemeine Amnestie erlassen, aber mit so viel Ausnahmen, daß sie fast wirkungslos blieb. Es galt die Nationalität in ihrem innersten Kern zu vernichten. Darum wurden die Universitäten in Warschau und Wilna aufgehoben und ihre Sammlungen nach Petersburg gebracht. Ebenso wurden die obersten Klassen der Gymnasien in ganz Polen aufgelöset, und die Zöglinge des Kadettenhauses zu Kalisch wurden in russische Militärschulen versetzt. Die Kinder der ärmern Volksklassen in Warschau und andern vom Kriege verheerten Gegenden wurden nach Rußland abgeführt und dort in die Soldatenschulen aufgenommen. Solche Transporte geschahen oft mit so weniger Schonung, daß nicht wenige dieser unglücklichen Kinder auf dem Transport umkamen.

Bis zu den Wappen und polnischen Landesfarben

herab wurde alles Volksthümliche vernichtet und selbst der Gebrauch der polnischen Sprache wurde möglichst beschränkt.

An die Stelle der freisinnigen Verfassung von 1815, war das organische Statut vom 14. (26.) Februar 1832 getreten. Dadurch wird Polen für immer als ein unzertrennbarer Bestandtheil des russischen Reichs erklärt, behält jedoch seine besondere Verwaltung und sein eigenes Civil- und Criminalgesetzbuch. Die Landesreligion ist dort die katholische; jedoch sollten gesetzlich alle andern Confessionen dieselben Rechte und Freiheiten genießen; allein das stand nur auf dem Papiere. Der That nach war die russisch-griechische Kirche so bevorzugt, daß, wer unangefochten leben wollte, zu derselben übertreten mußte. So wurde auch manche andere Verheißung, welche vielleicht geeignet gewesen wäre, die Polen zu versöhnen, durch die Despotie und Willkür der Verwaltung vernichtet. So unter Andern sollte, nach dem Statut, Niemand ungesetzlich verhaftet werden, und der That nach war Niemand in Polen seines Lebens, seiner Freiheit und seiner Güter sicher. Die polnische Sprache, die gesetzlich in allen Verwaltungs- und Justizhandlungen angewendet werden sollte, mußte der russischen weichen.

Mit einem Wort, alle Eigenthümlichkeiten des Landes zu verdrängen und demselben das Gepräge einer

rein russischen Provinz aufzudrücken, das war das unverkennbare Streben der russischen Regierung gewesen.

Daß die dadurch auf das Tiefste verletzte polnische Nation, besonders die Verbannten und Emigrirten, dieser planmäßig fortschreitenden Vernichtung ihrer Nationalität nicht so ruhig zuschauen würden, läßt sich von einer so stolzen und energischen Nation wohl erwarten.

3.

Die Einwanderung des Grafen Grabowsky und etwas später seiner Gemahlin Aurelie, fiel gerade in die Zeit der Verschwörungen der Emigranten in den Jahren 1835 und 1836.

Die Bewegungen des Jahres 1833 waren soeben durch Kerker, Galgen, Verbannung nach Sibirien und Knuten bis zum Tode unterdrückt worden.

Das war ein kühnes und abenteuerliches Unternehmen gewesen. Im Jahre 1833 beschloß eine kleine Gesellschaft polnischer Emigranten, vierzig an der Zahl, eine neue Insurrection in dem unzufriedenen Polen zu versuchen.

Man fühlt sich versucht zu fragen, wie vierzig Menschen so voreilig und unüberlegt handeln konnten, daß sie es wagten, ihr Land auf's Neue in alle Schrecknisse des Krieges zu stürzen und zwar so kurze Zeit nach

einer so gewaltigen und allgemeinen Nationalerhebung, und das gegen eine wohlorganisirte Regierung, gegen eine starke Armee und mächtige Finanzkräfte, während die Trümmer der im Kampfe zerstörten Dörfer fast noch rauchten und der Boden das vergossene Blut kaum erst eingesogen hatte. Dagegen ging die Emigration von dem Gesichtspunkte aus, daß Europa am Vorabend einer großen Bewegung stand; daß das französische Ministerium offenbar die Aufregung an der spanischen Grenze begünstigte; daß ganz Italien in Gährung, die belgische Frage noch unentschieden war, und daß alle politischen Gesellschaften in Europa, mit denen die polnischen Emigranten in Paris, Versailles und Brüssel in Verbindung standen, auf eine baldige Schilderhebung drangen, in der Hoffnung einen unvermeidlichen Krieg heraufzubeschwören, um im Trüben eines allgemeinen Blutbades für Polen die nationale Freiheit zu fischen.

In Polen war hinreichende Zeit verstrichen, um annehmen zu können, daß es dem Volke klar sei, daß die Grausamkeit des Eroberers nicht mehr durch die Rücksichtslosigkeit des ersten Siegesrausches veranlaßt sei, sondern von einem wohlberechneten Schreckenssystem ausging. Der Zweck der Emigration ging daher dahin, ein ebenso hoffnungsreiches als gefahrvolles Unternehmen zu beginnen, um die Nation auf einen Aufstand vorzu-

bereiten und damit in den Stand zu setzen, die erwarteten großen Ereignisse gehörig zu benutzen.

Es waren die verwegensten Männer, die sich zur Uebernahme einer so verzweifelten, gefahrvollen Mission entschlossen. Und so rückte denn die kleine Schaar todesmuthiger Vorkämpfer der Freiheit mit einer in der Geschichte seltenen Kühnheit und Unerschrockenheit von dem sichern Asyl in Paris aus, nach Polen in den Krater von unsichtbarem Verrath und überall wüthender blutiger Strenge und Despotie.

An der Spitze der Unternehmung stand der Obrist Zaliwsky, derselbe der im Jahre 1830 mit Wisocki und Urbanski die Verschwörung geleitet hatte, durch welche im Jahre 1830 die Russen zuerst aus der Hauptstadt vertrieben wurden. Zu seinen neununddreißig Gefährten, von denen neunundzwanzig bei dieser Unternehmung den Tod fanden, wurden Männer gewählt, welche mit persönlichem Muthe auch alle übrigen Eigenschaften besaßen, die nöthig sind, um feindliche Länder zu durchreisen, die Nachspürungen der Spione und Polizei zu vereiteln und den Einwohnern der Districte, welche sie auf die Insurrection vorbereiten wollten, Vertrauen einzuflößen.

Nachdem Alles genau verabredet war, brachen sie auf, einige von Paris, die Andern von Avignon im südlichen Frankreich. Für die weite Reise von über zweihundert Meilen, hatten Einige unter ihnen sich mit

nicht mehr als funfzig Franks Reisegeld versehen können. Nicht einmal ihre Pässe waren in gehöriger Ordnung. Kaum hatten sie sich auf den Weg gemacht, als auch schon durch die Unvorsichtigkeit ihrer Freunde, die Agenten der russischen Regierung Kenntniß von dieser Unternehmung erhielten. Demohngeachtet gelang es Allen, Polen zu erreichen, wo sie sich Jeder nach dem Theile des Landes begaben, der ihm zum Wirkungskreis angewiesen war. Auch ihren Zweck wußten sie zu erfüllen, der darin bestand, die Bevölkerung geneigt zu machen, die erwarteten Ereignisse zu benutzen. Da diese aber niemals stattfanden, so lag es nicht in ihrem Auftrage, das Land durch theilweise Rebellionen blos zu stellen. Indeß einige derselben, von ihren Feinden aufgespürt, und auf's Aeußerste getrieben, sahen sich veranlaßt, die Bauern aufzuwiegeln und kleine Revolten zu beginnen, die freilich immer einen unglücklichen Ausgang hatten und mit der Hinrichtung ihrer Urheber endigten.

Das Schicksal einiger dieser Männer hat ein wahrhaft romantisches Interesse.

Da ihr Wirken in Polen und ihr Untergang in die Zeit vor dem Eintreffen des Grafen von Grabowsky auf seinem Landgute fiel, so begnügen wir uns nur, an die unglücklichen Helden-Märtyrer jener unreifen Freiheitspläne zu erinnern, an: Joseph Zaliwsky, der nach Oesterreichisch-Polen entflohen, dort zu fünfundzwanzig

Jahr Einsperrung verurtheilt wurde; an Wolowicz, der mit einer Schaar von 17 Anhängern sich mehrere Tage lang in einem Walde gegen 3000 Soldaten und ebenso viel Bauern, die freilich ihren Dienst mit Unwillen und lässig versahen, vertheidigt, und erst gefangen und sogleich gehangen wurde, als er zweihundert seiner Feinde getödtet und von Hunger und Kälte erschöpft war; ferner an Dievicki, der stets Gift bei sich führte, und sich vergiftete, als er von den Russen gefangen wurde, wobei er noch im Todeskampfe diesen Aufruhr und Empörung predigte; Zawiseza, der Schwarze, nach der Rüstung seines tapfern Ahnherrn, den er im Wappen führte, sogenannt, der erst gefangen wurde, nachdem er sieben seiner Gegner mit eigner Hand getödtet hatte, dann mit kaltem Blute am Galgen starb; darauf der kühne Winicki, von dem man sich hundert Züge von telldreister Geistesgegenwart erzählte, wie er mit dem Pistol in der Hand vom Gouverneur einen Paß gefordert und erzwungen, indem er seinen Schreckensnamen nannte, bis er endlich nach vielen Abenteuern gefangen genommen, neben seinem offenen Grabe, das voll Wasser gelaufen war, erschossen wurde, nachdem er gesprochen: „Erbärmliche Barbaren, die nicht einmal wissen, ein Grab zu machen!“

Unter Denen, die entkamen, waren drei, die in der

spätern Geschichte wieder in den Vordergrund traten, die beiden Zaliwsky's, die Potocki's und Lubinski.

Graf Lubinski hatte in der Woiwodschaft Lublin den Schauplatz seiner Wirksamkeit angewiesen erhalten. Er wurde endlich über die österreichische Grenze gedrängt, wo er in Folge des veröffentlichten Signalements erkannt und angehalten wurde. Besonders kenntlich machte ihn die Narbe von einer Musketenkugel, die ihm während des Unabhängigkeitskrieges, in der Schlacht bei Grochow, durch die Backe gegangen war. Bekannt mit der Langsamkeit des österreichischen Gerichtsverfahrens, gründete er darauf seinen Rettungsplan. Mit vieler Geistesgegenwart leugnete er die Identität. Er wußte sich im Gefängniß ein Stück Bindfaden zu verschaffen und band sich denselben scharf um das Handgelenke der rechten Hand, so daß er bis zum Tage des Verhörs den Gebrauch derselben verloren hatte. Diese Lähmung gab er als Beweis an, daß er der Graf Lubinski nicht sein könne, und als man ihm die Narbe auf der Wange vorhielt, so sagte er: es sei ja bekannt, daß Lubinski durch eine Kugel verwundet sei; das könne aber bei ihm nicht der Fall sein, da ja sonst zwei Narben in seinem Gesicht zu sehen sein müßten, eine für den Eingang, die andere für den Ausgang der Kugel; man wußte aber nicht, daß bei seiner Verwundung die Kugel durch den offenen Mund ihren Ausgang gefunden hatte und nach-

dem man ihn drei Jahr gefangen gehalten, wurde er, wegen Mangel an Beweis, in Freiheit gesetzt.

Das Geschick dieser Männer wirkte meistens auch auf ihre Freunde und Beschützer, selbst auf patriotische Frauen vernichtend zurück. So wurde ein Fräulein Kawecka, weil sie mehreren der Anhänger Lubinski's in der Woiwodschaft Lublin Nahrungsmittel hatte zukommen lassen, von den Russen ergriffen und gehangen.

Ueberhaupt spielen die patriotischen Frauen Polens bedeutende Rollen in der Geschichte der polnischen Aufstände. Der polnische Geschichtschreiber Lelewel sagt in seiner Geschichte Polens von ihnen:

„Indem ich die verschiedenen Klassen der polnischen Nation überblicke, kann ich nicht umhin, auch den polnischen Frauen einige Zeilen zu widmen."

„Unter ihrer Leitung hat sich der erste Keim des patriotischen Sinnes in der jungen Generation entwickelt, auf welcher jetzt die Hoffnungen des Landes beruhen. Während des letzten Aufstandes beschränkte sich ihr Patriotismus aber nicht auf ihr eigenes mütterliches Herz, sie opferten auf dem Altare des Vaterlandes Alles, was ihnen am theuersten war; sie schickten ihre Söhne, ihre Gatten, ihre Verlobten in die Schlacht und trennten sich von ihnen mit männlicher Festigkeit und mit bewunderungswürdiger Ergebung. Man sah sie in den Hospitälern die verwundeten Soldaten oder die von an-

steckenden Krankheiten befallenen pflegen oder auf dem Schlachtfelde, neben ihren Brüdern fechten. Die Waffen waren nicht zu schwer für ihre zarten Hände und die Gefahren und Beschwerden des Krieges vermochten nicht ihren Muth zu verscheuchen.“

4.

So waren wohl für den Augenblick die Gefahren der Revolution gegen russische Gewaltherrschaft unterdrückt worden, aber der Keim derselben konnte nicht vernichtet werden. Der saß tief im grollenden Herzen der unglücklichen, geknechteten Polen und in den leitenden Comité's der polnischen Emigration in Paris, in der Schweiz und in Belgien.

Vergebens betrieb die russische Herrschaft ihre Vertilgung der polnischen Nationalität immer systematischer und verwundern kann es nicht, wenn die in's Ausland geflüchteten Polen, rastlos gestachelt vom erneuerten Schmerz bis zur patriotischen Wuth gegen ihren Unterdrücker, immer wieder von Neuem strebten die unglücklichen Reste ihrer Nation vor dem gänzlichen Untergange zu retten und sich den Rückweg in ihr Vaterland möglich zu machen. Denn bei allen den vielen und bedeutenden Fehlern der polnischen Nation, wird sie doch von keinem andern Volke übertroffen, in der Tugend der Vaterlandsliebe, wie in der Begeisterung für ihre

Nationalität und ihren Glauben. Und die russische Regierung unterließ es nicht, in der Meinung, den Volksgeist durch Strenge zu unterdrücken, die Stimmung der Nation immer mehr gegen sich zu erbittern.

Wie gesagt, es begann nach der Vernichtung jener Emissäre eine schreckliche Zeit in Polen.

Wie Verbrecher wurden die edelsten Jünglinge aus dem Schooß ihrer Familien, aus ihren bürgerlichen Verhältnissen herausgerissen und paarweise zusammengeknebelt, wie Verbrecher in das Innere Rußlands geschleppt. Viele hielten den Transport nicht aus und sanken, von Strapazen, Mangel und Schmerz erdrückt, am Wege hin. Wo sie fielen, ließ man sie liegen auf einsamer Steppe, gab ihnen höchstens ein Pfund Schwarzbrod, während man im nächsten polnischen Orte den ersten besten aufgriff, denn die Zahl mußte richtig abgeliefert werden, auf die Personen kam es nicht an; die Namen wurden vergessen, nur die Nummern in die Listen getragen.

So verschwanden denn, wenn auch auf unerklärliche Weise, viele Edle der Nation, die wenig betheiligt gewesen waren bei der Revolution von 1830 und ruhig auf ihren Gütern lebten. Sie verschwanden, weil man sie nach Sibirien schleppte, ohne Verhör, ohne Ueberführung, ohne Verurtheilung und Recht, vielleicht nur, weil ein unbedeutender Mensch ihr Feind war und sie

als der Verschwörung verdächtig denuncirt hatte. Andere Tausende wurden unter die Truppen, die im Kaukasus gegen die Tscherkessen so ungerecht, wie unglücklich kämpften, gesteckt und dort, im wahren Sinne des Worts, geschlachtet. Thatsache ist es, daß bis 1834 bereits an 50,000 Polen theils nach Sibirien geschafft worden, theils unter der Knute und den Spießruthen erlagen.

Besonders wurde die katholische Religion, als die polnische Volkskirche verfolgt. Allbekannt sind neuerlich die rohen Verfolgungen geworden, denen so viele katholische Geistliche und Nonnen unterlagen; aber schon damals wurde die Verschmelzung der katholischen Religion mit der griechischen Kirche auf das Aeußerste betrieben. Die Geistlichen wurden gezwungen, ein neues Ritual anzunehmen und in der Kirche, anstatt des Papstes, den Kaiser als ihren Bischof anzuerkennen.

Durch ein solches Verfahren auf das Aeußerste empört, schickten denn zwei polnische Verbindungen, die Eine: „Das junge Europa", die Andere: „Die Carbonari" genannt, ihre Deputirten nach Paris, um sich darüber zu besprechen, ob es räthlich sei, Agenten nach den verschiedenen Theilen Polens zu senden, um den Volkshaß gegen die russische Herrschaft zu organisiren und ihm eine, für die Sache der Nation vortheilhafte Richtung zu geben.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, übernahmen drei kühne Männer die Ausführung. Sie hießen Konarski und die beiden Brüder Zaliwsky.

Alle drei hatten an dem letzten Attentat Theil genommen und ungeachtet der Beschwerden und großen Gefahren, denen sie, bei ihrer letzten Expedition in Polen, kaum entgangen waren, erboten sie sich doch, sobald das Comité beschlossen hatte, Agenten zur Verbindung mit den Unzufriedenen im Vaterlande abzusenden, freiwillig zu diesem Dienste.

Konarski, Protestant, war vor der polnischen Revolution des Jahres 1831 noch Fähndrich, der ältere Zaliwsky hatte schon einen höheren militärischen Rang behauptet; der jüngere Bruder desselben war Student gewesen und hatte erst während der Revolution zu den Waffen gegriffen.

Wirklich kamen sie glücklich nach Polen und entledigten sich ihres Auftrages. Obgleich ein Preis auf ihren Kopf gesetzt war, so wurden sie doch durch die Anhänglichkeit und Treue der Einwohner in den Stand gesetzt, von einer Gegend des Landes in die andere zu ziehen und dieses gefährliche Wanderleben, unentdeckt, ein ganzes Jahr fortzusetzen.

Kehren wir jetzt zurück in das Schloß des Grafen Grabowski, wo wir später diese Helden der Revolution wiedersehen werden.

5.

Am Ufer der Weichsel, inmitten einer großen, zum Theil bewaldeten Niederung, wo das Elenthier mit seinen prächtigen, schaufelförmigen Geweihen hauset, wo der wilde Eber im Bruche, im dichtesten Erlengebüsch sein Lager hat und der schwarzzottige Bär, von seltener Größe, an dem rauhen Stamme einer schiefgewachsenen Eiche emporklimmt, um aus dem alten Astloche, von Bienen umschwärmt, die mit ihrem Stachel sein zu dickes Fell nicht durchdringen können, den süßen Honig naschen, dort, wohin nur ein schwer zu findender Fahrweg führt, der sich gleichsam wie eine schmale Furth durch den tiefen Moorgrund zieht, da liegt, von uralten Kastanienbäumen überschattet, ein altes graues Feudalschloß, dessen rauhes Gemäuer, mit mittelalterlichen Mauerzinnen gekrönt, zum Theil mit Epheu überwachsen war.

Dieses Schloß, von einem verwilderten, mit Unkraut aller Art überwachsenen Garten, im altfranzösischen Geschmack, umgeben, war der Familiensitz des Grafen Grabowski, wo er jetzt, nachdem der Glanz seines Hauses erloschen war, in stolzer, mit Gott und der Welt grollender Abgeschiedenheit lebte. Seine Kränklichkeit machte ihn nur noch mehr vergrillt.

Der Graf gehörte zu den Männern, die nicht Adel

der Seele und Wärme des Herzens genug besitzen, um im vollen Sinne des Worts Patriot zu sein; dagegen aber zu den Unzufriedenen gehören, die stets in Opposition gegen die Regierung, was sie auch beginne, leben, weil keine es ihnen recht machen kann. Er gehörte zu den polnischen Aristokraten, die keine Macht der Erde über sich anerkennen, als den Priester und ihren eigenen Willen.

So hatte Graf Grabowski kein Herz für Polens Leiden, aber einen tiefen, furchtbaren Haß gegen dessen Unterdrücker, die sogar sich herausnahmen, durch Ukasen das Loos der leibeigenen Bauern erträglicher machen zu wollen und damit in die althergebrachte Willkürherrschaft der Gutsherren, welche ihre Bauern und Knechte prügeln lassen und sie mit Diensten und Zehnten ganz nach Belieben belasten konnten, hemmend einzugreifen.

Dazu lag sein Gut so tief im Versteck des Waldes und war von allen Seiten so schwer zugänglich, daß es mehr und mehr der Sammelplatz für die geheimen Zusammenkünfte der Unzufriedenen und Verschworenen wurde. Es gab kaum in ganz Polen ein besseres Asyl für politisch Verfolgte und Compromittirte, keinen sicherern Versammlungsort für Verschworene, als jenes Waldschloß, wohin kein Polizeibeamter oder Regierungsspion sich wagte, denn er hätte erwarten müssen, dort spurlos

zu verschwinden und kein russischer Soldat fand den Weg durch diese für unzugänglich gehaltene Wildniß.

Einen solchen Verkehr mit Verbannten, Verfolgten und Verschwornen fand Graf Grabowski auf seinem Gute schon vor, als er dort ankam: Sein Wirthschafts-Inspector war ein leidenschaftlicher Patriot, schon aus dem Grunde, weil er Einsprache fürchtete von der russischen Regierung gegen seine Willkürherrschaft über die gutshörigen Bauern, die er möglichst in Unwissenheit über ihre Rechte und ihre gesetzlichen Erleichterungen ihres elenden Zustandes zu erhalten suchte. Deshalb ließ er absichtlich die Schulen, in den zum Gute gehörigen Dörfern, Jahre lang unbesetzt und wenn er die Besetzung nicht mehr hintertreiben konnte, sorgte er wenigstens dafür, daß irgend ein unwissender Schneider, mit dem Titel eines Schulmeisters, die Paar Gulden Gehalt und bei den Bauern die Reihetische zu genießen erhielt, die ihm das Recht gab, die Buben des Dorfes mit Ruthen zu streichen, so oft er übler Laune war. „Die Bauerncanaille," pflegte der Inspector zu sagen, „kann nicht regiert werden ohne Schläge, will Menschenrechte haben, das Vieh, es ist entsetzlich, wie weit jetzt die Prätensionen des Pöbels in Polen gekommen sind."

„Und", setzte der Graf auf solche Bemerkung hinzu, „der Kaiser aller Reußen, läßt uns beherrschen durch seine Satrapen, als wären wir nicht ein Volk von lau-

ter Edelleuten, die von uralter Zeit her die Regenten des Landes gewesen sind. So kann es nicht bleiben.“

„Ich darf also ferner“, fragte der Verwalter, „die Thore gastlich öffnen, allen Verschworenen, Emissären der Emigration, allen Verbannten und Verfolgten?“

„Das ist Menschenpflicht“, entgegnete der Graf, „und die Pflicht eines polnischen Edelmannes, nur keine Russen, Kosacken und Polizeispione.“

„Die werden abgemuckt,“ entgegnete der Wirthschafts-Inspector und die politische Unterhaltung über die Stellung, die die Gutsherrschaft und ihre Beamten einzunehmen haben, wurde abgebrochen, durch die Meldung eines Bedienten, der in den klösterlich eingerichteten alten Rittersaal mit seinen aschgrauen Wänden, die mit nachgedunkelten Familienbildern behangen waren, wo der Graf eben in seinem Lehnstuhl den Kaffee nach der Mittagstafel eingenommen hatte, hereinschrie: „Die gnädige Frau.“

Der Graf hüstelte einige Augenblicke vor Schreck, dann erhob er sich, um seiner Gemahlin entgegen zu gehen. Kaum war er in die Vorhalle getreten, so kam auch schon Gräfin Aurelie, geführt von einem fremden jungen Manne, mit einem schönen braunen Schnurrbart und einem Schleppsäbel an der Seite, die Treppe herauf. Er trug einen einfachen, bis oben zugeknöpften Ober-

rock, der seinen schlanken Wuchs vortheilhaft hervorhob, und verneigte sich gegen den Grafen mit dem Anstande eines Mannes von Welt.

Aurelie stellte ihn vor: „Obrist Zaliwsky, ein Patriot, der von der russischen Polizei verfolgt wird."

„Dann seien Sie mir dreimal willkommen," sprach der Graf und reichte ihm die Hand.

Darauf erst begrüßten sich der Graf und seine Gemahlin, mit einer sehr ceremoniellen kalten Umarmung, die kaum die gegenseitige Berührung der Wangen gewährte.

Der Graf bot ihr den Arm und führte sie in den Salon, indem er den jungen Mann einlud sich anzuschließen.

Für die Reisenden wurde sogleich noch ein Mittagsmahl servirt. Nachdem die Bedienung sich entfernt hatte, ließ man dem politischen Gespräche über die jetzige Lage Polens freien Lauf. Aurelie schwärmte mit der vollen Gluth eines jugendlichen Gemüths für die Sache der Polen. Sie war, wie wir wissen, keine geborene Polin, aber die Sache der Nationalität war ihr heilig. Sie hielt es für einen der Geschichte und Natur widerstrebenden Gewaltact, eine edle Nationalität eines großen Volkes unter eine fremde zu beugen; die angeborne Freiheit unter fremdem Despotismus, das edle Polenblut unter der russischen Knute und der Herrschaft der sibiri-

schen Bergwerke. Die drei Theilungen Polens hielt sie für ein unauslöschliches Unrecht des vorigen Jahrhunderts, welches das jetzige Jahrhundert wieder sühnen müsse, durch Wiederherstellung des großen Polenreichs in seinen weitesten historischen Grenzen. Sie nannte dieses Polen, das von der Ostsee bis zu den Karpathen gehen müsse, die ritterliche Vormauer von Europa gegen das drängende Moskoviterthum nach dem Westen Europa's; ihr war ein neu entstandenes Polenreich eine eherne Mauer gegen die hereinbrechende Barbarei und so galt ihr die Sache der Polen für eine heilige Sache, wofür jeder wahrhaft edle Mensch Gut und Blut, Freiheit und Leben einsetzen müsse.

Ebenso schwärmte Zaliwsky. In der schwunghaften Rede einer hohen patriotischen Begeisterung führte er die Ideen der schönen jungen Frau, die im Grunde die der polnischen Freiheitsschwindler waren, weiter aus. Beide erkannten und bedachten nicht, daß es ja doch nur utopische Träume waren, die sie mit einer so schönen Gemüthserhebung verfolgten. Utopisch aber nennen wir, was nur im Reiche der Ideenwelt wie ein phantastisches Luftgebilde schwebt, aber niemals den Boden der Wirklichkeit berühren kann, als um den Untergang dieser Ideenwelt herbeizuführen. Das Jahr 1850 hatte diesen Phantasien eine große Lehre gegeben, und hatte die Un-

möglichkeit der Durchführung eines Befreiungskrieges gegen ein so mächtiges Reich, wie das russische, geschweige denn die weitere Entwickelung der Freiheitsideen, auch gegen Preußen und Oesterreich gezeigt. Und das Hinderniß des Sieges der Polen lag nicht nur in der Stärke und Macht ihrer Feinde, sondern leider auch in dem Verrath ihrer eigenen Vertheidiger, man denke an Krukowiecki's Verrath, wodurch Warschau in die Hände der Russen fiel.

„Und dann", fuhr Aurelie mit einem schönen Naturgefühle fort, „hatte der nationale Ehrenschild der polnischen Revolution zwei tiefe Rostflecke gehabt. Wer für sich selbst die Freiheit sucht, muß sie auch Andern gewähren, sonst ist er derselben nicht würdig. Die polnische Nation aber bestand bisher nur aus Herren und Sclaven, d. h. Edelleuten und Leibeigenen und verachteten Juden. Sie weigerten sich, ihre Leibeigenen, die sie mit Sensen bewaffneten und massenweise in den ihnen fremden Kampf führten, zu befreien und die Juden, die ihnen das Geld borgten, ohne welches sie den Befreiungskampf nicht hätten führen können, zu emancipiren. Das war undankbar und inhuman zugleich."

„Das war das einzige Gute, woran die Revolution festhielt," eiferte der Graf, „daß sie dem Adel sein Ansehen und seine Macht ungeschmälert erhalten wollten. Polen ist ein Volk von Edelleuten; was würde

aus Polen geworden sein, wenn es seine große Sache durch die Gleichberechtigung der Bauern und Juden hätte in's Gemeine herabziehen wollen."

„Indeß läßt es sich nicht leugnen," bemerkte Zaliwsky, „die Volkskraft würde sich verzehnfacht haben, wenn Bauern und Juden in unseren Heeren für den eigenen Herd gekämpft hätten. Ich gehöre nicht zu der aristokratischen Partei in Paris, die den Fürsten Czartorisky, als König Adam I. von Polen den Hof macht, die lieber gar nicht regieren will, als ihre Herrschaft mit dem Volke theilen. Ich bin Emissär der demokratischen Partei, die mit praktisch richtigem Verstande einsieht, daß ein Volk nie seine Freiheit erkämpfen kann, wenn es Sclaven unter sich duldet und mit blindem Religionshaß Andersglaubende verachtet und ihre helfende Hand von sich weiset. Freiheit ohne Aufklärung und Humanität ist ein Unding. Unsere Aufgabe bleibt es, das Volk zu uns zu erheben, mit ihm die Freiheit, im edelsten Sinne des Worts, zu erkämpfen und Polen nicht nur frei und mächtig, sondern auch geehrt und geachtet zu machen vor allen Völkern Europa's, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, muß ich den Ansichten der gnädigen Gräfin vollkommen beitreten."

Damit verneigte er sich gegen Aurelie und dankte ihr mit einem verbindlichen Lächeln.

Der Graf wurde wechselnd blaß und roth. Er biß sich auf die Lippen, daß sie schmerzten und fast bluteten. Aber ein Mann seiner Erziehung weiß seine wahren Gefühle zu maskiren und Leidenschaften zu beherrschen. Er nahm ein marmorkaltes Lächeln an und sagte:

„Ueber Meinungen, lieber Obrist, läßt sich nicht streiten. Ich bin nicht Ihrer Ansicht und würde die Emancipation der Bauern und Juden nicht billigen, wenn ich sie nicht als ein vielleicht unvermeidliches Mittel zum Zweck betrachtete. Mögen sie helfen die Aristokratie Polens aus der moskovitischen Knechtschaft zu befreien, aber sich dann nicht einfallen lassen, an den Früchten dieser, von ihnen mit errungenen Herrschaft Theil nehmen zu wollen. Der Adel Polens hat seine 600jährige Geschichte, die sich nicht mit einem Federstrich austilgen läßt. Diese Geschichte wird uns berechtigen und ermächtigen, Bauern und Juden wieder in ihre alte Abhängigkeit zurückzudrängen, wenn sie uns wieder zur Herrschaft gebracht haben werden."

„Gott bewahre uns", rief Aurelie lebhaft, „gegen solche Hinterlist, solche Inhumanität, solchen verrätherischen Undank. Offen und ehrlich werden wir unsere Befreier als unsere Brüder umarmen. Das ist meine Ansicht und dazu helfe uns Gott, daß sie die eines jeden edlen Polen sei und bleibe."

„Weiber schwärmen auf eine Weise," sprach der Graf mit aufgeworfenen Lippen, „welche Männern nicht zur Norm ihrer Handlungen dienen darf."

„Es ist die Meinung des edelsten, rein menschlichen Naturgefühls, der edelsten Frauen Polens," bemerkte Zaliwsky.

„Mag sein, es ist Schwärmerei damit. Brechen wir ab von diesem unerquicklichen Meinungsstreit. Wie weit auch unsere politischen Ansichten auseinandergehen, so dürfen Sie überzeugt sein, lieber Obrist, daß Sie für Ihre Mission in mir einen getreuen und eifrigen Verbündeten haben werden. Morgen werde ich meine Bauern zusammenrufen, auf den freien Platz im Walde, der von Sümpfen umgeben und den russischen Spionen so unbekannt und unzugänglich ist. Ich werde ihnen ankündigen, daß, sobald das russische Joch abgeschüttelt sein wird, ich ihnen Freiheit der Person und Aufhebung aller Roboten, Zehnten und Dienste gewähren werde."

„Bravo!" rief Zaliwsky und selbst Aurelie reichte ihrem Gatten dankbar freudig die Hand. Der Graf aber fuhr fort: „Dann wird es Ihre Sache sein, mein theurer Obrist, durch fanatische Reden das bethörte Volk vollends für die Sache der Freiheit zu enthusiasmiren."

6.

Die Versammlung fand statt. Die dunkeln Gestalten der Bauern, in ihren mit Stricken umgürteten Schafpelzen oder Blousen, selten ohne die viereckige polnische Mütze, den Kalpal, zu tragen, sammelten sich in dichtgedrängten Haufen, auf dem Platze im Walde und hörten mit stumpfer Gleichgültigkeit die Verheißungen ihres Gutsherrn an, der, auf einem schönen Pferde sitzend, ihnen die Freiheit von Roboten und Leibeigenschaft verhieß, für den Fall, daß Polen vom russischen Joche befreit sein würde.

Die Persönlichkeit des Grafen war ohnehin wenig geeignet, auf die kräftigen Naturen der Bauern zu imponiren. Seine hohe gebeugte Gestalt, die von Hüsteln unterbrochene, klanglose Stimme und das Widerwärtige seiner markirten Gesichtszüge, erweckten kein Vertrauen und die bisherige Despotie seines Wirthschaftsinspectors und Gerichtshalters hatte oft genug blaue Striemen auf ihren Rücken zurückgelassen, um den alten tückischen Groll der Leibeigenen gegen den Herrn auszutilgen, oder seinen Versprechungen Glauben zu schenken.

Murrend und verdrossen hörten sie die Rede des Herrn an. Einer fragte den Andern: „Was will denn Der?“ und Einer sagte zum Andern: „Er will uns wieder das Maul mit Honig schmieren; sicher braucht

er wieder Geld und Sensenmänner und wenn es unseren Herren gelingt, die altpolnische Wirthschaft wieder einzuführen, so wird unsere Lage noch schlimmer werden, denn von den Russen hat der Adel Polens nichts gelernt, als die Knute führen."

Dieses Räsonnement der Bauern, über die Verheißungen ihrer Herren, kannte Zaliwsky und mit feuriger Beredtsamkeit und volltönender Stimme sprach er unter Andern zu den Bauern:

„Ihr zweifelt, daß Eure Herren, wenn sie mit Eurem Beistande die nationale Freiheit Polens erkämpft haben, ihre Verheißungen halten werden. Nun, dann kennt Ihr Eure eigene Macht nicht. Habt Ihr mit der Sense Polens Freiheit erkämpft, wer hindert Euch, auch für Euch das Korn aus dieser Ernte zu dreschen? Ihr seid Eurer Tausende, der Herr ist nur Einer. Hält er nicht Wort, was hindert dann die Sieger über Rußlands Horden, die treulosen Herren todtzuschlagen, ihr Gut, ihre Pferde, Kühe, Schafe und Schweine untereinander zu theilen, den Adel abzuschaffen und allgemeine Menschenrechte zu verkündigen?"

Das war nun freilich eine, dem Gutsherrn nicht angenehme Politik, es war die Politik des Communismus, welche die Emissäre aus Frankreich mitgebracht hatten, die im Mittelalter den Bauernkrieg erregte und später in Galizien so vielen Edelleuten im Bauernaufstande

das Leben gekostet hatte. Er rieb sich verlegen die Hände, hüstelte in seiner heiseren Weise und legte die Falten seines Gesichts in stereotypsüßlichfreundliche Formen. Damit sprach er, dem Redner die Hand drückend, seinen Dank aus, daß er seiner Rede Nachdruck gegeben habe, denn jetzt erst machte sich Enthusiasmus unter den Bauern bemerklich, indem sie einander zuriefen: „Wir wollen für die Freiheit Polens kämpfen und wenn der Herr nicht Wort hält, je nun, so ist es ja kein schwereres Stück Arbeit, ihn todtzuschlagen, als mit unsern Dreschflegeln eine Garbe auszudreschen.“

Solche Scenen wiederholten sich fast täglich, Zaliwsky verkehrte viel mit den Bauern und war unter ihnen gern gesehen. Da hier ein so gutes Asyl war für die Emissäre der Emigration, so fanden sich bald noch mehrere derselben ein, als: der Bruder Zaliwsky's, ein junger Student von bleicher, schwachgebräunter Gesichtsfarbe, eine zarte, schlanke Gestalt mit feinen Gesichtszügen und einem feingezeichneten Schnurrbart und Kinnbart, dabei großen schwärmerischen Augen und blendendweißen Zähnen im kleinen Munde.

Dann kam noch der dritte dieser Emissäre, Konarski. Er war Protestant, was seinem Einflusse unter der polnischen Bevölkerung nicht wenig schadete und vor der Revolution war er noch Fähndrich gewesen.

Fast ein Jahr lang trieben sich diese Revolutionäre in Polen herum, bald unter Bauern, bald unter Edelleuten, immer aufregend und vorbereitend. Obwohl die russische Regierung, von ihrer Anwesenheit unterrichtet, einen Preis auf ihren Kopf gesetzt hatte, so fand sich doch weder unter Bauern, noch unter Edelleuten ein Verräther, einen Einzigen ausgenommen, und dieser war Graf Grabowsky.

Dieser hatte bald aus verschiedenen Anzeichen erkannt, daß das Treiben der Revolutionäre auf seinem Gute dem Gouvernement verdächtig geworden war. Er wußte, daß bei der russischen Herrschaft Verdacht und Verurtheilung zur Abführung nach Sibirien gleichbedeutend sei. Zudem war das Treiben ein demokratisches, die Bauern wurden immer frecher in ihren Forderungen gegen die Gutsherrschaft und widerspenstiger gegen die bisherige Zuchtruthe des Wirthschafts-Inspectors, dazu kam noch, daß der Aufenthalt dieser Emissäre der Emigration ihm viel Kosten und Belästigung zufügte, dann aber war die Hauptsache, was ihn beunruhigte, eine ungeheure Eifersucht, die sich weniger auf Liebe, als auf gekränkte Selbstsucht, auf beleidigten Stolz und verletzte Eitelkeit gründete. Seine schöne, junge Frau war stets artig und zuvorkommend gegen die, zum Theil schönen, jungen Männer, die ihr mit polnischer Galanterie den Hof machten. Dabei schwärmte sie mit ihnen

über Polens Freiheit und Zukunft. Sie studirte unter Zaliwsky's Leitung die polnische Geschichte und fühlte sich erhoben durch die zahlreichen Beweise von Hochherzigkeit, Heldenmuth und Edelsinn, welche die Geschichte Polens neben Zügen der Niedrigkeit und Verwerflichkeit der Gesinnung bewahrt, wodurch allein die verschiedenen Theilungen Polens möglich geworden sind. Das große Familienzimmer mit seinem dunklen Holzgetäfel, den trüben Fensterscheiben, dem steinernen Fußboden und den nachgedunkelten Familiengemälden, war gleichsam das Hauptquartier der Revolutionäre geworden und Aurelie war das Herz und die Seele desselben.

Da beschloß er in einer grollend durchwachten Nacht, sich der russischen Partei zuzuwenden und sich Ehre, Ansehen und Machtstellung zu gewinnen, indem er zugleich sich den Besitz seiner Güter sicherte.

Unter irgend einem Vorwande begab er sich auf eine Reise nach Warschau, nachdem er seine Gattin und seine Gäste durch eine fast übertriebene Freundschaftlichkeit über seine Gesinnungen beruhigt hatte.

7.

In Warschau war eines Abends mit der Fahrpost ein hochgewachsener junger Mann angekommen, der mit einem langen blauen Oberrocke bekleidet war und auf dem Kopfe, dessen schwarzes Haar schlicht niedergekämmt

war, einen runden, nicht sehr feinen Filzhut trug, dessen Form ebenfalls schon etwas veraltet war. Er hing sein Reiseränzel über die eine Schulter, stützte sich auf seinen ziemlich starken und schweren Hakenstock und indem er sich in der gaffenden Menge umsah, fragte er in deutscher Sprache nach einem guten Gasthof in der Nähe, wo ein Wandersmann billig logiren könne.

Unter den Umstehenden entstand ein seltsames Gemurre. Niemand schien ihn zu verstehen, aber an der Sprache erkannte man den Deutschen und das Wort Nemieck ging mehr grollend und fast drohend von Mund zu Mund und Keiner gab ihm Antwort. Nemieck aber heißt Deutscher und Protestant, also Ketzer für die erzkatholischen Polen.

Nur ein alter Jude, im langen schwarzen Kaftan, mit weißem, dünnem, in zwei Spitzen gedrehtem Bart und langen, in Knoten geschlagenen Ohrlocken, dabei einen breitgerändelten Hut tragend, verstand seine Sprache. Er trat heran und erbot sich, für einen polnischen Gulden zum Führer zu dienen.

Der Fremde war der junge Tischlermeister Johannes Hobelmann aus B . . . . in Schlesien. Wir wissen, daß er es liebte und einen gewissen Stolz darein setzte, in seiner Kleidung wie in seinem Wesen und Thun ein deutscher Bürger, im vollen Sinne des Worts zu sein. Diesen Charakter hatte Johannes auch in der

Fremde stets festgehalten. Im eleganten Paris, London und Wien hatte er sich nie von den Modethorheiten des Tages hinreißen lassen, sondern war im Herzen, wie im Aeußern ein deutscher Handwerksmann geblieben, wenn er auch durch Kenntnisse und Bildung über diesen Stand weit hervorragte.

Johannes bot ihm eine kleine Kupfermünze und der Jude ging auf den Handel ein. So zogen sie weiter, gefolgt von einer immer mehr anwachsenden Menschenmenge. Obwohl man in Warschau so gut, wie in jeder Hauptstadt, gewohnt war, Fremde zu sehen, so war doch einmal durch das Wort Nemieck die Neugier erweckt und diese wuchs lawinenartig so, daß die russische Polizei aufmerksam wurde und bald die Ursache des Auflaufs ermittelte. Plötzlich fühlte sich Johannes auf beiden Seiten von uniformirten Polizeibeamten am Arm ergriffen und sah sich in einer Sprache angeredet, von der er kein Wort verstand. Da man auch seine Antwort nicht verstand, so wurde er ohne Weiteres fortgeführt. Erst auf dem Polizeiamte fand sich ein Dolmetscher, der ein' Verständniß zu Stande brachte. Seine Legitimationspapiere wurden in Ordnung gefunden und da Johannes aus Erfahrung wußte, daß man in Polen den Juden nicht allzuviel trauen dürfe, so bat er dort, ihm ein gutes Wirthshaus anzuweisen, was auch geschah.

Am folgenden Morgen begab sich Johannes zu

dem Möbelhändler, dessen Aufforderung die Veranlassung zu seiner Reise nach Warschau gewesen war. Die Aufnahme bei dem reichen und gebildeten Manne, der in den glänzenden Verhältnissen eines Großhändlers lebte und selbst viele Reisen in's Ausland gemacht hatte, war eine überaus freundliche. Herr Marchand, ein Franzose von Geburt, der lange in Paris, London, Wien und Petersburg gelebt hatte, war ein überaus freundlicher Mann. Er führte ihn selbst in seinen reich und glänzend ausgestellten Möbel-Magazinen herum und indem er verschiedenen Tadel gegen die Warschauer Arbeiten aussprach, verrieth er viel Geschmack und Sachkenntniß. Zugleich wußte er auf eine feine Weise Johannes' Urtheil darüber, womit dieser aus Bescheidenheit sehr zurückhaltend war, herauszulocken und war davon sehr befriedigt. Zuletzt machte er ihm das Anerbieten, als Werkführer an die Spitze seines Geschäfts zu treten, da er hoffte, unter seiner Leitung würden sich die Arbeiten vervollkommnen und an Geschmack und Güte so bedeutend gewinnen, daß kein anderer Möbelhändler mit ihm würde concurriren können. Johannes erbat sich Bedenkzeit. Er verkannte nicht das Vortheilhafte dieser Stellung, indeß auch das Unsichere derselben. Die fremde Nationalität, die fremde Sprache, der Religionshaß schreckten ihn zurück. „Besonders", fuhr der Möbelhändler fort, „wünschte ich die Veredlung inländischer Hölzer zum Gegenstand

meiner Speculation zu machen, weil der Einfuhrzoll von Mahagoniholz zu hoch ist, um mit Vortheil darin arbeiten zu können. In dieser Beziehung, lieber Meister, haben Sie bei der Anfertigung des Secretärs, den ich in Breslau, von Ihrer Arbeit, auf der Ausstellung gekauft und durch Bestechung der Grenz-Kosacken glücklich eingeführt hatte, das non plus ultra schöner Arbeit geliefert. Ich habe Ihnen dieses Möbel gut bezahlt, aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich es mit 100 Procent Gewinn wieder an den Mann gebracht habe. Es war das erste Prachtstück meines Magazins; die russischen, wie die polnischen Großen waren wie toll darauf versessen, selbst der Kaiser hatte davon gehört und anfragen lassen, ob ich ein Möblement von solcher Arbeit für die neue Ausstellung des kaiserlichen Bellevue-Schlosses hier in Warschau übernehmen könne?"

„Viel Ehre für mich," sprach Johannes, „eine zu gütige Ueberschätzung meiner geringen Fähigkeiten."

„Noch heute Morgen", fuhr Herr Marchand fort, „war ein Graf hier, der Bestellungen machte, um ein hier gemiethetes, großes Hotel glänzend zu möbliren. Ich glaube vernommen zu haben, daß der Mann sich früher in Breslau ruinirt hatte, indeß soll ihm ein hoher Posten vom russischen Generalgouverneur, Fürst Paskewitsch zugesagt sein, unter uns und im engsten Vertrauen sei es gesagt, für einen schändlichen Verrath. Er

hat sich verpflichtet, drei Emissäre auszuliefern, die auf seinem Gute gastfreie Aufnahme gefunden hatten, allein durch die Schuld seiner Frau, wie er sagt. So opfert dieser Mensch nicht allein das Leben von drei braven Patrioten, sondern auch seiner eignen Gattin, die ohne Zweifel den Staubbesen empfangen und nach Sibirien geschickt werden wird, wenn man nicht kurze Complimente mit ihr macht und sie aufhängt. Und das geschah blos, um seinem Eigennutz zu fröhnen. Ich kenne die Geschichte ganz genau von einem Unterbeamten des Polizeiministeriums; der soll aber kein Stück meiner Möbel haben und wenn er mir eine Million böte."

„Das ist ja schändlich!" rief Johannes entrüstet aus, „kann denn Niemand die Unglücklichen warnen?"

„Warum nicht? es ist der Graf Grabowski."

„Der Elende! und Aurelie, seine Gattin, wo finde ich sie?"

„Sie kennen die Familie?"

„Ihr Vater war mein Wohlthäter, Verpflichtung genug, Alles daran zu setzen, sie zu retten."

„So eilen Sie, junger Mann. Die russische Polizei zögert noch, um womöglich einen großen Fang zu machen. Der Graf wird allein zurückkehren und die Edelleute, welche der Revolution anhängen, zu sich einladen; dann soll ein Hauptschlag gemacht werden

und man wird so glücklich sein, statt drei oder vier Individuen an hundert Stück solcher Hochverräther nach Sibirien zu schicken."

Und nun beschrieb er ihm genau die Lage des Gutes.

Johannes begab sich eiligst auf die Reise dorthin.

8.

Er hatte einen jüdischen Fuhrmann gemiethet, der ihn auf einem kleinen, schmalen Leiterwagen, welcher von vier schlanken, schnellen Rossen von kleiner Statur, aber dauerhaftem Gliederbau, gezogen wurde, fuhr. Am Wagen befand sich wenig, oder gar kein Eisenwerk. Die Räder waren plump und schwer; anstatt der Geschirre waren die Pferde nur mit einem Gehänge von Stricken befestigt und nebeneinander gespannt und so ging es fort im raschen Trabe und Galopp, auf den ungebahntesten Wegen, über Stock und Block, über Knüppeldämme, durch trockne Gleise und Morastlöcher. Da gab es Stöße über Stöße, die menschliches Gebein nicht anders aushalten konnte, als liegend, auf einem dichten Unterlager von Streh. An Lenken des wilden Gespanns war kaum zu denken. Nur durch Zuruf, Peitsche und eine Linie, die dem Sattelpferde durch das Maul gezogen war, wurde dem Fuhrwerk die ungefähre

Richtung angedeutet. Von Zeit zu Zeit wurde den Reisenden auch als Erholung die Wohlthat zu Theil, daß der Wagen auf dem kurzen, sammetweichen Rasen dahinrollte. Dabei gab es keine andern Stöße, als die etwa durch die nicht genau runde Form der Räder, oder durch Maulwurfshügel veranlaßt wurden. In einzeln belegenen Rauchhütten mußte übernachtet werden.

Schon diese anstrengende Reise war wenig geeignet, dem deutschen Handwerksmann die Annehmlichkeiten Polens in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Auf jeden Schritt erkannte er die Vorzüge seines Vaterlandes und wurde immer weniger geneigt, den Vorschlägen des Warschauer Möbelhändlers Gehör zu geben.

So kam er endlich, mit Hülfe eines Boten, im Schlosse des Grafen an.

Die Gräfin Aurelie hatte gerade am Fenster gesessen, als Johannes mit dem bescheidenen polnischen Fuhrwerk in den Hof fuhr. Aurelie erkannte ihren Jugendfreund sogleich. Mit einem Aufschrei der Freude eilte sie ihm an die Treppe entgegen. In der Lebhaftigkeit des Gefühls empfing die junge Frau, ihren hohen Rang vergessend, den jungen Mann mit einer Umarmung und führte ihn, unter der stillen Verwunderung der Dienerschaft, an der Hand in ihr freundliches, kleines Wohnzimmerchen. Dort erzählte ihr Johannes, was er in

Warschau erfahren hatte, über die Verrätherei ihres Gemahls.

„Das sieht ihm ähnlich!“ rief sie aus, „er hat kein Herz für Polen, noch weniger für die Menschheit; er hat nur ein Herz für sich selbst. Sein ungemessener Ehrgeiz, seine Prachtliebe und Verschwendungssucht findet in dem verrätherischen Anschluß an die Politik der Knute Befriedigung. Wir sind verloren, wenn wir nicht sogleich entfliehen.“

„Der Meinung bin ich auch und deshalb komme ich hierher, um die Flucht zu leiten.“

Aurelie klingelte und gebot einem Bedienten, sogleich die Gäste des Hauses herzubescheiden.

Nach wenigen Minuten erschienen der Obrist Zaliwsky und der junge Konarski.

„Wo ist der Dritte, Ihr Herr Bruder, Herr Obrist?“ fragte Aurelie.

„Leider von einem heftigen Gichtanfall in der vergangenen Nacht betroffen; er liegt so gelähmt an allen Gliedern, daß er das Bett nicht verlassen kann.“

„Das ist schlimm, sehr schlimm,“ sagte Aurelie, „denn alsdann wird er nicht mit uns entfliehen können.“

„Entfliehen? was, entfliehen?“ rief Zaliwsky mit der vollen Lebhaftigkeit seines Temperaments und Aurelie erzählte den beiden erstaunten Männern, was sie

soeben vernommen hatte, von der beabsichtigten Verrätherei ihres Gemahls.

„Es ist unmöglich," erklärte Konarski, daß ein edler Pole sich einer solchen Schändlichkeit schuldig machen kann."

„Denken Sie an Krukowiecki," sprach Aurelie ernst, „denken Sie an die Landboten, die Polen an Rußland und Oesterreich verkauft hatten, um die Theilung Polens möglich zu machen."

Erröthend schlugen die beiden Männer die Augen nieder und sagten: „Ja, es giebt Schurken in Polen; aber eben deshalb dürfen wir ihnen nicht feige entfliehen, sondern müssen uns zur Wehre setzen und die Verräther vernichten."

Aurelie schlug vor, die Unterredung in französischer Sprache fortzusetzen, damit Johannes daran Theil nehmen könne. Dann aber fuhr sie fort:

„Was kann es helfen? schlagen wir die erste Angriffscolonne auch zurück, indem wir die Bauern zum Widerstand aufwiegeln, so machen wir die Dörfer unglücklich, die daran Theil genommen haben. Die Russen werden in hundertfacher Anzahl wiederkommen, alle die aufständischen Dörfer niederbrennen und ihre Bewohner, die jüngern unter die Soldaten im Kaukasus stecken, die ältern nach Sibirien schleppen."

„Es muß kein Mann von den Feinden übrig bleiben,"

sprach Konarski, „der Kunde geben könnte von der Niederlage derselben. Und jeder folgenden Colonne wird es ebenso ergehen. Die Furth durch das Moor ist so schmal, daß kaum mehr als drei Reiter, oder ein Wagen sie passiren kann. Wie leicht wird ein kühner Haufen Sensenmänner und einige tüchtige Schützen, im Versteck, im Erlengebüsch, oder auf den Bäumen, die lange Linie der Feinde vernichten können. Den Rückzug müssen andere Gemeinden verhindern."

„Wohl gesprochen, Kamerad," erklärte Zaliwsky. „Ich vertheidige das Schloß und leite zuvor den Angriff auf die feindliche Colonne in den Sümpfen und Ihr, Herr Kamerad, schneidet ihnen den Rückzug ab."

Johannes bemerkte in bescheidener Rede sehr richtig, daß vereinzelte Aufstände immer noch der Sache der Freiheit mehr geschadet, als genützt hätten. Es würden dadurch die Feinde der Freiheit aus ihrer Sicherheit erweckt und eine spätere Gesammterhebung der Massen seitdem ganz unmöglich.

„Das ist ganz richtig," entgegnete Zaliwsky mit Feuer, „indeß, diese Flammen des Russenhasses und der Freiheitsliebe, die hier brennen," und dabei schlug er auf die breite, gewölbte Brust, „vermag nur Feindesblut zu löschen."

„Wir vertheidigen uns bis zu dem letzten Blutstropfen," erklärte Konarski mit blitzenden Augen.

So war die Vertheidigung beschlossen.

„Aber," bemerkte Johannes, „wie muthig man auch an die Vertheidigung des Schlosses gehen wird, so bleibt doch der Erfolg mindestens ungewiß. Auf die Dauer läßt sich das Schloß ohnehin nicht halten und da Alles verrathen ist, kann das auch nicht viel nützen; denn es wird immer weniger möglich sein, hier den Herd der Revolution zu hegen. Daher empfehle ich vor Allem Flucht, wenigstens von allen Denen, die sich nicht auf sich selbst verlassen können und der Wuth des Feindes am meisten ausgesetzt sind, ich meine die Frau Gräfin und den Kranken."

„Johannes, mein Schutzgeist!" rief Aurelie aus und reichte ihm mit einem zärtlichen Blick die Hand.

„Meinen kranken Bruder fortzuschaffen, wird unmöglich sein," sprach Zaliwsky mit dem Ausdruck von Trauer, „fällt er als Opfer für die Freiheit, so hat er seine Bestimmung erreicht. Am besten wäre es, er schösse sich selbst todt, oder wenn er es wünschen sollte, so bin ich bereit, ihm diesen brüderlichen Liebesdienst zu leisten."

„Das wäre entsetzlich!" rief Johannes. „Die Hoffnung, ihn zu retten, gebe ich nicht auf. Der Jude, der mich hierher gefahren hat, ist ein kluger und verschlagener Mann, der Alles wagt, um ein Stück Geld zu verdienen. Wir legen den Kranken auf Betten, in

einen großen und tiefen Kasten, setzen diesen auf seinen Wagen, packen Scheitholz rings herum und darauf und ich wette, wenn ihm die Kosacken begegnen, so werden sie die Holzfuhre ungehindert passiren lassen, ohne das Versteck eines Emissärs der Emigration nur zu ahnen."

Der Jude wurde gut bezahlt und mit der betriebsamen Schlauheit seines Volkes verbesserte er noch die getroffene Anordnung und wie man später erfuhr, war es ihm in der That gelungen, unbeachtet von Kosacken-Detaschements und Grenzwächtern, die russischer Seits stark besetzte Grenze, mit dem gelähmten Emissär, unentdeckt zu passiren. Erst diesseit der Grenze konnte er aus seinem Versteck erlöset werden und der treue Jude brachte ihn ohne Paß durch ganz Deutschland über die französische Grenze, wo sich die polnische Emigration des Unglücklichen annahm.

Sein älterer Bruder und Konarski setzten indeß Alles zur Vertheidigung des Schlosses in Bereitschaft. Nach mehreren Seiten hin führten nun den Bewohnern der Gegend bekannte Furthen durch die sumpfigen Niederungen, welche das Schloß umgaben, nach den zu der Herrschaft gehörigen Dörfern; dorthin begaben sich beide Emissäre, theilten den Bauern die Hinterlist und den Verrath des Grafen mit und entflammten durch feurige Reden ihre Wuth. Die Dorfschmieden waren schnell in Bewegung gesetzt, die Sensen gerade gezogen und so

wurden ganze Schaaren von Vertheidigern nach dem Schlosse geführt.

Aurelie hatte sich zur Flucht entschlossen. Mit Ruhe und Umsicht hatte sie die Besitztitel ihres Gütchens im Großherzogthum Posen und eine geringe Geldsumme, so viel sich in der Eile auftreiben ließ, mitgenommen. So stieg sie in einfacher Reisekleidung zu Pferde und Johannes begleitete sie, ebenfalls beritten gemacht aus den Ställen des Grafen. Der Weg, den sie durch die Sümpfe einschlagen mußten, sicherte sie gegen jede Besorgniß dem Grafen und dem ihn wahrscheinlich begleitenden Detaschement Kosacken zu begegnen. Voran, auf einem kleinen Bauernpferde ritt ein treuer Führer vom Hofe. Ohne die genaueste Ortskenntniß war die mit Wagen nicht zu passirende schmale Furth, die kaum sichtbar durch das unermeßliche Torfmoor dahinführte, nicht zu finden. Der Weg war so schmal, daß zwei Personen, wie Aurelie und Johannes nicht wagen konnten, neben einander zu reiten. Das geringste Abweichen zur Seite würde ein Versinken im Moraſt unrettbar zur Folge gehabt haben.

So unter steten Gefahren erreichten endlich unsere flüchtigen Wanderer glücklich den festen Boden und übernachteten im nächsten Dorfe, in einer ärmlichen Judenschenke.

9.

Indeß hatte in der Umgegend des Schlosses ein blutiger Kampf begonnen. Zaliwsky und Konarski hatten ihre Streitmacht zweckmäßig vertheilt gehabt. Durch ausgestellte Vorposten und verabredete Signale waren sie zeitig genug von dem Annähern eines von russischen Polizeibeamten geführten Detaschements von Kosacken benachrichtigt worden. An der Spitze desselben ritt der Graf von Grabowski. Mehr als hundert Bauern hatten die Furth besetzt, an einer Stelle wo nicht ausgewichen werden konnte. Die mit Feuergewehr Bescheid wußten, waren aus den heimlich im Schlosse aufgehäuften Waffenvorräthen mit Büchsen und Musketen und Munition versehen und auf Bäume postirt. Zaliwsky leitete diese mit Klugheit angelegten Vertheidigungsanstalten. Konarski, mit einem Haufen Bauern verlegte ihnen den Rückzug. Arglos und ohne Vorsicht rückten die Kosaken heran. Da begann das Feuern von beiden Seiten. Vor ihnen starrte ein Wald von grade gezogenen Sensen, jene gefährliche Waffe, die den Reuter vom Pferde herabsäbelt, wie einen Mohnkopf vom Felde. Gegen diese Waffe vermochte die muthigste Cavallerie nichts auszurichten, denn das Eisen saß den heransprengenden Pferden in der Brust, ehe der Säbel des Reiters den unerschreckenen Sensenmann erreichen konnte.

So war das Detaschement, welches die polnischen

Emissäre hatte verhaften sollen, nach einem kurzen, entsetzlichen Kampfe bis auf den letzten Mann getödtet werden. Dieser Letzte, ein Hettmann der Don'schen Kosacken, der einen lichtbraunen Hengst von der edelsten Race ritt, war der Einzige, der sich durchgeschlagen hatte, indem sein feuriges windschnelles Roß und ein matt glänzender Sarazenensäbel Alles vor sich niederwarf.

Unter den Todten am Boden lag der Graf. Er regte sich nicht, die Bauern hielten ihn für todt. Doch im rohen Uebermuth ihrer Wuth versetzten sie ihm einige Fußtritte und jetzt verrieth ein stöhnender Laut und ein unwillkürliches Winden der langen, magern Glieder, daß noch einiges Leben in ihm war. Nun fielen hageldichte Fußtritte und Schläge von Seiten der immer wüthender werdenden Bauern auf den halb todten Mann, bis in der That jedes Lebenszeichen unter den gräßlichsten Mißhandlungen von ihm gewichen war.

Da sprach Konarski: „Nun aber ist es genug, meine Brüder. Ueberlaßt den Raben und Wölfen auch ihren Antheil an dem Cadaver dieses Elenden. Geht nach Hause und versteckt Eure Waffen; denn einer der Kosacken ist entkommen, wie mir soeben Konarski meldet. Die Folge wird sein, daß die Russen mit großer Uebermacht zurückkehren werden. Mögen sie Euch bei friedlicher Beschäftigung finden. Wir werden indeß die Meinung verbreiten, der erschlagene Graf habe absichtlich

die Russen in die Falle gelockt, um sie von einer Räuberbande in Bauerntracht erschlagen zu lassen. So werdet Ihr Bauern am besten dem Strafgericht entgehen.“

Die Bauern brachten dem klugen Führer, der so sprach, ein donnerndes Hoch und zerstreuten sich nach allen Seiten hin auf den schmalen Fußsteigen, die durch Moor und Wald zurückführten nach ihren zum Theil entlegenen Dörfern.

Nun kehrten Zaliwsky und Konarski in's Schloß zurück. Das Pferd des Erstern war unter ihm erschossen worden, der Letztere war unberitten gewesen. Sie gingen Hand in Hand und überlegten, was nun weiter zu thun sei. Das Schloß weiter zu vertheidigen, hielten sie für unmöglich, da sicher große Truppenmassen heranrücken und die ganze Gegend umstellen würden. Und selbst im günstigsten Falle würde nichts damit gewonnen sein, da das Asyl der Revolution nun doch einmal verdächtig geworden war. Sie beschlossen daher, diesen Vorposten der Emigration aufzugeben und zu entfliehen, und zwar ein Jeder von ihnen nach einer andern Seite hin, damit wenn der Eine von ihnen gefangen und hingerichtet werden sollte, doch noch wo möglich der Andere übrig bleibe, um die Aufgabe ihrer Mission, Polen zu revolutioniren, fortzusetzen.

So erfolgte denn ihre Flucht, ehe noch größere

Massen russischer Truppen heranrücken konnten, das Schloß zu besetzen.

Zaliwsky fand überall Gefahren. Er sah ein, daß er von russischen Spionen verfolgt, nicht mehr wirken konnte für die Sache der Freiheit, und so zog er sich über die österreichische Grenze nach Galizien zurück, um dort unter dem polnischen Adel den Aufstand gegen die österreichische Regierung zu organisiren. Dort aber wurde er gefangen genommen und nach kurzem Prozeß zu fünfundzwanzig Jahr Gefängniß und Ausstellung am Pranger verurtheilt. Schon nach wenigen Tagen fand man ihn todt im Gefängniß. Er hatte sich mit einem Glassplitter die Adern geöffnet.

Seinen jüngern Bruder, Adolph Zaliwsky hatte ein günstigeres Loos getroffen. Von seiner gichtischen Lähmung hergestellt, lebt er heute noch unter der Emigration in Frankreich, wo er sich, als ein kenntnißreicher junger Mann, durch Unterricht in militärischen Wissenschaften das Leben fristet.

Von seinem Aufenthalt in Polen in der revolutionären Mission erzählt er interessante Züge, die mitgetheilt zu werden verdienen, weil sie jene Zeit und deren Bewegungen lebhaft abspiegeln.

Da er sowohl an der Revolution von 1831 als auch an der revolutionären Mission von 1833 Theil genommen hatte, so waren Wenige besser geeignet, die

Stimmung aller Klassen der Bevölkerung in Polen richtiger zu beurtheilen, als er es vermochte. Im Jahre 1835 fand er sich nicht selten so hart bedrängt, daß er häufig genöthigt war, zu den Gefühlen und Traditionen der Kosacken, welche in Rußland die Dienste der Gens-d'armerie verrichten, seine Zuflucht zu nehmen. Diese Zuflucht aber erwies sich niemals als ungenügend, wenn nur diese Leute einige Zeit im Lande zugebracht hatten.

Wenn er sie mit seiner feurigen Beredtsamkeit daran erinnerte, daß der Ruhm und die Unabhängigkeit ihres Volks, vormals in der Verbindung mit Polen auf den höchsten Gipfel gelangt gewesen sei, und das war eine geschichtliche Thatsache, die alle ihre Balladen und Lieder bezeugen; wenn er dann von ihrer Brüderschaft mit den Polen sprach und ihnen den Unterschied zwischen ihrer sonstigen und jetzigen Lage vor Augen hielt, so fand er, daß sich oft die wildesten dieser im Kriegerdienst ergrauten Männer dadurch erweichen ließen und nicht selten anfingen zu weinen, wie die Kinder.

Einmal, als er einer Abtheilung Kosacken begegnete, versicherten sie ihm, daß sie diesen Weg eingeschlagen hätten, weil sie wüßten, daß mehrere Insurgenten, mit denen sie nichts zu thun haben wollten, auf dem andern wären.

Ein andermal wurde er von einem alten, rauhen Krieger unerbittlich festgehalten. Nachdem er aber eine

halbe Stunde mit ihm gesprochen hatte, wischte der alte Kosack sich eine Thräne aus den grauen Wimpern und fing an, mit weicher, bewegter Stimme von seiner Frau und seinen Kindern zu sprechen, die so viele tausend Werste entfernt waren, die er so lange nicht gesehen und kaum hoffen durfte, sie jemals wieder umarmen zu können. Er schloß mit einem Fluch über den Czaar und hieß seinen Gefangenen gehen, wohin er wollte, wobei seine besten Wünsche ihn begleiteten.

Die Anhänglichkeit der polnischen Nation an die Sache der Freiheit ergab sich schon aus dem Umstande, daß außer der erzählten Verrätherei des Grafen, nie ein Pole einen der Insurgenten verrathen hatte.

Von den Gesinnungen der höheren Stände erzählte er folgendes Beispiel; eines unter vielen:

Zaliwsky hielt sich einmal auf einem Landsitze versteckt; spät am Abend ging er gewöhnlich hinaus in's Freie, um frische Luft zu schöpfen. Bei einer solchen Gelegenheit fiel es ihm auf, daß er einer der Töchter seines Wirths begegnete, welche von einem Spaziergange im Mondscheine zurückkam. Nachdem er mit ihr darüber gescherzt hatte, begegnete er später auch der zweiten, und dann der dritten Schwester, und als er nun in die Letztere drang, ihm diese sonderbare Begegnung zu erklären, erfuhr er, daß die drei Schwestern jede Nacht, während seines Aufenthaltes unter dem Dache ihres Vaters, ohne

die Familie davon in Kenntniß zu setzen, in den Umgebungen des Hauses Wache hielten, wobei sie einander ablöseten, um ihren Gast gegen alle Entdeckung zu sichern.

Diese Züge hatte Adolph Zaliwsky, während er auf dem Gute des Grafen sich aufhielt, Abends beim Thee der Familie erzählt und sie trugen nicht wenig bei, die patriotische Begeisterung der jungen Frau bis zur Schwärmerei zu erhöhen.

Konarski war damals glücklich entkommen, indeß im Jahre 1839, also vier Jahre später, nachdem er das Land betreten hatte, wurde er ergriffen. Er hatte die Zwischenzeit mit einem stets regen Eifer benutzt, sowohl im russischen Polen, wie in Krakau und im Großherzogthum Posen die Empörung anzuregen und Verschwörungen zu organisiren.

Seine Gefangennehmung geschah im Oszmiana, in dem Orte, in welchem während der letzten polnischen Kriege ein so fürchterliches Blutbad durch einen russischen General angestellt war, welcher das muhamedanische Regiment, das aus türkischen Freibeutern und kaukasischen Renegaten bestand, über die unglücklichen Einwohner herfallen ließ. Er war durch einen Deutschen, Namens Frankenthal, der sein Gespräch mit einem Uhrmacher belauscht hatte, verrathen worden.

Man hatte ihn nach Wilna transportirt; ein Fürst Trubetzkoi, der Gouverneur des Orts, hatte die feige

Niederträchtigkeit, durch eine schändliche Behandlung des Gefangenen den russischen Namen zu schänden, indem er jedes Gefühl von Menschlichkeit und Gerechtigkeit verhöhnte.

Er ließ den Gefangenen in Fesseln vor sich führen und mißhandelte ihn mit Ohrfeigen. Konarski war noch stark genug, seine gefesselten Arme zu erheben und dem schamlosen Angreifer mit dem vollen Gewicht der Eisenketten einen furchtbaren Schlag auf den Kopf zu versetzen, so daß er zurücktaumelte. Anfangs hielt man den Schlag für nicht gefährlich; indeß an den Folgen desselben starb Trubetzkoi, zwei Jahre später. Die Nemesis hatte ihr Urtheil gefällt.

Nun aber gingen die Kerkerqualen gegen den Gefangenen an, die eine wahre Tortur waren, in einem Lande, wo die Folter schon seit einem Jahrhundert durch Gesetz abgeschafft ist.

Konarski weigerte sich standhaft irgend einen seiner Mitschuldigen zu nennen, obwohl mehr als achthundert Personen arretirt waren und mehrere derselben mit ihm conferirt wurden.

Der größte Theil von den Mißhandlungen, die er während seiner langen Einkerkerung erlitt, ist niemals bekannt geworden. Indeß was davon bekannt wurde, war genügend, um die ganze Scene in die tiefste Bar-

barei des Mittelalters zurück zu versetzen. Man weiß, daß, als er durch die Peitsche nicht zum Reden zu bringen war, man ihm scharf gesalzene Speisen gab und ihn dann durch Getränke, die man ihm im Fieber des brennenden Durstes vorhielt, vergeblich zum Sprechen zu bringen suchte. Man schritt nun zu der Peinigung der Entziehung des Schlafes, indem man ihn Tag und Nacht alle Paar Minuten aus dem Schlummer aufweckte und brennendes Siegellack auf ihn tröpfelte. Als alle diese Martern ihren Zweck nicht erreichten und der Gefangene von Tage zu Tage schwächer wurde, so daß man seinen Tod erwarten mußte, wollte man sich doch die Freude eines Justizfestes nicht versagen. Man stellte ihn vor ein Militärgericht und verurtheilte ihn zum Tode.

Als ihm dieser Spruch verkündet war, wendete er sich gegen seine Richter, indem er seine halbverbrannten Hände ausstreckte, und versicherte sie seiner Verzeihung für alle an ihm verübten Grausamkeiten in einer so rührenden Rede, daß er selbst seine hartherzigsten Richter zu Thränen rührte, und am Schluß betete er für alle seine Feinde.

So tief war der Eindruck, den Konarski's Benehmen selbst auf die hartherzigen Russen machte, daß zwei Officiere nacheinander sich weigerten, ihn erschießen zu lassen, und von dieser Zeit an verschwanden, wahrscheinlich heimlich nach Sibirien geschickt. Von allen geopfer-

ten Polen erregte sein Tod unter den Russen das meiste Mitgefühl. Selbst russische Officiere kauften heimlich die Ketten, worin er gequält und erschossen war, und ließen Ringe daraus machen, die von einer geheimen Gesellschaft getragen wurden, welche man kurz darauf entdeckte. In diese Verschwörung waren Subalterne einer ganzen Division der russischen Armee verwickelt gewesen.

Aber auch eine Dame war darin verwickelt, die hoffentlich dem Herzen unserer Leser näher befreundet ist, als alle jene achthundert Verhaftete, die mehr oder weniger bei den revolutionären Bewegungen jener Zeit betheiligt gewesen waren; wir meinen die Gräfin Aurelie.

10.

Wir wissen, daß die Gräfin Aurelie, begleitet von dem deutschen jungen Handwerker, der ihr seit der zartesten Jugend so innig befreundet war, sich auf die Flucht nach dem Großherzogthum Posen begeben hatte.

Das war nun freilich nicht anders möglich, als daß Beide einen jener kleinen polnischen Bauernwagen bestiegen, die, wenn ein Planken darüber gespannt ist, einer jener russischen Kibitken gleicht, in welchen der Verbannte nicht selten eine sechs Monate lange Reise nach dem fernen Sibirien zurücklegen muß.

In dem Dorfe diesseits des großen Moorwaldes

war dieses Fuhrwerk gemiethet worden. Ein polnischer Jude war wie gewöhnlich der Führer desselben. Da diese Leute in der Regel viel gewandter und schlauer sind, als der rohe polnische Bauer, so bedienen sich ihrer die Reisenden vorzugsweise, die dem Postfuhrwesen, das in Polen noch so sehr im Argen liegt, ein tüchtiges eigenes oder gemiethetes Gespann selbst für lange Reisen vorziehen.

Es war ein eigenes Gefühl, das Beide beherrschte, als sie dicht aneinander geschmiegt unter dem leinenen Plantaken, das über Reifen gespannt, gleichsam eine Laube über dem Strohlager bildete, worauf sie sich in mehr liegender als sitzender Stellung befanden. Ein dicht geflochtener Wagenkorb sicherte sie gegen Beschmutzung von Außen, und so würde diese Einrichtung des Wagens viel Behagliches gehabt haben, hätten nicht von Zeit zu Zeit die heftigen Stöße, wenn der Wagen über einen an vielen Stellen schon eingebrochenen Knüppeldamm rollte, die Reisenden hin und hergeworfen. Indeß hatte auch selbst diese unangenehme Situation ihre Reize. Johannes, der sonst bei aller Bescheidenheit sich fern hielt von jeder vertraulichen Annäherung an seine, im Range so hoch über ihm stehende Freundin, sah sich doch in solchen Fällen genöthigt, sie mit dem einen Arm zu umschlingen und das liebliche junge Weib an sich zu drücken, um zu verhindern, daß ihre zarten Glieder von

den heftigen Stößen des Wagens verletzt wurden; in solchen Momenten lag für ihn ein Gefühl von unaussprechlicher Glückseligkeit. Selbst für Aurelie war dieses unvermeidliche enge Anschließen an die Brust des von ihr in der geheimnißvollen Tiefe der Seele, wenn auch unbewußt geliebten Mannes überaus wohlthuend.

Sie wähnte in ihrer Unschuld und in der sittlichen Reinheit ihrer Gefühle, es sei nur das beruhigende Bewußtsein der vollständigen Sicherheit in den sie beschützenden Armen dieses Mannes, und doch war es die weit tiefere Empfindung einer Harmonie der Seelen und Körper, wie sie nur die Liebe gewährt.

Aurelie hatte in dem Dorfe, von wo aus ihre Flucht begann, die ihr reizend stehende Kleidung einer polnischen Bäuerin angelegt und die eigene nothdürftige Kleidung ihres Standes, sowie ihre persönlichen Legitimationspapiere befanden sich in einem ledernen Mantelsack, der in dem Strohbündel, worauf sie saßen, versteckt war.

Hatte diese Kleidung schon einen Theil der stolzen Scheidewand niedergerissen, die Beide trennte, so verschwand auch bald der letzte Gedanke daran durch die Macht der Liebe, die als rein menschliches Gefühl jeden Standesunterschied ausgleicht.

Auch Johannes' Geistes- und Herzensbildung, wenn auch nicht die der socialen Formen, hatte dazu beigetragen, jeden Standesunterschied unter ihnen auszugleichen,

und so war es denn nur noch die sittliche Achtung vor den Pflichten der verheiratheten Frau, die jetzt noch jede zärtliche Gefühlsergießung und jede Erklärung der innigsten Liebe in den Herzen beider Liebenden zurückhielt.

Wer nie so sittlich rein in solchen Verhältnissen gestanden hat, wird es sich kaum denken können, wie so innerlich glühend und doch so ätherisch durchgeistigt, so süß und schmerzlich zugleich bewegt dieses Verhältniß war, das sich beide Theile als ein Liebesverhältniß nicht denken konnten, ohne vor sich selbst zu erröthen und sich mit Vorwürfen zu belasten, ein Liebesverständniß, dem jede Seele zu entfliehen sich bemühte, während sie Beide schon Eins geworden waren in der reinsten, süßesten Verschmelzung.

Für Johannes' prosaisches Bürgerleben war dieser Blüthenduft einer ungeahnten Liebe eine hochpoetische, feenhafte Episode seines Daseins und für Aureliens kaltes, häusliches und gesellschaftliches Leben war es ein warmer, heiterer Sonnenblick, der mit klaren, blauen Himmelsaugen den kalten Nebel eines fröstelnden Daseins durchbrach.

Johannes fühlte es wohl von Beiden zuerst, daß das Hingeben an solche Gefühle etwas Gefährliches habe. Sein gesunder Takt brachte ihn auf ein Rettungsmittel, das wohl in vielen Fällen helfen mag gegen das Versinken in eine Gefühlswelt, auf die Politik des Tages.

Er sprach sich darüber aus in seiner Weise, erzählte seine Erlebnisse der Revolutionen von Paris, Brüssel und Braunschweig, deutete auf die verfehlten polnischen Revolutionen und Verschwörungen hin, auf das selbstsüchtige aristokratische Princip derselben und das unwürdige Ende derselben durch Verrath und niedrige Bestechlichkeit. Er schloß damit:

„Mögen Revolutionen ihre ideale Seite haben, indem sie die Erhebung des reinmenschlichen über niedere unnatürliche Herrschergelüste bezeichnen, so fordern sie doch auch die Hingebung der edelsten Seelen, wie sie selten noch oder niemals unser verkrüppeltes und in sittlicher Hinsicht so versunkenes Zeitalter hervorbringt. Daß es damit besser werde, ist in unsern Tagen und Zuständen nicht zu hoffen. Revolutionen in unserer unvollkommenen Welt werden immer ein Tummelplatz der schlechtesten Leidenschaften sein. Haß, Ehrgeiz, Habsucht, Wahn und Verblendung werden immer wieder von Neuem einen Kampf unter sich selbst beginnen, der im Innern jeder revolutionäre„ Bewegung eine Zerrissenheit erzeugt, die die legitime Gewalt am Ende stets zum leichtesten Siege führt. Revolutionen haben immer ihren Untergang, mindestens ihre Erfolglosigkeit gefördert in der Verächtlichkeit schlechter Subjecte, welche die so leicht zu gewinnende urtheilslose Volksgunst oft an die Spitze der Bewegung gehoben hat. Diese schlechten Subjecte,

die früher mit der allgemeinen Verachtung behaftet oder als unbedeutend, unbemerkt geblieben waren, sind es auch, die am Ende das sittliche Gefühl der achtbaren Bürger verletzen, welche jenes Verlangen nach Ruhe und Ordnung erzeugt, gegen welches keine Revolution länger Stand halten kann. Darum bin ich ein entschiedener Gegner aller Revolutionen. Ich weiß aus Erfahrung, daß bei den Zuständen, wie sie wirklich sind, selbst der drückendste Regierungsdespotismus und die schreiendsten Mißbräuche nicht halb so viel Unglück über ein Land bringen, als selbst eine glücklich durchgeführte Revolution, deren freisinnige Consequenzen am Ende immer wieder den zurückschlagenden Wellen der Reaction unterliegen. Aber ich weiß wohl, daß Revolutionen, wenn sie nicht durch Verschwörungen im engern Kreise gemacht sind, wie eine böse Frucht aus böser Saat naturwüchsig im Volke hervorwachsen und deshalb hasse und verwünsche ich die meineidigen Fürsten und verbrecherischen Minister, die um eitlen Souveränetätsgelüsten zu fröhnen, sich nicht scheuen, beschworene Verfassungen umzustürzen, damit sich selbst verachtet und das monarchische Princip verhaßt zu machen. Solche Machthaber, nebst Denen, die an keinen Fortschritt des Menschengeistes glauben wollen, sind es, welche Revolutionen heraufbeschwören aus dem tiefsten Grunde der Hölle, und deshalb Fluch ihnen, abermals Fluch und dreimal Fluch!"

Johannes hatte sich warm geredet in seinem loyalen Fanatismus, und damit glücklich aus seinem Herzen für einen Augenblick das Gefühl einer überwältigenden Liebe verbannt.

Doch jetzt nahm Aurelie das Wort.

„Ich kann," sprach sie, „meine Seele nicht so herabstimmen, um an die tiefe Erniedrigung des Menschengeschlechts zu glauben, welche Ihren, jede Revolution unbedingt verdammenden Ansichten vorschwebt. Mag die Erfahrung ihre trüben Welt- und Lebensansichten bestätigt haben, lieber Johannes, so fühle ich doch, daß keine edlere Menschennatur jemals mit Ihnen gehen kann. Es ist und bleibt etwas Göttliches in der Freiheit, in der Herrschaft der Vernunft, der Sittlichkeit und vom Volke, durch dessen Vertreter selbst gegebener Gesetze. Mag auch im Sturmdrange der Revolutionen, wo man Alles durch Aufregung der materiellen Volkskraft zu erreichen sucht, sich manches schlechte Subject durch die Gabe der Beredtsamkeit, durch communistisches Blendwerk und demokratische Schlagworte die Menge aufregen, und sei es zur ungeheuersten That; mögen Einzelne Verräther werden an der Volkssache, die sie noch eben vertheidigten, so erwachen doch auch in Zeiten solcher Bewegungen die edelsten Seelen, und die feurigsten Herzen schlagen für das Vaterland, an dessen Heil und Wohl sie freudig Gut und Blut setzen. Und da-

rum fördern Revolutionen, wenn sie ihren Boden haben, sei es in den mit Füßen getretenen Volksrechten, oder in der Abwehr der angegriffenen ewigen, unveräußerlichen Urrechte der Menschheit, die Civilisation und Humanität im Großen und Ganzen; sie sind die naturwüchsigen, ungerufenen Krisen, welche die schwersten Krankheiten der Menschheit am schnellsten heilen; sie sind die, wenn auch sturm- und regenvollen Gewitterwolken, welche auf dem großen Saatfelde der keimenden Civilisation die Frucht der höheren Gesittung endlich zur Reife bringt; sie sind die einzig mögliche Zuchtruthe für herrschsüchtige Despoten, denen weder Recht noch Billigkeit heilig ist, ihr herannahendes Grollen im Volksleben ist die Ladung des Vehmgerichts mit drei gewichtigen Hammerschlägen an den Thoren der Paläste meineidiger Fürsten."

„Ich erschrecke, Aurelie, Sie vertheidigen die Revolution und damit jedes Verbrechen des Hoch- und Landesverraths."

„Ich vertheidige nicht die Revolution, Johannes," sprach sie feierlich, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, „ich erkläre nur das Erscheinen solcher Phänomene in der Weltgeschichte und deute darauf hin, daß die edelsten Geister sich der Leitung der Revolution bemächtigen müssen, um den höheren Willen der Vorsehung, der Menschheit damit Gedeihen und Heil im

Fortschritt der Civilisation und gesetzlichen Freiheit zu bringen, eine Wahrheit werden zu lassen.“

„Können Sie hoffen, daß jemals in Polen eine Revolution diese Folgen haben wird?“

„Allerdings, aber nur wenn es gelingt sie siegreich durchzuführen. Uebrigens können die polnischen Revolutionen mit keiner andern verglichen werden. Sie haben vorerst nur ein Ziel vor Augen gehabt, das erst der höheren Gesittung den Boden ebenen soll; es ist der ungeheure, nie auszutilgende Drang des Volks, die von fremder Gewalt mit Füßen getretene Nationalität wiederherzustellen. Dieses nationale Bewußtsein ist tief in des Menschen Natur begründet. In einem edlen Volke, wie das der Polen, geht dieses Bewußtsein nicht unter, selbst nicht unter den Despotenschlägen der Knute und den ewigen Eisregionen Sibiriens. Die Nationalität ist eine hundertköpfige Hyder. Man schlage ihr einen Kopf nach dem andern ab, und es wird der letzte noch nicht abgeschlagen sein, wenn die ersten schon wieder gewachsen sind.“

11.

In diesem Augenblicke hielt das Gespann. Am Wege lag ein Mann in Bauerntracht.

Er hatte den Juden angerufen und ihn um Aufnahme gebeten, da er krank und verwundet sei. Der

Jude wendete sich zurück in den Wagen und fragte die unter dem Planlaken sitzende Herrschaft um Erlaubniß.

Augenblicklich wurde sie ihm zugesagt von der Gräfin Aurelie, und Johannes stieg vom Wagen, um dem Unglücklichen zu helfen. Nicht ohne Ueberraschung erkannte er den Flüchtling Konarski.

„Mein Himmel!“ rief er ihm zu, „wie kommen Sie hierher und in diesem Zustande?“

„Später will ich es erzählen,“ entgegnete der Verwundete; „jetzt bitte ich nur um augenblickliche Hülfe und schnelles Wegschaffen aus einer Gegend, wo man mich als Flüchtling bereits suchen wird.“

Johannes und der Jude führten den erschöpften Mann dem Wagen zu und hoben ihn hinauf.

Aurelie hatte unterdeß für den Hülfe Suchenden menschenfreundlich ein Strohlager zurecht gemacht. Jetzt erst erkannte sie ihn, nicht ohne Ueberraschung und erhöhte Theilnahme, aber auch Besorgniß für das Leben und die Sicherheit des von ihr hochgeachteten Patrioten. Nachdem sie mit weicher, geschickter Hand auf seine tiefe Stirnwunde einen Verband angelegt hatte, begann er zu erzählen:

„Auf der Flucht, nahe der posenschen Grenze, wurde ich von einem Commando Kosacken angehalten, vor den Officier geführt und erkannt. Es war ein rauher, unerbittlicher Mann, der den Polizeidienst mit

rücksichtsloser Strenge versah. Er ließ mir sogleich mit Stricken die Hände auf den Rücken binden und so wurde ich entwaffnet auf ein Pferd gesetzt und von zwei dazu commandirten Kosacken in die Mitte genommen und sollte, wie ich später erfuhr, nach Warschau transportirt werden; mir stand kein anderes Schicksal bevor, als vor ein Standgericht gestellt und erschossen, oder im günstigen Falle, mit dem nächsten Transport, ohne Weiteres nach Sibirien in die Bergwerke geschickt zu werden. Natürlich setzte ich Alles daran, meine Befreiung zu gewinnen. Da alle Verführungsversuche, die darauf berechnet waren, die Gutmüthigkeit dieser rauhen Krieger vom Don und Ural zu erweichen, fehlschlugen, so untersuchte ich mit der mir eigenen Biegsamkeit meines Handgelenkes den Knoten, womit mir die Hände auf den Rücken zusammengebunden waren. Ich fand, daß man die Menschlichkeit gehabt hatte, die Stränge nicht so fest zuzuschnüren, daß dadurch, wie oft geschah, eine Lähmung der Hände herbeigeführt wurde, und daß der Knoten sich leicht würde lösen lassen. Dieses verschob ich nun auf eine günstige Gelegenheit. In einem Walde, unweit von hier, löste ich unbemerkt meine Bande, griff blitzschnell den Schleppsäbel meines Nebenmannes an der rechten Seite, zog ihn rasch aus der Scheide und hieb damit den noch bewaffneten Kosacken, der auf meiner linken Seite ritt, vom Pferde.

Dieser Mann aber, ein alter Krieger von starkem Knochenbau, hatte seinen Säbel in der Hand getragen und im Fallen führte er noch einen furchtbaren Hieb gegen meinen Kopf, der mir diese tiefe Wunde an der Stirn beibrachte und mich fast betäubte. Doch ich hatte ihn zu gut in den Hals getroffen, um noch einen zweiten Hieb von ihm besorgen zu müssen. Er war vom Pferde gefallen und stand nicht wieder auf. Indem ich mich aber mit blutender Stirn gegen den zweiten Mann wendete, den ich entwaffnet zu haben glaubte, war dieser einige Schritte zur Seite gesprengt, zog ein Pistol aus der Satteltasche und schoß nach mir. Er traf nur zu gut den rechten Fleck auf der Brust, aber die starke Wattirung meines Rockes und besonders eine lederne Brieftasche mit Papieren, die ich in der Brusttasche trug, nahm der Pistolenkugel ihre Kraft. Ehe er wieder laden konnte, hatte ich mich in den Sattel des andern Kosackenpferdes geschwungen, schnell mich der Zügel und des Pistols in der Satteltasche bemächtigt und verfolgte nun mit gespanntem Hahne den andern Kosacken, der, ein schnelleres Pferd reitend, als das von mir erbeutete war, mit Windeseile davonjagte. Ich sandte ihm eine Kugel nach, die ihn wohl getroffen, aber nur leicht verwundet haben mochte; denn er zuckte zusammen, trieb das Pferd mit der Knute zu schnellerem Jagen an und war bald meinen Blicken verschwunden.“

„Jetzt erst dachte ich auf meine eigene Sicherheit. Ich jagte davon in entgegengesetzter Richtung hin. Dann aber mußte ich wieder einen Augenblick halten; meine Wunde blutete stark. Ich band mir mein seidenes Taschentuch fest um die Stirn und wollte weiter. Aber die Blutung war damit noch nicht gestillt, bald wurde mir schwarz vor den Augen, ich fühlte die Anwandlung eines Schwindels und konnte schon nicht mehr sehen, wohin ich ritt. Um nicht vom Pferde zu fallen, benutzte ich noch den letzten Moment des Bewußtseins und stieg ab, aber nur noch schwankend erreichte ich den Rand des Grabens, auf welchem Ihr mich jetzt gefunden habt. Als ich aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, war mein Pferd verschwunden. Zum Glück hörte ich Euren Wagen und finde nun bei Euch menschenfreundliche Hülfe, das möge Gott Euch lohnen. Doch müßt Ihr diese Richtung verlassen. Die Grenze nach Preußisch-Polen hin ist stark besetzt von einer dreifachen Kosackenlinie. Niemand wird herein oder hinaus gelassen, der nicht einen vom Fürsten Statthalter eigenhändig unterzeichneten Paß besitzt. Man weiß es, daß die polnische Emigration ihre revolutionäre Propaganda dorthin verlegt hat. Man will jede mögliche Ansteckung mit diesem vermeintlichen Peststoff vermeiden. Wir kommen nicht durch auf diesem Wege. Versuchen wir es auf der schlesischen Grenze.“

Nach diesen Mittheilungen wurde die eingeschlagene Richtung verlassen und auf Seitenwegen, nach Westen zu, fuhr der Wagen rasch davon.

Doch nicht lange nachher hörte man rasches Pferdegetrappel. Im nächsten Augenblicke waren unsere Reisenden von Kosacken umringt. Auf die barsche Anfrage zeigten die Gräfin Aurelie und Johannes ihre Legitimationspapiere. Konarski hatte keine. Gräfin Aurelie, Gemahlin des als Hochverräther angeklagten Grafen von Grabowski, ein Umstand, den sie noch nicht einmal wissen konnte, das genügte allein schon, die ganze Gesellschaft verdächtig zu finden und als Gefangene fortzuführen. Schon in der nächsten Kreisstadt wurde Konarski erkannt und zu seiner Aburtelung nach Warschau abgeführt.

In Warschau fand man seine Wunden, die durch die Reisen und Strapazen verschlimmert waren, so bedenklich, daß man ihn in ein Lazareth schickte und unter Aufsicht einer Wache stellte. Man übte diese Menschlichkeit, weil man das Opfer einer politischen Hinrichtung wenigstens lebend dem Richtplatz überliefern wollte. Konarski aber stellte sich kränker als er war. Als er völlig seine Kräfte wiederhergestellt fühlte, verlangte er in einer Nacht die letzte Oelung zu empfangen und bat, daß man einen Priester holen und ihn bis dahin allein lassen möge, damit er durch stilles Gebet sich zu der würdigen Empfangnahme der heiligen Sterbesacramente vorbereiten könne.

Seine Wächter und Wärter erfüllten als gute katholische Priester seinen Wunsch und ließen ihn allein. Rasch stand er nun auf, zog seine Kleider an, die sich, nach dem hier herrschenden Gebrauch, am Kopfende seines Bettes in einem hölzernen Kasten befanden, und da er beobachtet hatte, daß sich das Zimmer, worin er lag, im zweiten Stocke des Hauses befand, so konnte er leicht die Höhe desselben vom Boden berechnen, und er knüpfte schnell aus den, in Stücken zerrissenen Betttüchern eine Leine, mittelst welcher er sich in den Hof des Hauses herabließ, nachdem er zuvor nicht ohne Anstrengung einen der Eisenstäbe, womit das Fenster vergittert gewesen war, aus dem allerdings morsch gewordenen Fensterrahmen losgebrochen hatte. So kam er endlich auf den Lazarethhof, und von da über das Dach eines Schweinstalls und eine Mauer steigend, in's Freie.

Wir wissen, daß es ihm gelang, noch einige Jahre in Polen sich umherzutreiben und überall Verschwörungen anzustiften, bis er endlich, wie bereits erzählt ist, im Jahre 1839 verhaftet und nach vielen Martern hingerichtet wurde.

Die Gräfin Aurelie wurde aus einem Kerker in den andern geführt, und vielfach verhört über die vermeintlichen Umtriebe ihres Gatten und über die Aufnahme von Emissären der Propaganda in ihrem Schlosse,

ferner über ihr Verhältniß zu Konarski, dem man eine Deutung gab, welche sie mit Entrüstung von sich wies. Aber einer eigentlichen Mitschuld war sie nicht zu überführen und dennoch würde sie dem Geschick, nach Sibirien verwiesen zu werden, nicht entgangen sein, hätte sich nicht die Familie des russischen Gouverneurs der Stadt, gerührt von ihren Leiden, ihrer Schönheit und Bildung, bei so vielem Unglück, ihrer angenommen. Zum Glück gelang es dem Gouverneur, Grafen von Wasiljewitsch, ihre Befreiung auszuwirken, unter der Bedingung, daß sie versprach, für jetzt nicht nach Posen auf ihr Gut zu gehen, sondern sich der Familie des Grafen anzuschließen, der bald darauf nach Wilna versetzt, sie mit dorthin nahm.

Von alle dem wußte begreiflich Johannes nichts. Seine Papiere waren in Ordnung, wegen Konarski konnte man ihn keiner andern Theilnahme, als eines Acts der Menschenfreundlichkeit überführen. Er wurde also der Polizei übergeben, die denn nach einigen Verhandlungen beschloß, ihn ohne Weiteres über die Grenze nach Schlesien zurück zu schicken.

So kam denn Meister Johannes, nach einer der merkwürdigsten Episoden seines Lebens, in die Provinzialstadt seiner Niederlassung zurück, nicht ohne schwere Sorgen über das ihm unbekannte Geschick seiner geliebten Freundin.

Siebentes Kapitel.

Johannes' Einfluß auf die geselligen, sittlichen und gewerblichen Zustände seiner Stadt. — Aureliens Wiedersehen. — Johannes' Verheirathung mit Aurelien.

1.

Seine Seele war von Schmerz, Liebe und Sehnsucht erfüllt, aber als eine tüchtige, kräftige Natur gab er sich diesen Gefühlen nicht hin.

Er wußte wohl, daß Arbeit das beste Heilmittel für allen Seelenschmerz ist, und machte sich rüstig wieder an die Aufgabe seines Lebens: ein geschickter und fleißiger Handwerksmann und tüchtiger, braver Bürger zu sein, dem das Gemeinwohl am Herzen lag.

Man hat ein altes, deutsches Volkssprichwort, das da heißt:

„Den Geschickten hält man werth,
Den Ungeschickten Niemand begehrt!"

So erging es auch dem jungen Tischlermeister.

Kunden über Kunden fanden sich ein von weit und breit, selbst Möbelhändler aus Breslau und später aus Berlin, machten große und glänzende Bestellungen bei ihm und versahen ihn mit reichen Vorschüssen; die geschicktesten Gesellen suchten seine Werkstatt auf, denn immer weiter unter den Wandergesellen, selbst in den größten Hauptstädten, hatte sich der Ruf von seiner trefflichen Arbeit verbreitet und Johannes brauchte viele geschickte Gehülfen. Die Lehrlinge, die er zog, gehörten bald zu den geschicktesten Arbeitern. Mit väterlicher Freundlichkeit, aber auch ernster Strenge sorgte er für ihre wissenschaftliche, religiöse und sittliche Ausbildung; die etwa ausarteten, wurden erst verwarnt, dann, wenn sie sich nicht bessern wollten, entlassen. Völlerei, Faulheit und Liederlichkeit verzieh er nie. „Solche räudige Schafe", sagte er, „darf ich unter meiner Heerde nicht dulden," und machte den Ungerathenen fremd, ehe er die kleine Heerde fleißiger Arbeiter anstecken konnte, und wenn die Arbeit auch noch so dringend war, wenn der zu Entlassende auch ein angefangenes Stück unvollendet lassen mußte und wenn er der geschickteste seiner Arbeiter war, so sprach er: „Mein Haus soll keine Pflanzschule für Taugenichtse werden und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehen."

Aber eben diese Strenge erhielt sein Ansehen und seinen Credit aufrecht. Die wohlhabendsten Familien

schätzten es sich zur Ehre, für ihre Söhne diesen braven Bürger als Lehrherrn gewonnen zu haben. Er machte nicht die Sitte großer Städte mit, die Leute auf Kostgeld zu setzen, sondern sagte: „Nichts ist der Bildung junger Handwerker förderlicher, als ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß zwischen dem Meister und seinen Gesellen und Lehrlingen. Sie sind meine Familie, ich habe keine andere," erklärte er, „sie essen mit mir an einem Tisch und trinken mit mir aus einem Becher; sie wohnen und schlafen in meinem Hause und müssen sich meiner Hausordnung fügen: Punkt 10 Uhr wird die Hausthür geschlossen, wer nicht da ist, bleibt draußen. Kommt's noch einmal vor, so ist der Patron ein Spieler, Säufer und Nachtschwärmer und wird abgelohnt."

Das brauchte nur ein Paar Mal mit Ernst durchgeführt zu werden, so war bald Keiner mehr, der sich eine so schimpflichen Entlassung zuziehen wollte und selbst leichtsinnige und liederliche junge Berliner und Breslauer wurden hier gebessert.

Johannes gehörte aber auch keineswegs zu den Meistern, die, um selbst ein großes Haus machen und den Schein eines vornehmen Lebens führen zu können, am Lohn des Gesellen abknei pen und den Lehrling, wenn er längst schon tüchtig ist sein Brod zu verdienen, unter dem Vorwand, sich frei lernen zu müssen, noch Jahre lang Gesellenarbeit umsonst verrichten lassen.

Er sprach: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth! und wenn ich selbst etwas verdiene, so sollen auch meine Leute, die mir das Brod verdienen helfen, am Erwerb Theil nehmen.“

Und sein Verdienst war nicht unbedeutend, aber sein Geheimniß, das Holz so auszutrocknen, daß seine Möbel unter keinen Umständen die geringsten Risse erhielten, seine treffliche Beize und Politur und die äußerst geschmackvolle Form, bei der dauerhaftesten und vollendetsten Arbeit, gaben seinen Möbeln einen Werth und Preis, der bald höher stieg, als der vom Mahagoniholz. Dabei war die Bearbeitung dieser weichern Hölzer viel leichter und das Material an inländischen Hölzern kam ihm viel billiger zu stehen, als fremde Hölzer. Und so war es wohl begreiflich, daß sein Gewinn an einem schönen Stück Arbeit, das vielleicht nach Berlin oder Hamburg ging, oder zum Amöblement fürstlicher oder adliger Schlösser gehörte, viel bedeutender war, als sonst bei Tischlerarbeiten der Fall zu sein pflegt.

Dann machte es ihm eine wahre Freude, ein Drittel des genau berechneten reinen Gewinns den Gesellen auszuzahlen, die das Stück unter seiner Aufsicht und sorglichen Leitung gearbeitet hatten. Da er niemals einen solchen Antheil am Gewinn zum Voraus versprach, so durften die Arbeiter eine solche Gabe, die oft erst ein halbes Jahr später, nachdem die Arbeit längst vergessen

war, erfolgen konnte, als ein wahres Geschenk betrachtet und sie wurden dann auf das Freudigste davon überrascht.

Aber der Meister gab dergleichen Gewinnantheile nie, ohne die ernste Ermahnung hinzuzufügen, diesen unverhofften Gewinnantheil auch gut anzuwenden. Und das merkten sich die Gesellen bald. Wer die kleine Summe, die er so unerwartet in die Hände erhielt, verjubelte, vertraktirte, verspielte, oder im nutzlosen Kleiderstaat verschwendete, der durfte darauf rechnen, nie wieder eine Gratification dieser Art zu erhalten. Wer dagegen den Betrag in der Sparkasse anlegte, und darauf hielt der Meister viel, um so mehr, als seiner Einwirkung als Stadtverordneter die Stadt die Entstehung eines so gemeinnützigen Instituts zu danken hatte, der durfte darauf rechnen, daß er gewiß recht bald wieder auf ähnliche Weise erfreut werden würde.

In der Auswahl der Hölzer für seine Zwecke hatte Meister Johannes Hebelmann ein ganz eigenes Geschick. Sonntags, nach der Kirche trat er seine langen Spaziergänge in die benachbarten Forste an. Er führte ein kleines Beil bei sich, dessen Rücken eine Mahlhamme mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens enthielt. Fand er irgendwo einen kerngesunden, aber knorrig gewachsenen Baumstamm, so bezeichnete er ihn mit dem Mahlhammer und durfte immer gewiß sein, daß sich die

Forstbeamten eine Ehre daraus machen würden, dem berühmten Meister das Material zu seinen wahren Kunstwerken der Möbeltischlerei zu liefern.

Je mehr bei einem frugalen Leben, wenn auch Speise und Trank in seinem Hause in einer reichlichen und gesunden Hausmannskost und einem guten Glase Bier bestanden, sein Wohlstand sich erhöhte, um so größer wurden seine Holzvorräthe, die er Jahrelang liegen lassen konnte, wodurch das künstliche Austrocknen der Hölzer wesentlich erleichtert wurde.

Bald brauchte er sich nicht mehr auf bestellte Arbeit zu beschränken, sondern legte ein Magazin von Möbeln an, wozu weit und breit die Käufer hergereist kamen. Dieses Geschäft steigerte sich im Lauf von wenigen Jahren so, daß er bald die bedeutendste Möbelfabrik in ganz Schlesien hatte und leitete.

Von Jahr zu Jahr wurde er reicher und mit der Ausdehnung seines Geschäfts erweiterte sich sein Ansehen und sein Credit. Nach Verlauf von fünf Jahren erbaute er sich ein großes, massives Fabrikgebäude am Ufer des schiffbaren Flusses. Große lustige und trockene Holzschuppen, zum Aufbewahren der Nutzhölzer und kleine freundliche Arbeiterhäuser, jedes mit einem Gärtchen, einem Schweinekofen und einem Stück Kartoffelland versehen, schlossen sich auf der einen Seite seinem Etablissement an, und dort gab er seinen besten Arbeitern,

die sich verheirathen wollten, gegen geringen Pachtzins eine Wohnung, die ebenso gesund als angenehm lag und deren Pertinenzien solchen Familien den Lebensunterhalt erleichterten. Auf der andern Seite des Hauses lag ein großer freundlicher Garten mit feinen Obstbäumen und Weinreben, auch Blumen auf den Rabatten, nichts weniger als luxuriös angelegt. Die Beete dienten recht bürgerlich zum Gemüsebau; auch an Spargelbeeten und Erdbeerbeeten fehlte es nicht, doch enthielt er sich meistens dieser feinen Gemüse, da der Verkauf von Spargel, Erdbeeren und feinen Obstsorten, die Kosten der Erhaltung des Gartens und die Zinsen des Anlagekapitals deckten. Aus diesem Garten und einem nahen Ackerfelde wurden die Bedürfnisse seiner großen Haushaltung bestritten. Er beschäftigte einen Tapezierermeister, den er aus der Residenz hatte kommen lassen, weil in der kleinen Mittelstadt seines Wohnorts kein Tapezirer zu finden war, der die modernen, hochbauschenden Polsterarbeiten zu machen verstand.

Anfangs hatte er, um die Kosten dieser Anlagen zu bestreiten, ein Kapital auf Hypothek nehmen müssen, da er die bedeutenden Summen, die er im Geschäft stecken hatte, dort höher verwerthen konnte. Nach und nach trug er aber von den Ueberschüssen seines Erwerbs davon ab, so daß er nach Verlauf von zehn Jahren die herrliche Besitzung schuldenfrei hatte, wobei sein Ge-

schäft so schwunghaft ging, daß er mehr als fünfhundert Personen, an Männern, Weibern und Kindern, ihr gutes Brod gab.

Dabei war sich Johannes klar bewußt, daß er bei der großen Haushaltung, die er zu führen hatte, einer tüchtigen Hausfrau sehr bedürftig gewesen wäre; es fehlte auch dem jetzt so reichen und angesehenen Manne nicht an Vorschlägen, um eine sogenannte gute Partie zu machen. Und wenn er noch bedachte, daß er sich in einer Lage befand, die nichts weniger forderte, als bei einer Verheirathung auf Gold und Gut zu sehen und er dann wohl unter den frischen, jugendlichen Bürgertöchtern oder Landmädchen sich umsah, um eine Gattin zu finden, die, wenn auch arm, doch alle Eigenschaften besitzen würde, sein großes Hauswesen mit Fleiß und Geschick zu führen und nebenbei ihn zufrieden und glücklich zu machen, so konnte er doch kein rechtes Herz dafür gewinnen und verschob die Entscheidung immer weiter, von einem Jahre in das andere hinaus.

Zum Glück hatte er, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen und nach manchen unangenehmen Erfahrungen und erlebten Prellereien, eine recht brave, ältliche Wittwe gefunden, die gegen eine günstige Stellung das Amt einer Haushälterin bei ihm versah und mit Geschick und Erfolg verwaltete.

Und so gewöhnte er sich nach und nach an den

Gedanken, ledig zu bleiben und lebte sich in ein eheloses und freudenleeres Dasein so hinein, daß er an eine Veränderung dieses Zustandes nicht mehr denken mochte.

Oft genug bedachte er wohl: „Wozu bemühst du dich nur, Geld zu erwerben und deine, für die genügsamen Bedürfnisse weit ausreichenden Reichthümer noch zu vermehren? Du hast ja doch keine Kinder, die einmal Erben deines Fleißes sein könnten.“ Dann aber machte er sich Vorwürfe über solche Gedanken und sagte zu sich selbst: „Sind nicht alle Armen meine Kinder? könnte ich nicht Hunderte von darbenden Familien glücklich machen, durch meinen dereinstigen Nachlaß? könnte ich nicht nützliche und wohlthätige Stiftungen begründen in meinem Testamente, ja, zum Theil noch bei meiner Lebenszeit den Segen davon ernten und Freude am Gedeihen solcher Anstalten haben?

Diese Gedanken hatten etwas Beruhigendes für ihn. Er hatte doch nun ein höheres Ziel, wohin er strebte, und sein so warm und menschlich fühlendes Herz, das der Liebe für irgend ein anderes Weib, als Aurelie, nicht zugänglich war, öffnete sich von Tage zu Tage mehr und mehr der allgemeinen Menschenliebe.

So machte es ihm wahre Freude für die Verbesserung des Zustandes seiner Arbeiter und überhaupt des Arbeiterstandes zu sorgen, und alle Armen und Noth-

leidenden zu unterstützen, die sein Wohlthätigkeitssinn erreichen konnte.

Für solche Zwecke unterhielt er in seinen Fabrikgebäuden eine Freischule, in welchen nicht blos die Kinder seiner Arbeiter, sondern auch jedes arme Kind freien Unterricht bekam und noch eine Bibel und Schulbücher, nebst Schreibmaterialien, oft auch die nothdürftigste Kleidung, um anständig in der Schule erscheinen zu können.

Er besuchte selbst diese Schulen öfter, nahm an dem Unterricht Theil, lobte und erfreute die Fleißigen mit kleinen Geschenken und tadelte mit väterlichem Ernst die Nachlässigen und Unfleißigen, so daß er ein tiefes Schamgefühl und Nacheiferung in den jugendlichen Seelen erweckte und die Freude hatte, daß auch selbst verwahrloset gewesene Kinder fleißig und thätig wurden.

In dieser Schule wurde nicht die Zeit, wie das in so manchen Dorfschulen geschieht, mit Lehrgegenständen verloren, die einmal dem Stande der Arbeiter, oder dienenden Klasse nicht nützlich sein konnten. Dann wurde mit der Lehrschule eine tüchtige Arbeitsschule verbunden. Darin wurden die Kinder im Feinspinnen, Nähen und Stricken unterrichtet, nicht aber im Häkeln, Filetmachen oder Sticken, oder Perlensticken, wie das bisweilen in städtischen Industrieschulen geschieht, wo man sich bemüht, den Kindern eine Bildung weit über

ihren Stand hinaus zu geben, wodurch sie dann unzufrieden mit ihren Standesverhältnissen werden, sich der Putzsucht und Eitelkeit hingeben, unfähig und unlustig für ihren Beruf werden und sich ihr ganzes Leben unglücklich fühlen, wenn sie sich nicht dem Laster hingeben, um ihren Ansprüchen am verfeinerten Lebensgenuß fröhnen zu können.

Dafür hingen aber auch die Kinder an ihm, wie selten an einem rechten Vater. Wenn er über den Hof ging, so hingen sich an jede seiner Hände ein Paar der oft so lieblichen Kleinen und ein Dutzend schwärmte um ihn her; Alle freudig, schon beglückt, wenn er nur ein freundliches Wort mit ihnen sprach, und dabei doch zutraulich, artig und bescheiden.

Das waren die glücklichsten Augenblicke des gutherzigen Mannes, dem wohl nicht selten bei dem Gedanken: „Wenn doch eines dieser freundlichen Kinder das Deinige wäre!“ die hellen Thränen in die freundlichen blauen Augen traten.

Dann hatte er einen Prämien-Sparkassen-Verein gebildet. Durch Zusammentreten wohlhabender und wohlthätiger Männer und Frauen, wozu er selbst natürlich die meisten Beiträge gab, war es ermöglicht worden, daß diejenigen Arbeiter, deren Sparkassenbücher die längste Beharrlichkeit im Sparen nachwiesen und die die größten Einlagen in die Sparkasse gemacht hatten, eine Prämie

an Gelde erhielten, so daß sich ihr Zinsgenuß verdoppelte und verdreifachte. Das machte den Familienvätern Lust zum Sparen. Sie sahen sich bald im Besitz eines kleinen Kapitals, das sie immer noch zu vermehren suchten, um einst im Stande zu sein, sich ein Häuschen und Gärtchen anzukaufen, oder auch ein kleines Geschäft anzulegen, wodurch sie bei einer größern Anzahl von Kindern, oder bei etwa eintretender Altersschwäche, sich ihre und ihrer Familie Lebenstage erleichtern konnten.

Dann besoldete er einen Arzt für seine Arbeiter und gab ihnen freie Arznei. Dabei führte er eine Kranken-, Pensions- und Sterbe-Kasse ein, die so richtig berechnet war, daß jeder Kranke seinen Lohn, mit einiger Ermäßigung forterhielt, daß die invalid gewordenen Arbeiter wenigstens die Hälfte ihres Lohnes als Pension auf Lebenszeit erhielten und daß den Familien der Gestorbenen die Sorge für die Begräbnißkosten erleichtert wurde. Der Geist der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Wohlwollens, den er unter den Arbeitern hervorgerufen hatte, machte einem Jeden die kleinen Opfer leicht, welche er an jedem Lohntage in die gemeinschaftliche Kasse zu legen sich verpflichtet hatte. Dazu kam das Vertrauen in die tüchtige, gemeinschaftliche Verwaltung dieser Fonds, die, von selbst gewählten Vertrauensmännern geführt, unter seiner klugen Leitung und Controle, ihren gedeihlichen Fortgang hatte. Auch

Arbeiter, die nicht in seiner Fabrik standen, als Maurer- und Zimmergesellen, wurden bei diesem so nützlichen Institut gern zugelassen.

So hatte Johannes auch erkannt, daß solche Arbeiter, die, so zu sagen, von der Hand in den Mund leben, viel Schaden dadurch erleiden, wenn sie ihre Lebensbedürfnisse in kleinen Quantitäten von Verkäufern und kleinen Händlern kaufen müssen, indem diese doch auch vom Profit leben wollen und darum die Waare im Einzelnen viel theurer verkaufen, als sich dieselbe im Großen und Ganzen ankaufen läßt. Diese Vortheile nun den Arbeitern selbst zuzuwenden, war eine der Hauptrichtungen seiner gemeinnützigen Bestrebungen. Er veranlaßte die Arbeiter im Sommer, wo sie größern Verdienst und leichtern Lebensunterhalt hatten, einen Sparpfennig für Anschaffung der Winterbedürfnisse zurückzulegen. Dann besorgte er selbst, mit Hülfe eines Arbeiter-Comités, den Ankauf von Kartoffeln, Broden, Oel, Holz und Torf und Tuch zur Winterbekleidung, indem er alle Vortheile des Ankaufs zur günstigsten Jahreszeit und im Großen benutzte, und konnte dann die Familien erfreuen mit Vorräthen für den Winter, die ihnen nur geringe, kaum merklich verausgabte Kosten veranlaßt hatten.

Schon diese Einrichtungen hoben die Sittlichkeit und sparsame Lebensweise der Arbeiter, machte sie ge-

sund, froh und kräftig. Um aber noch mehr dahin zu wirken, besuchte er die Familien, lobte die reinlichen und ordentlichen Frauen, tadelte die nachlässigen und unordentlichen mit freundlichen, aber doch strengen Worten und erweckte einen Eifer und ein Ehrgefühl, um dem gütigen Fabrikherrn zu gefallen, daß man sicher wohl nirgend so reinliche und heitere Arbeiterwohnungen sah, als dort.

Eine seiner Sorgen war auf die Anlegung zweckmäßiger und holzersparender Stubenöfen gerichtet, wozu er gern auf Verlangen einen Vorschuß gab. Die meisten derselben waren mit einer Vorrichtung zum Kochen versehen und gewährten dadurch den Familien bedeutende Ersparnisse.

Auch die Bildung des Handwerkerstandes im Ganzen ließ er sich sehr angelegen sein. Er war keineswegs für Beschränkung der Gewerbefreiheit durch Wiederherstellung des alten Zunftzwanges, oder der strengen Abgrenzung der verschiedenen Gewerbe. „Die unbeschränkte Gewerbefreiheit", sprach er, „mag für den etablirten Gewerbsmann oft Unbequemes haben; der Zunftzwang giebt dem einmal niedergelassenen Meister, bei einer behaglichen Existenz, seine sichere Kundschaft und ohne Anstrengung ein gutes Auskommen; aber sie lähmt dadurch alle Kräfte, giebt dem fleißigsten und geschicktesten Arbeiter nur selten, unter besonders günstigen Umstän-

den, die Möglichkeit, sich selbst niederzulassen und macht es völlig unmöglich, mit dem gewerbfleißigen Auslande die Concurrenz auszuhalten. Gewerbefreiheit nöthigt den Gewerbtreibenden alle Kräfte anzustrengen. Das Publikum gewinnt dadurch an wohlfeiler Arbeit, die Production im Großen und Ganzen vermehrt sich, jeder tüchtige und fleißige Arbeiter findet seinen Platz, um seine Geschicklichkeit zu verwerthen; eine ungemeine Betriebsamkeit tritt an die Stelle der Lauheit und Flauheit, und so kann nur die entschiedenste Kurzsichtigkeit und der engherzigste Egoismus den höheren volkswirthschaftlichen Werth der Gewerbefreiheit verkennen."

In diesem Sinne stimmte er stets im Gewerk, sowie in der Stadtverordnetenversammlung und später, als er von dieser zum unbesoldeten Stadtrath erwählt war, als Magistratsmitglied für die Zulassung Derer, die sich als Meister in irgend einem Handwerk niederlassen wollten, sofern er sich nur überzeugte, daß ein solcher Mann genügende Geschicklichkeit und einiges Vermögen besaß, um nicht besorgen zu müssen, daß er gar bald der Stadtarmenkasse zufallen werde.

Der eigennützige und engherzige Bürgermeister, den wir früher haben kennen gelernt, war längst beseitigt und durch einen tüchtigen, aufgeklärten Mann ersetzt worden. Johannes hatte zwar seine, gegen ihn geübte

Prellerei nicht verrathen; aber als der Tag der Neuwahl kam, gab er ihm seine Stimme nicht und das genügte schon, um den unfähigen Mann mit Pension vom Amte zu entfernen.

Auch eine Sonntagsschule für die weitere Fortbildung von Lehrlingen und eine gemeinnützige Handwerkerbibliothek, war unter seiner Leitung und beträchtlichen Zuschüssen, die er freudig dazu gab, entstanden.

So entfaltete Johannes nach allen Seiten hin, als wackerer Bürger, die erfreulichste und segensreichste Wirksamkeit.

Sein Beispiel fand Nachahmung. Ueberall fand er Freunde und sein Rath fand unbedingt Beachtung. Die kleinliche Eifersucht seiner Handwerksgenossen, die ihm im Anfange entgegenstand, hatte längst aufgehört, denn er griff niemals in ihre Kundschaft ein und wies gern Aufträge von gröberen Arbeiten, als Bauarbeiten, oder Tische, Schemel und Bänke für Bauer- und Gaststuben, an seine ärmeren Mitmeister, die er, wenn sie es bedurften, von seinen bedeutenden Vorräthen an Holz gern mit Vorschüssen an dem nöthigen Material unterstützte.

Früher herrschte in der Stadt ein Luxus mit sogenannten Zweck- und Festessen, der manchen minder wohlhabenden Bürger ruinirte. Da wurde am 19. November jeden Jahres das Erinnerungsfest an die Be-

gründung der Städteordnung von 1808, nicht anders als mit Diner und Ball gefeiert, wobei das Couvert einen Thaler kostete und die Champagnerkorke knallten. Die Frauen und Töchter mußten dabei sein und in der Regel ein neues Kleid erhalten; da wurde nicht gefragt, ob die Familie sich in Schulden stecke, ob Frau und Kinder darben müßten. Es war einmal Sitte, der Anstand und die vermeintliche Bürgerehre erforderten solchen Luxus.

Ebenso waren die sogenannten Quartalversammlungen der Meister, von den verschiedenen Gewerken, nichts weiter, als eine kostspielige Völlerei, ein Eß- und Trinkgelage, das am folgenden Morgen den sogenannten Katzenjammer über die bleichen, gefurchten Gesichtszüge brachte. Man hielt dabei Austern und Caviar, Ungarwein, Rheinwein und Champagner für unerläßlich, und die an gröbere Kost gewöhnten Leute fanden nicht einmal Wohlgefallen an diesen Leckereien; aber die Mode wollte es so, ein Gewerk wollte es dem andern zuvorthun und auch diese Verschwendung legte den Grund zur Verarmung manches, sonst fleißigen Familienvaters.

Noch schlimmer war es bei den Schützenfesten. Da ging es acht und vierzehn Tage lang in Saus und Braus zu. Da wurde eine Uniformirung beschlossen mit Goldstickerei, die einige dreißig Thaler kostete. Je-

den Mittag gab es ein Diner, von 20 Sgr. bis 1 Thaler das Couvert; Champagner floß in Strömen. Abends wurde nach der Karte gespeist, oder einzelne Familien öffneten ihr Zelt gastfrei allen nahen und fernen Bekannten. Ueberall gingen mindestens die Ersparnisse eines ganzen Jahres darauf, wenn nicht Schulden gemacht wurden, die kaum jemals wieder gedeckt werden konnten. Man hörte hier und dort von Familien, die, um am Schützenfest recht glänzend und freigebig auftreten zu können, die Betten unterm Leibe fortnahmen und im Leihhause versetzten.

Eine weitere Folge dieses verschwenderischen Bürgerlebens war, daß die Handwerksmeister die Lust zum Selbstarbeiten verloren. Gewohnt, die Herren zu spielen, ließen sie ihr Geschäft gehen wie es wollte und brachten die Abende in der Bierstube zu, wo sie unglaubliche Massen von Weißbier oder baierischem Bier vertilgten und dazu ein gutes Abendbrod sich geben ließen. Auf solche Weise verpraßte ein Bürger in einem Abende oft mehr, als ein fleißiger Arbeiter in einer ganzen Woche verdienen konnte.

Um nun dazu die Mittel zu gewinnen, mußten die Gesellenlöhne auf das Niedrigste herabgedrückt und die Preise der Arbeit auf das Höchste überthenert werden. Die Folgen davon waren, daß die guten Gesellen entweder fortgingen, oder Complotte zur Arbeitseinstellung

und Erpressung eines billig zu erhöhenden Lohnes machten und die Kunden sich zurückzogen, die Verarmung und Entsittlichung in der Bürgerschaft immer mehr zunahm und dabei doch Hoffart, Eitelkeit und Völlerei ihre reichliche Nahrung fand.

So war es noch, als Johannes sich als Bürger in B . . . . niederließ. Er nahm sich vor, mit Ernst gegen dieses Unwesen einzuwirken.

Anfangs, als er von allen solchen Fest- und Zweckessen sich fern hielt und ohne Scheu erklärte, daß dieses viel zu kostbare Vergnügungen wären für einen redlichen Bürger, der ehrlich und rechtlich durch die Welt wolle, lächelte und spottete man über den Sonderling. Er ist noch ein junger Anfänger, hieß es, der nicht die Mittel hat, solche Fest- und Ehrentage des Bürgerstandes mitzumachen.

Anders aber war es, als er reich und angesehen geworden war. Da mied er nicht mehr solche Feste, aber er hatte Charakterfestigkeit genug, dabei seinen eigenen Weg zu gehen. Er setzte sich um 12 Uhr in seinem Hause, in der Mitte seiner Gesellen zu Tische und aß sich, bei gesundem Appetit, in seiner Hausmannskost recht satt; dann zog er seinen langen, blauen Oberrock, mit blanken Stahlknöpfen, an und begab sich nach dem Festmahl, setzte sich an seinen Platz und schob sein Couvert zurück und erklärte ganz unbefangen, daß er sich

der Sünde schämen würde, zwei bis fünf Thaler durch die Kehle zu jagen, wovon zehn arme Familien einen ganzen Tag leben könnten. Dann ließ er sich eine Stange Weißbier geben, stand auf, bat um's Wort und brachte einen Toast aus auf die Bürger, wie sie sein sollten, und in warmer Ansprache, mit einfachen klaren Worten setzte er auseinander, wie er sich denke, daß ein rechter und ächter deutscher Bürger leben müsse, um seinen Beruf zu erfüllen, für sich selbst und seine Familie wohlhabend zu werden und seinen Mitbürgern sich nützlich zu machen.

Jeder wußte, daß Meister Johannes damit nur sein eigenes Bild zeichnete; aber so hoch stand er damals schon in allgemeiner Achtung, daß Niemand mehr über seine Sonderbarkeit, wie man es nannte, zu lächeln wagte. Mancher der Anwesenden fühlte sich getroffen und legte schweigend Messer und Gabel hin und eine Flasche Champagner, diesem Glase Bier eines Ehrenmannes gegenüber, wagte kaum Einer noch zu fordern.

So gelang es ihm, nach und nach die Völlerei so kostbarer Gelage abzustellen. Er selbst war durchaus kein Feind der Geselligkeit, doch mußte diese nach seiner Ansicht in den Schranken des bürgerlichen Lebens bleiben. Davon gab er wieder ein gutes Beispiel. Er stiftete einen Männergesang-Verein, dem ein musikalisch gebildeter Cantor des Städtchens vorstand. Für diesen

Verein arrangirte er bisweilen ein gemeinschaftliches Abendessen, wobei für zehn Silbergroschen zwei Gerichte, mit Butterbrod und Käse gegeben wurde. Man trank dazu ein Glas Bier und war seelenvergnügt in der wechselnden Unterhaltung von Gesang und traulichen Gesprächen. Später am Tanz, wozu fünf Stadtmusikanten aufspielten, nahmen ältere und jüngere Männer, Frauen und Jungfrauen Theil. Putz und Prunksucht war dabei als lächerlich verbannt und nach dieser einfachen Weise, die jedenfalls mehr Vergnügen gewährt, weil sie keine Reue und Noth zur Folge hatte, wurden nach und nach auch die übrigen Bürger- und Handwerkerfeste eingerichtet.

Das wußte man ihm Dank von allen Seiten und man dachte, wenn der reichste und angesehenste Mann in der Stadt so einfach leben kann, so können wir es auch und damit nahmen Sittlichkeit und Wohlstand zu.

Auch für die Veredlung der arbeitenden Klasse wußte er zu sorgen. Er bildete den Handwerker-Verein, zu dem Meister und Gesellen für einen geringen Beitrag zutraten. In diesem Vereine wurden bald von gescheidten Männern populäre, wissenschaftliche Vorträge gehalten, bald Gesangsübungen angestellt. Gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge in der schönen Umgegend der Stadt, woran er stets neben dem geringsten

Gesellen Theil nahm, wußte er immer ebenso sittlich erheiternd, als belehrend zu machen.

So übte Johannes mit seinem schlichten, einfachen Bürgersinn, bei einem hohen Grad von innerer Bildung, einen allmälig mächtig werdenden, höchst wohlthätigen Einfluß auf die geselligen, sittlichen und gewerblichen Zustände der Stadt, in welcher mit der Zeit ein höheres gewerbliches Leben erwachte, daß gegen das Jahr 1845 hin die Provinzialstadt B . . . . zu den bedeutendsten und wohlhabendsten Fabrikstädten Schlesiens gerechnet wurde.

In dieser Zeit fiel ein Ereigniß, das seinem Privatleben eine wesentlich andere Richtung gab.

2.

Johannes hatte seine treue Wirthschafterin durch die Cholera verloren und bei seinem großartigen Haushalt gerieth er dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Indeß wurde ihm von einem nahen Gutsbesitzer ein noch ziemlich junges Mädchen als Wirthschaftsmamsell empfohlen. Sie war eine Waise und mittellos, aber gesund, kräftig und unermüdet, auch hinreichend erfahren in der Führung einer großen Wirthschaft.

Auguste war nichts weniger als hübsch, aber sie hatte freundliche, angenehme Züge, eine kerngesunde Ge-

sichtsfarbe und war eine derbe, kräftige Figur, nicht ohne Fülle der Formen.

Wenn Johannes das kluge, fleißige Mädchen so wirthschaften sah, so freuete er sich darüber und saß sie ihm am Tische gegenüber und sprach so verständig über wirthschaftliche Gegenstände, so schlich ihm erst ganz leise, dann immer lauter der Gedanke durch die Seele: „Das wäre eine Frau für dich! Hast du auch kein Herz voll Liebe für sie, so muß doch die gesunde Vernunft eine solche Heirath empfehlen. Und am Ende, wenn es weiter nichts ist, so machst du doch ein armes Mädchen dadurch glücklich und sie wird versorgt, wie sie es verdient, für die ganze Zeit ihres Lebens."

Einige Tage überlegte er sich die Sache und als sein Entschluß fest war, ergriff er eines Abends nach Tische, wie alle andern Tischgenossen hinausgegangen waren, ihre Hand und sagte es ihr mit einfachen klaren Worten.

Auguste aber erschrak; sie wurde wechselnd bleich und roth und wußte vor Befangenheit nicht, wohin sie blicken sollte. Sie hatte keine Antwort auf den Antrag.

Johannes glaubte natürlich, es sei nichts dahinter, als die Verlegenheit, welche durch den so bedeutenden Abstand der irdischen Glücksgüter des Herrn und der Dienerin erzeugt worden sei und redete ihr mit herzlichen Worten zu, sich die Sache zu überlegen und zu beschlafen,

und ihm morgen ganz unbefangen und ohne Rückhalt ihre wahre Meinung zu sagen. Er wolle ihr durchaus nicht zureden, denn sie müsse es selbst am besten wissen, ob sie das Vertrauen habe, mit ihm einen zufriedenen häuslichen Ehestand zu führen. Es sei ihm nicht gegeben, den zärtlichen, verliebten Gatten zu spielen, aber sie könne überzeugt sein, daß er es wahrhaft mit ihr gut meine, sonst würde er ihr einen solchen Antrag nicht gemacht haben. Ein glänzendes Loos, schloß er, könne und wolle er ihr nicht bieten, denn nichts könne ihn bewegen, von seiner einfachen, bürgerlichen Lebensweise abzugehen.

Auguste stand auf und antwortete nichts als: „Morgen!" Aber Thränen waren ihr in die freundlichen braunen Augen getreten. Sie gedachte ihrer guten seligen Mutter und wer weiß über was Anderes nach und ging auf ihr stilles Blumenstübchen, wo sie, wer weiß in welchen schwärmerischen Mädchengedanken, einen Rosenstock und ein Myrthenbäumchen pflegte.

Dort nahm sie das kleine Medaillenbild ihrer Mutter, das unter dem kleinen Spiegel hing, in die Hand, küßte es und kniete nieder am Kopfende ihres weißüberzogenen Bettchens. Sie betete, daß Gott sie erleuchten möge in dieser schweren Stunde einer so wichtigen Entscheidung.

Und nun klang es in ihr Ohr: „Nimm ihn,

nimm ihn! Du haſt doch dein Lebelang Brod und ein gutes, ſchönes Brod.“

Und ſie ſagte zu ſich ſelbſt, das iſt die Stimme meines guten ſeligen Mütterchens, das mir räth, den reichen Freier nicht auszuſchlagen. Solch ein Glück kommt einem armen Mädchen auch nicht alle Tage vor. Es wäre ſehr thöricht von mir, nein zu ſagen; alſo ja denn, ja in Gottes Namen. Und am Ende wohl zu leiden iſt der gütige Herr auch wohl und hilft Gott, ſo werde ich mit ihm auch recht leidlich glücklich ſein und auch ihn recht glücklich machen.

Dann nach einer Pauſe perlten wieder Thränen in ihren langen ſeidenen Wimpern; ſie bedeckte die Augen mit den Händen und ſprach mit gepreßtem Herzen ganz leiſe, leiſe, leiſe: „Armer, armer Wilhelm, aber aus uns Beiden konnte ja doch niemals ein Paar werden. Du haſt ja kein Brod für mich und wirſt es niemals gewinnen!“

Am andern Morgen brachte ſie ihrem guten Herrn das Jawort, was ihn ſehr erfreute, ohne ihn gerade in Entzückung zu verſetzen.

Als er ihr aber den Verlobungskuß gab, da lief es ihm doch ein wenig ſchaurig über die Haut. Es war ihm gerade ſo zu Sinne, als müſſe er ſich Vorwürfe machen, als habe er Aurelien die Treue gebro-

chen, die er ihr zwar mit Worten nicht geschworen, aber doch in der tiefsten Tiefe seines Herzens gelobt hatte.

3.

Zu den wohlthätigen Stiftungen, die Johannes begründet hatte, gehörte die eines Krankenhauses für hülfsbedürftige Personen aus den gebildeten Ständen. Es wurden darin aufgenommen rechtliche Dienstboten, Ladendiener und andere alleinstehende Personen, die krank geworden waren und in ihrer bisherigen Wohnung keine gute Krankenpflege finden konnten, sowie Durchreisende, die plötzlich krank wurden. Bemittelte Personen mußten einen mäßigen Beitrag zahlen, unbemittelte hatten Verpflegung, Arzt und Arznei umsonst.

Johannes versäumte es selten, die Kranken dieses Instituts zu besuchen und ihnen Trost und Hülfe zu bringen, die Correspondenz mit ihren entfernten Angehörigen zu führen, und dafür zu sorgen, daß ihre Verpflegung in gehöriger Ordnung war und dabei nichts versäumt wurde.

Die Märztage des Jahres 1848 waren vorüber. Während überall die Pariser, Wiener und Berliner Ereignisse den Zündstoff politischer Ereignisse verbreitet hatten und sich Demokratenclubbs bildeten, die Opposition gegen die Regierung machten, worin aufrührerische Reden, oft von den schlechtesten Subjecten gehalten und

Aufstände geleitet wurden, blieb in der Stadt B.... Alles ruhig und in den Schranken des Gesetzes. Johannes hatte eine Bürgerwehr begründet und war einstimmig zum Commandanten derselben erwählt. Sein Einfluß war so groß, daß demokratische Wühlereien nicht auftauchen konnten. Fremde Wühler wurden mit Schlägen fortgeschickt; die conservativ gesonnene Bürgerschaft hielt ihre Clubbs in diesem Sinne. Johannes sprach darin gut und beruhigend, mit einer hinreißenden Beredtsamkeit. Der Communismus unter den Arbeitern dieser Stadt fand keinen Eingang, denn es war für sie gesorgt worden und wenn ja einmal communistische Ideen und Schlagworte einige Theilnahme in beschränkten Köpfen gefunden hatten, so wendeten sich die Zweifelnden oder Die, denen man von einer gleichen Berechtigung aller Menschen an dem gleichen Genuß aller irdischen Glücksgüter vorgesprochen hatte, an Johannes und diesem gelang es leicht, sie zu einer vernünftigen Ueberzeugung zurückzuführen.

So war diese Stadt gleichsam das Asyl der Ordnung und der Ruhe und des gesetzlichen Sinnes der Einwohner, inmitten des übrigens so bewegten Schlesiens. Alle Geschäfte gingen ihren regelmäßigen Gang und Johannes hatte den Tag seiner Verheirathung mit seiner jungen Haushälterin Auguste festgestellt.

In seiner leidenschaftslosen Gemüthsruhe, womit

er diese Heirath als ein nothwendig abzumachendes Geschäft betrachtete, hatte er nicht bemerkt, daß Auguste täglich blässer und trauriger wurde. Ihr sonst so gesunder Appetit war ganz verloren gegangen und das sonst so kräftige Mädchen schlich manchmal wie ein Gespenst im Hause herum. Dabei that sie im vollen Maße ihre Pflicht und wenn sie ihn sah, lächelte sie so freundlich leidend, daß er wirklich auf die Idee kam, sie sei kränklich geworden und ihr einen Arzt sandte, der aber auch weiter nichts herausbringen konnte, als das arme Mädchen müßte gemüthskrank sein. Doch wollte sie weder gegen den Arzt, noch gegen ihren Verlobten mit der Sprache heraus; sondern behauptete immer, sie fühle sich vollkommen wohl.

Johannes hoffte von der warmen Jahreszeit eine Milderung ihres Zustandes, rieth ihr die Molkenkur und schob die Hochzeit, die nahe bevorstand, noch auf vier Wochen hinaus. Da flog eine flammende Röthe über Augustens bleichen Züge und eine merkliche Freude blitzte aus ihren Augen.

Johannes ging von ihr und schüttelte den Kopf.

Kaum war er in sein Geschäftszimmer getreten, als man ihm meldete, eine wahrscheinlich vornehme Dame, aber ärmlich gekleidet und vom Fieber befallen, sei auf einem Bauerwagen vom nächsten Dorfe in die Stadt gebracht worden und da sie weder Geld noch Geldeswerth

bei sich gehabt, so habe sie kein Wirth aufnehmen wollen, und darum habe sie endlich der Bürgermeister in das vorhin bezeichnete Krankenhaus bringen lassen. Uebrigens erklärte der Bauer, der ihm diese Nachricht brachte, daß sie mit einer Gemeinde-Reisefuhr in seinem Dorfe angekommen und weitergeschafft sei. Er wies dabei eine Schrift eines Gemeinde-Schulzen, aus einem etwa fünf Meilen entfernt liegenden Dorfe vor, worin es hieß:

„Diese kranke Vagabundin ist ohne Subsistenzmittel an einem Chausseegraben, innerhalb unserer Gemeindeflur gefunden worden und da wir nicht die Verpflichtung haben, sie aufzunehmen und sie über ihren Namen und ihr Herkommen keine Auskunft geben will, sondern nur gesagt hat, daß sie nach der Kreisstadt B . . . . habe wandern wollen, so soll sie in dieser Richtung hin, von Gemeinde zu Gemeinde, durch Reihedienste so lange gefahren werden, bis sie todt ist.“

Unterzeichnet:

Gebhardt Müller, Ortsschulze.

Das war ein entsetzlicher Fall, der das ganze menschliche Gefühl des Bürgers empörte. Er eilte sogleich nach dem Krankenhause und wurde dort auf das Höchste überrascht und auf das Tiefste schmerzlich erschüttert.

Die arme Kranke war keine Andere, als — Gräfin Aurelie.

Der erschütternde Moment eines solchen Wiedererkennens, unter so schmerzlichen Umständen, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

„So muß ich Sie wieder sehen, Aurelie?“ rief er aus und sank vor dem Sopha, worauf man die bleiche Kranke gelegt hatte, nieder und bedeckte ihre fieberkalten, bleichen Hände mit Küssen und Thränen.

„Ja, mein Freund, Gott hatte mich schwer geprüft; aber seiner Gnade habe ich es zu danken, daß wir uns noch einmal wiedersehen, ehe es mit mir am Ende ist; nun werde ich gern scheiden aus dieser Welt.“

„Nein,“ rief er, „nicht scheiden, leben, leben soll Aurelie und glücklich leben; all mein Hab und Gut ist ja das Ihrige, ich verdanke es ja Niemandem, als ihrem trefflichen verewigten Vater, der mir durch Bildung die Mittel gegeben hat, um mit Fleiß und Sparsamkeit ein wohlhabender Mann werden zu können.“

„Guter Johannes, mein Schutzgeist, mein Retter,“ sprach die Kranke und drückte matt seine treue Hand, „ich habe es mir wohl gedacht, daß ich hier Beistand finden würde, bis vielleicht meine Angelegenheiten einmal eine günstige Wendung nehmen werden. Und ich habe mich nicht geirrt. Wir werden noch mehr davon reden. Jetzt fühle ich mich zu schwach dazu und bedarf der Ruhe und der Sammlung zu einem innigen Dankgebet zu Gott.“

Johannes sagte: „Ich werde unter keiner Bedingung zugeben, daß meine hohe Freundin ein Stunde länger in diesem Krankenhause bleibt, als es Gesundheitsrücksichten fordern. Sobald das Fieber nachläßt, werde ich Sie abholen, theure Aurelie und in mein Haus einführen. Ein freundliches Stübchen und eine anmuthige Gartenpromenade kann ich zu Ihrer Verfügung stellen und meine Braut wird sich eine Freude daraus machen, liebevoll für Ihre Pflege zu sorgen."

„Braut?" rief Aurelie und wurde todtenblaß. Mit einer Ohnmacht kämpfend, drückte sie krampfhaft zuckend seine Hände, erst nach einer Pause sagte sie mit einem seltsam bittern Lachen und gepreßtem Athem: „Nun, ich gratulire, Johannes, gratulire bestens, daß Sie es mir nachmachen wollen; das kann mich nicht kränken, nein, wahrlich nicht, ich bin ja auch unserer kindischen Jugendliebe treulos geworden, bin auch vermählt, vielleicht noch Gattin, oder auch Wittwe, Gott allein weiß es! Gebe Gott Ihnen Glück in der Ehe, Johannes, mehr Glück, als ich in der meinigen gefunden habe; doch nun bitte ich noch einmal, verlassen Sie mich sogleich; wahrlich, ich bedarf der Ruhe."

„Morgen," sprach er mit beklommenem Herzen, „sehen wir uns wieder; morgen führe ich Sie in mein Haus, Aurelie."

„Niemals, niemals!“ rief sie, schmerzlich bewegt, aus, „im Unglück erträgt man Alles, nur nicht den Anblick des Glückes. Ich habe nur noch eine Bitte an Sie, es sei meine letzte, Johannes; führen Sie mich nicht in das Haus der Freude, sondern lassen Sie mich hier sterben, im Asyl der Leiden. Leben Sie wohl, Johannes; wir dürfen uns nicht wiedersehen, ich würde nur Ihr Glück zerstören, ohne das meinige begründen zu können.“

Johannes ging und überdachte sich sein Verhältniß. Er fühlte es tief, daß sein Herz keinen Raum für eine andere Liebe habe, seitdem er Diejenige wieder gesehen hatte, der es seit seiner zartesten Jugend gehörte. Er fühlte, daß er nicht die Macht über seine Gefühle hatte, um das Mädchen, dem er seine Hand verlobt hatte, glücklich zu machen. Er machte sich Vorwürfe, daß er die ihm Vertrauende durch eine liebeleere Ehe zu einem freudenlosen Dasein führen werde, und doch, als Mann von Ehre konnte er nicht zurücktreten. Er war entschlossen, sein Wort zu lösen, was es ihm auch kosten möge und erkannte es für nothwendig, Aurelie nicht wiederzusehen, um sich selbst und sie davor zu sichern, daß weder er, noch sie jemals ihre Pflicht verletzten.

Mit diesen Vorsätzen, die dem redlichen Manne

Ehre machen, erreichte er endlich gegen Abend, auf einigen Umwegen, sein für ihn jetzt so freudenloses Haus.

4.

Sein Pflichtgefühl gebot ihm, nun auch Augusten ein freundliches Wort zu sagen, um so mehr, je mehr er fühlte, daß es ihm jetzt gerade nicht so um's Herz war. „Die Unschuldige," dachte er, „soll nicht darunter leiden, daß es mir unmöglich ist, Liebe für sie zu fühlen.

Da er sie unten im Hause nicht fand, so begab er sich auf ihr Zimmer; dort war sie aber auch nicht anwesend.

Aber auf ihrem Nachttischchen am Fenster lag ein angefangener Brief, von ihrer Hand und ein geöffneter, von fester, männlicher Handschrift, lag daneben. Johannes hatte sich auf ihren Sessel gesetzt, um auf ihre Rückkehr zu warten. In trüben Gedanken versunken senkte sich sein Auge und er erblickte diese Scripturen.

Unter solchen Umständen vermögen wir ihm keine Vorwürfe daraus zu machen, wenn er die Briefe las. Aber nicht wenig wurde er dadurch überrascht, als er die Entdeckung machte, daß der eröffnet daliegende Brief vom ehemaligen Geliebten seiner Braut war, einem Verwalter auf dem Gute, wo sie früher als Wirth-

schafterin gedient hatte. Er sprach sich im tiefsten Schmerze über ihren Verlust aus; doch fügte er hinzu: „Die Vernunft könne nur ihren Entschluß billigen. Ihr Brodherr und jetziger Verlobter sei ein so ehrenwerther Mann, daß er, abgesehen von seinem Reichthum, es nur billigen könne, wenn sie seine Hand angenommen habe. Und wenn das Herz leer dabei bleibe, so sei sie doch damit für immer anständig versorgt. Er selbst habe sie viel zu lieb, schloß er, um nicht ihr Glück dem seinigen vorzuziehen. So gebe er ihr den Schwur, Kuß und Ring zurück; er werde ihren Anblick meiden, um sie nicht untreu an ihrer neuen Verpflichtung zu machen und wünsche ihr alles Heil, Glück und Segen für ihre neue Verbindung.“

Diesen herzlichen, wahrhaft redlichen Brief, der auch nicht den leisesten Schatten eines Vorwurfes für sie enthielt, hatte sie im gleichen Sinne zu beantworten angefangen.

Sie nahm mit den Ausdrücken der tiefsten Traurigkeit von ihm Abschied. „Ich folgte nur den Wünschen und Rathschlägen meiner guten seligen Mutter, die mir ein heiliges Vermächtniß sind. Ein verständiges Mädchen, sagte sie, darf bei der Entscheidung über die große Lebensfrage unseres Geschlechts niemals das Herz, sondern nur den Verstand zu Rathe ziehen. Wo übrigens die Verhältnisse günstig sind, da findet sich am Ende

Liebe von selbst in der Ehe. Und solche Vernunftheirathen machen oft glücklicher, als leidenschaftlich geschlossene Ehen. Leidenschaft, selbst die innigste Liebe verfliegt im sichern Besitz des geliebten Gegenstandes, nur gegenseitige Achtung geben ein dauernd glückliches Verhältniß."

So weit waren ihre Gedanken niedergeschrieben, als sie, wahrscheinlich durch wirthschaftliche Angelegenheiten abgerufen, vergessen hatte ihre Stube zuzuschließen, oder wenigstens die Briefe fortzulegen.

Johannes sah sich durch diese Entdeckung keineswegs unangenehm überrascht. Er wußte sogleich, was er nun zu thun hatte und sah darin eine Fügung Gottes, um mit Ehren eine Verbindung lösen zu können, die seinen Gefühlen so widerstrebte, nachdem er den Gegenstand seiner ersten und einzigen Liebe seines Lebens wiedergesehen hatte.

Als er noch darüber nachdachte, trat Auguste in's Zimmer und bemerkte nicht ohne Schreck, daß er gerade vor dem Tische saß, auf welchem die geheimnißvollen Briefe lagen.

In der Erwartung, daß er furchtbar zürnen werde, wagte sie nicht näher zu treten.

„Komm nur näher, liebe Auguste," sprach er und reichte ihr die Hand, „der Zufall hat mich heute zum Mitwisser Deines Geheimnisses gemacht. Ich danke

Gott, daß es noch zeitig genug geschehen ist, um größeres Unheil zu verhindern. Sei mir deshalb nicht böse; ich verdenke es Dir auch nicht, daß Du die gute Versorgung einer phantastischen Liebe vorgezogen hast. Es sei fern von mir, Herzen zu zerreißen, die Eins geworden sind in Liebe. Nun aber, da ich einmal in Deinem Vertrauen bin, so sage mir aufrichtig, wenn ich nun Deinem Geliebten eine gute Versorgung geben würde, vielleicht als Pachter eines Landgutes, das ich ankaufen werde, würdest Du dann wohl nicht glücklicher sein, wenn ich Dir Dein Wort zurückgebe und für Deine Zukunft und zugleich für die Deines Geliebten sorge, als wäret Ihr meine eigenen lieben Kinder."

„O, mein gütiger Herr!" sprach Auguste und Thränen stürzten aus ihren Augen, „o, dieser Edelmuth, dieses große, treffliche Herz, das sind Güter, die eines Weibes Lebensglück verbürgen, solche Gesinnungen erwecken Liebe, wo sie noch nie dagewesen ist. O, mein Himmel, fühlen Sie groß genug, mir meine frühere Liebe zu verzeihen, so fühle ich mich erhoben über jene Leidenschaft, ich liebe Sie als den Schöpfer meines Glückes. Sie wenigstens sollen nicht zurückstehen, im Wankelmuth eines armen, werthlosen Mädchenherzens; ich halte fest an meinem Ihnen gegebenen Wort und entsage meiner früheren thörichten Leidenschaft, thöricht, weil sie eine hoffnungslose Liebe war."

„Auguste," sprach er, „Du täuschest Dich selbst. Indem Du wähnst, Dich aufzugeben, würde mir ein großes Opfer sein, willst Du nicht mich dessen berauben, was Du für meinen liebsten Wunsch hältst. Die erste Liebe bleibt immer die innigste, darum kehre zurück zu derselben. Der Grund, der Dich vernünftiger Weise von ihm trennte, hat aufgehört. Du findest dort auch eine bescheidenen Ansprüchen genügende Versorgung."

„O, diese Großmuth!" sprach sie noch einmal, „wie könnte ich sie annehmen, ohne mich vor mir selbst zu schämen."

„So wisse denn," entgegnete er, „Du nimmst meinem Herzen damit eine drückende Fessel ab. Vertrauen gegen Vertrauen; auch ich liebe eine Andere, wenn auch ohne Hoffnung auf irdischen Besitz, doch so innig, daß es mich jetzt nur unglücklich machen würde, erhielte ich nicht mein Dir gegebenes Wort zurück."

Er erzählte ihr nun seine Liebe zu Aurelien und wie und wo er sie wiedergesehen habe und schloß damit: „Steht es einmal unwiderruflich im Buche des Schicksals geschrieben, daß niemals eine irdische Verbindung zwischen uns stattfinden kann, so soll auch keine Andere von mir Herz und Hand erlangen. Darum bitte und beschwöre ich Dich, Auguste, nimm mir meine Ketten ab, gieb mir meine Freiheit wieder!"

„O, mit tausend tausend Freuden, lieber, gütiger Herr! hier ist Ihr Ring zurück.“

„Und hier der Deinige!“ sprach er und sie wechselten abermals die Ringe; diesesmal aber im umgekehrten Sinne, als es früher der Fall gewesen war. „Nun,“ schloß er, „schreibe Deinem Geliebten einen andern Brief, schreibe ihm, daß er zurückkehre und vertrauensvoll sein Glück und das Deinige in meine Hände lege. Gebe der Himmel seinen Segen dazu. Uns hat Gott freundlich geschieden.

5.

Am folgenden Morgen begab sich Johannes wieder zu Aurelien, die er heute fiebernd fand.

Er erklärte ihr: „Heute komme ich als Vollberechtigter. Meine Verbindung mit meiner bisherigen Braut ist durch freundliches Uebereinkommen gelöset.“ Er erzählte ihr nun mit kurzen Worten den Hergang der Sache und sagte: „Nun, theure Aurelie, darf kein Bedenken Sie hindern, mein gastliches Haus als das Ihrige zu betrachten. Mein Herz und meine Hand sind frei.“

„Nicht aber die meinige, Johannes, mein Herz, das wissen Sie längst, ist das Ihrige; aber meine Hand ist nicht mehr frei und darum muß ich mit aller Kraft des Willens meine Neigung zurückziehen, um

nicht treulos zu werden an den, vor dem Altar beschworenen Verpflichtungen. Und da das menschliche Herz ein schwaches und gebrechliches Ding ist, so dürfen wir uns der Gefahr nicht aussetzen, unsere Pflichten zu verletzen. Ich darf nicht zu Ihnen ziehen."

Das sah er wohl ein und fügte sich darein, was er eine sittliche Nothwendigkeit nannte. Er bat sie, ihm nur die Ereignisse ihres Lebens zu erzählen, seit ihrer gewaltsamen Trennung im russischen Polen.

Nach ihrer Erzählung war sie mit der russischen Familie, die sich ihrer angenommen hatte, nach Wilna gezogen und hatte dort still und zurückgezogen gelebt. Als im Jahre 1839 Konarski, der damals entsprungen war, endlich auf's Neue zur Haft gebracht worden und nach Wilna transportirt war, wurden bekanntlich an 800 der Mitwissenschaft mit seinen Umtrieben verdächtige Personen eingezogen und inquirirt und da mochte man sich auch ihrer und des Umstandes erinnert haben, daß sie früher mit Konarski auf der Flucht ergriffen und festgenommen worden war. Man hoffte, durch sie neue Thatsachen, die diesen gefährlichen Emissär inculpiren würden, zu erfahren und brachte auch ihre Person wieder unter Schloß und Riegel.

Aurelie aber war zu keinem Geständnisse zu bringen. Die Kerkertyrannei, die man sie erdulden ließ, stählte nur ihre Charakterfestigkeit. Nachdem endlich Konarski

erschossen war, wozu kein russischer Officier das Commandowort hatte sprechen wollen, wurde sie im Jahre 1840 ihrer Haft entlassen. Sie kehrte zu der russischen Familie zurück, bei der sie abermals die freundlichste Aufnahme fand.

Dort aber rieth man ihr, sobald als möglich das russische Gebiet zu verlassen, denn jede Verhaftung würde sie bei dem herrschenden Spionniersystem neuen Ungelegenheiten aussetzen.

Jetzt erst erklärte Aurelie, das sei auch längst ihr Wunsch gewesen. Sie besitze noch im preußischen Polen ein kleines Gut, dorthin wünsche sie sich zurückzuziehen und fern von der Politik zu leben.

Der russische Rangofficier billigte ihren Entschluß; er wirkte ihr Pässe und Entlassungsschein aus dem russischen Unterthanenverbande aus und sie erreichte denn auch wirklich nach einer beschwerlichen Reise, ziemlich aber von allem Gelde, das sie der Unterstützung ihrer russischen Beschützer zu danken gehabt hatte, entblößt, ihr kleines Gut im polnischen Theile des Großherzogthums Posen.

Zum Glück war dieses von einem alten treuen Diener ihres väterlichen Hauses verwaltet worden. Dieser hatte seit einer Reihe von Jahren das Pachtgeld aufgespart, da er nicht wußte, wohin er es zahlen sollte, und so übergab er seiner Herrin, die den alten Mann

persönlich wiedererkannte, eine ziemlich bedeutende Geldsumme, wovon sie sich gut einrichten konnte.

Bekanntlich aber schwärmte man auch damals im Großherzogthum Posen für die Herstellung der polnischen Nationalität. Verschwörungen wurden angesponnen und Aufstände vorbereitet und leider ließ sich Aurelie hinreißen, tiefer, als es ihre deutsche Abkunft hätte erwarten lassen, sich in diese Nationalsache, die sie in ihrer Begeisterung für ein altes Heldenvolk so hochstellte, zu verwickeln.

Im Jahre 1845 kam bekanntlich die Verschwörung dort zum Ausbruch, die Insurrection unterlag und in den großartigsten Criminalprozeß, der jemals vor einem Geschwornengericht verhandelt worden war, wurde auch Aurelie, Gräfin Grabowsky verwickelt.

Von der Riesenassise zu Berlin wurde sie nebst 254 Polen angeklagt und verurtheilt, sie zu 20 Jahr Gefängniß, und darauf wurde sie in ihre Insolirzelle des neuen großartigen Gefangenhauses zu Moabit abgeführt.

Bekanntlich begnadigte der König in der Revolution des März 1848, zum großen Jubel des freudetrunkenen Publikums, alle gefangenen Polen. Auch Aurelie erhielt diese Begünstigung. Aber sie wollte an dem Triumphzuge der Gefangenen nicht Theil nehmen. Während Mieroslawsky vor dem Königsschloß und vor

der Universität in glänzenden Phrasen die Dankbarkeit der Polen und daß Polen künftig mit Preußen sich verbrüdern werde, versicherte, um später zum Lügner zu werden und Preußen durch neue Aufstände mit dem schändlichsten Undank zu belohnen, ging sie zu Fuß, mit wenigem Gelde versehen, nach dem Frankfurter Bahnhofe und trat die Reise nach Schlesien an, in der Absicht, ihren Jugendfreund in seinem Wohnorte aufzusuchen und um Rath zu fragen in ihrer verzweiflungsvollen Lage.

Nun aber war ihr das Geld ausgegangen, ehe sie ihr Ziel erreicht hatte. Die Eisenbahn wollte sie nicht weiter befördern und das unglückliche, hochgebildete Weib sah sich genöthigt, seine Reise zu Fuße fortzusetzen. So lange sie noch von ihrer standesgemäßen, wenn auch nothdürftigen Bekleidung das eine oder das andere Stück zu verkaufen hatte, konnte sie doch wenigstens in elenden Dorfschenken etwas Brod und Milch zur Nahrung und ein ärmliches Strohlager für die Nacht erhalten. Aber ganz konnte sie sich nicht entblößen; sie sah sich daher genöthigt, bei den Bauern um ein Stück Brod und einen Trunk zu betteln. Bei ihren seidenen Kleidern, die sie stets zu tragen gewohnt war, glaubte man nicht an ihre Armuth und nannte sie eine unverschämte Bettlerin und Vagabondin. Mehr als einmal wurde sie von Gensd'armen angehalten, denn ihre Kleidung war

sowohl im langen Gefängniß, als auch auf der beschwerlichen Reise so derangirt worden, daß sie allerdings verdächtig genug aussah. Doch wenn sie sich mit ihren Papieren als Gräfin Aurelie Grabowsky legitimirte und dann mit gebildeter Sprache, im Tone des tiefen Gefühls ihr Geschick und daß sie in den Aufstand im Posenschen verwickelt, zu zwanzig Jahr Gefängniß verurtheilt, durch die Gnade des Königs befreit worden sei, und dann hinzufügte, daß sie um keinen Preis in das noch unruhige Land zurückkehren wolle, sondern die Absicht habe, bei einem bürgerlichen Freunde in Schlesien ein stilles Asyl zu suchen, bis sie von dem Leben und Dasein ihres Gemahls einige Kunde erlangen würde, da gab ihr mancher gutherzige Polizist noch eine kleine Gabe, die nach seinen eigenen beschränkten Mitteln abgemessen war, mit auf den Weg und hieß sie in Gottes Namen weiter ziehen.

Bei Standesgenossen und Gutsbesitzern, wo sie gewiß eine ausreichende Hülfe gefunden haben würde, vorzusprechen, hinderte sie ein unüberwindliches Schamgefühl. Und so zog sie weiter, wie die ärmste Bettlerin, von Dorf zu Dorf, bis endlich ihr zarter Körper, der an die Lebensweise der höher gebildeten und mit Reichthum begabten Stände gewöhnt war, den Strapazen, Entbehrungen und zahllosen Gemüthsbewegungen unterlag.

Wir haben gesehen, wie sie krank am Graben ge-

funden, von den Bauern auf dem Schub nach B.... transportirt worden war.

Wohl niemals hat sich ein gebildetes Weib unglücklicher gefühlt, sowohl als Gattin eines elenden, ungeliebten Mannes, wie später im jahrelangen Kerker, vor dem öffentlichen Gericht und auf dieser beschwerlichen und schmachvollen Reise, und nun hier angelangt, sah sie wohl den Geliebten ihrer Jugend wieder, auch sorgte er wohl liebevoll für sie, aber sie hatte den Schmerz zu erfahren, daß auch er nicht mehr das Ideal von Liebe und Treue war, das ihr, wenn sie an den Jugendfreund dachte, herzerhebend und seelenstärkend vorgeschwebt hatte.

Wir können uns denken, mit welchen Gefühlen sie am andern Tage die friedliche Lösung dieses Bandes vernahm. Zwar für sich hatte sie nichts dadurch gewonnen, als die schöne Idee, daß nun wieder der Geliebte ihrer Jugend mit voller Hingebung der Seele an sie denken durfte; denn so lange sie nicht gewisse Kunde von dem Tode ihres Gemahls hatte, war sie gebunden nach dem Ritus der katholischen Kirche, dem auch sie angehörte, durch das unauflösliche Sacrament der Ehe, und so konnte nur ein geistiges Band der Liebe Beide vereinigen. Und das schon machte sie glücklich.

Johannes dagegen durchschaute mit praktischem Blicke ihre Lage und Verhältnisse. Er schlug ihr daher vor, als ihr Generalbevollmächtigter nach Polen und Posen

gehen zu wollen, um wo möglich noch zu retten was zu retten war und, zugleich sich zu bemühen, Nachrichten von ihrem Gemahl einzuziehen.

Gern ging sie darauf ein. Die gerichtliche Vollmacht wurde ausgestellt, ein Paß erlangt und für beide das Visa des Ministers des Auswärtigen in Berlin und dann noch des russischen Gesandten, Herrn von Meyendorf daselbst, durch den Oberpräsidenten von Schlesien, der dem achtbaren Fabrikherrn und Bürger von B... das günstigste Zeugniß gab.

Der Oberpräsident, einmal auf ihn aufmerksam gemacht, wirkte ihm noch die Verleihung des rothen Adlerordens vierter Klasse aus, welche Decoration in Rußland, besonders bei den Behörden in hoher Achtung stand, weil man damit die Ideen einer besonders treuen und loyalen Unterthangesinnung verband.

So ausgerüstet, auch mit einer Summe Geldes ausgestattet, die genügend war, manches russische Beamtenherz seinen Wünschen geneigt zu machen, trat er seine Reise an, nachdem seit jenem ersten Gespräch mehrere Wochen vergangen waren und Aurelie sich hatte bewegen lassen, in seinem großen und schönen Hause Wohnung und Pflege anzunehmen.

Auguste, die durch die Fürsorge ihres gütigen Herrn ihre Wünsche erreicht hatte, wurde die treue Pflegerin und bald auch Freundin der kranken Gräfin.

Johannes' Abwesenheit dauerte zehn Wochen, eine Ewigkeit für das kranke Herz Aureliens, die sich immer heißer nach der Rückkehr ihres geliebten Freundes sehnte.

Seine Briefe hatten etwas ungemein Beruhigendes für sie. Die Tage ihrer Ankunft waren Festtage für sie, obwohl er mit keinem Wort über den Erfolg oder Nichterfolg seiner Sendung schrieb und auch kein Wort von Liebe darin vorkam. Aber wer, wie eine gefühlvolle Frau mit den zartesten Fühlfäden einer tief im Herzen wohnenden Liebe, zwischen den Zeilen dieser Briefe zu lesen verstand, wußte wohl, daß er so heiter nicht schreiben konnte, wenn ihre Angelegenheiten nicht günstig standen und nicht so schöne, hochpoetische Schilderungen seiner Reise zu liefern vermochte, wenn seine Seele nicht in Liebe schwamm. Und das machte Aurelien so glücklich, daß endlich Gemüthserheiterung, gute Pflege und ein tüchtiger Arzt über leibliches Unwohlsein siegten. Aurelie, jetzt schon in den dreißiger Lebensjahren, aber noch immer wohl conservirt, blühte wieder auf wie eine hundertblätterige Rose, und als Johannes nach einer Abwesenheit von zehn Wochen, im Spätherbste des Jahres 1848, von seiner Reise zurückkehrte, fühlte er sich überrascht und hingerissen durch die Schönheit des blühenden Weibes, in der Fülle der reiferen Entfaltung des weiblichen Daseins.

6.

Nach den ersten freudigen Scenen des Wiedersehens gab er ihr Rechenschaft von den Erfolgen seiner Mission.

Zuerst legte er ihr eine Brieftasche, gefüllt mit preußischen Werthpapieren und Wechseln von angesehenen Warschauer Häusern, auf den Schooß.

„Hier," sprach er, mit der Trockenheit eines Geschäftsmannes, „65,360 Thaler in guten Papieren. Die genaue Berechnung liegt dabei. Es ist der auf die Güter des Grafen in Polen hypothekarisch eingetragene Betrag Ihres Eingebrachten, soviel davon unter ungünstigen Umständen gerettet werden konnte, und der Kaufpreis Ihres Gutes im Großherzogthum Posen, welches von der so gerechten preußischen Regierung, als Besitzthum einer Begnadigten, aus dem Sequester wieder freigegeben ist. Wie es mir möglich war, diese Erfolge zu erlangen, werde ich ein andermal berichten."

Aurelie äußerte kaum eine Spur von Freude. Sie sagte nichts, als: „Ich danke" und legte das Portefeuille neben sich auf den Tisch.

Was sie in diesem Augenblicke rasch fühlte, dürfen wir wohl verrathen, da sie selbst es später enthüllt hat.

Sie hatte sich während Johannes' Abwesenheit in den Gedanken hineingelebt, ein Geschöpf seiner Liebe zu sein. Alle Wohlthaten, die sie ihm zu verdanken hatte,

waren nur von Werth für sie, als Beweise seiner innigsten Liebe. Die höhere Weiblichkeit gleicht einer Schlingpflanze, die sich nicht wohlfühlt und in ihrem innersten Leben verkümmert, wenn sie ihr Geschick nicht an den Stamm eines stärkeren Mannes anschließen konnte und von diesem Anschließen, dem einzig möglichen als verheirathete Frau, machte sie jetzt der Erwerb eines selbstständigen Vermögens wieder los, und darum machte ihr ein solcher plötzlicher Glücksfall, wie man den unerwarteten Erwerb einer so bedeutenden Geldsumme zu nennen pflegt, keine Freude.

Ein anderer Gegenstand seiner Mission lag ihr näher am Herzen. Mit fast tonloser Stimme fragte sie, ob er Nachrichten von ihrem Gatten mitgebracht habe?

Sehr ernst sagte Johannes: „Auf den Verdacht hin, daß er die Kosacken absichtlich in die Falle geführt habe, damit sie von seinen Bauern erschlagen würden, wurde er verurtheilt, nach Sibirien deportirt zu werden. Auf der Reise dorthin erlag der ohnehin schon kränkliche Mann den Anstrengungen und rohen Mißhandlungen."

„Todt?" rief Aurelie mit einem Ausdruck von Schreck, menschlichem Mitgefühl und tief aus der Seele quellender Hoffnung und Freude.

„Hier ist sein Todtenschein," sprach Johannes feierlich, mit dem Ernst, den eine solche Mittheilung in edlen Gemüthern stets hervorbringt. Weit entfernt war

er dabei von dem Gedanken, daß diese Wendung im Geschick, bei der großen Standesverschiedenheit zwischen dem Handwerker und der nun wieder reich gewordenen Gräfin, irgend eine günstige Rückwirkung auf sein eigenes Geschick haben könne.

Beide waren indeß tief ergriffen. Eine lange Pause des Schweigens von beiden Seiten erfolgte; aber Aurelie sah ihn an mit schwimmenden Augen. Er schlug seine Blicke nieder, gedrückt von dem Gedanken: „Nun bedarf sie deiner Hülfe nicht mehr und ist und bleibt nun ewig verloren für dich.“

Da legte Aurelie ihre Hand auf die seinige. Seine Blicke hoben sich und er fühlte sich wonnig durchschauert durch ihren glühenden Liebesblick.

„Johannes,“ sprach sie weich, „liebst Du mich noch?“

„Welche Frage?“ entgegnete er, „meine Seele wird mit Ihnen gehen, wenn Sie fortziehen von mir, um nie mich wieder zu sehen.“

„Johannes,“ fuhr sie inniger fort, „von Dir gehen, das vermag ich nicht; aber wenn Du Liebe für mich hegst, und dessen bin ich gewiß, so empfange meine Hand für's ganze Leben und werde mein Gatte.“

„Ich?“ rief er erschrocken aus, „ein schlichter Bürger, ein einfacher Handwerker und Sie, Aurelie, eine reiche Gräfin.“

„Du, Johannes, ein edler Mensch und ich ein fühlendes Weib; vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, sind wir Beide gleichberechtigt, einander zu lieben und zu ehelichen. Als Bettlerin, wie ich es noch vor einer Stunde war, hätte ich es nie gewagt, Dir meine Hand zu bieten und wenn Du sie mir botest, sie anzunehmen. Aber im Vermögen Dir gleich, darf ich wohl den ersten Schritt wagen, ein Standesvorurtheil abzustreifen, das für eine höher begabte Menschennatur keine Bedeutung mehr haben kann. Ich bin und bleibe die Deinige. Mann meiner einzigen Liebe, die mit mir durch das ganze Leben ging, ich würde Deine Knie umklammern, wenn Du mich fort von Deiner Schwelle würfest. Darum noch einmal die Frage, die Gräfin habe ich abgeschüttelt, willst Du des liebenden Weibes geliebter Gatte sein, so gieb mir ein Zeichen Deiner Zustimmung.“

Mit Thränen im Auge und Lächeln im Herzen küßte er ihre Hand, sie sank an seine Brust und die Verbindung Beider für das Leben war geschlossen.

Schon nach wenigen Wochen feierten sie ihre stille Hochzeit. Wenn er auch aus zarter Rücksicht für seine Gattin sich einigermaßen bequemte, von ihren Gewohnheiten des verfeinerten Lebens Einiges anzunehmen, so blieb er doch im Wesentlichen und seiner Gesinnung nach Bürger durch und durch.

Aurelie lehnte es stets ab, wenn man sie anfangs aus Artigkeit Frau Gräfin nannte. „Ich bin ja nichts," sagte sie, „als eine einfache schlichte Bürgersfrau. Ein kräftiger, wohlhabender Bürgerstand", fügte sie alsdann auch wohl hinzu, „bildet ja die Säulen des Staates. Ich rechne es mir zur Ehre, den für eine aufgeklärte Zeit, im Niveau der allgemeinen Bildung nicht mehr passenden feudalistischen Adelsvorurtheilen entsagt zu haben und bin stolz darauf, eine Bürgerin dieser guten Stadt geworden zu sein."

In einfacher, aber geschmackvoller Kleidung besuchte sie am Arm ihres Gatten die wohlhabenden Bürgerfrauen der Stadt und gewann durch Herzlichkeit, ohne fühlbare Herablassung Aller Herzen. Aber auch in die Hütten der Armen ging sie, um dort den Segen einer mit Klugheit gespendeten Wohlthätigkeit zu verbreiten und die reinlichen Wohnungen der Arbeiter besuchte sie, um durch freundlichen Zuspruch auf Sittlichkeit, Sparsamkeit und gute Kinderzucht zu wirken.

Ihr Vermögen wurde auf den Ankauf eines in der Nähe der Stadt liegenden, schönen und fruchtbaren Landgutes angelegt und Augustens Verlobter, Herr Ritter, wurde der bedeutend begünstigte Pächter desselben und bald darauf Augustens glücklicher Gatte.

Als im Jahre 1849 die öffentliche Meinung ihren Umschwung zu Gunsten des Königs und der gesetzlichen Gewalt gewonnen hatte und die gemäßigte Verfassung vom 5. December und später nach der Auflösung der noch auf breitester Grundlage gewählten Kammern von Seiten des Ministeriums Brandenburg durchgeführt war,

wurde Johannes mit großer Stimmenmajorität, als Deputirter seines Wahlbezirks in Schlesien, zum Mitglied der ersten Kammer gewählt. Dieses Mandat war der Höhepunkt seines bürgerlichen Lebens. Er machte sich durch seine praktische Tüchtigkeit und tiefe Kenntnisse, bei einer natürlichen klaren Rednergabe, dem Staate sehr nützlich.

Während dieser seiner Anwesenheit in Berlin, erhielt er von seiner Gattin aus Schlesien die eigenhändig geschriebene Nachricht, daß sie ihm einen Sohn geboren habe und sich den Umständen nach wohl befinde.

Wer war glücklicher als Johannes. Nun hatte er einen Erben seines redlich erworbenen Vermögens, nun wußte er, wofür er arbeitete, und mit neuen Kräften begab er sich an die kräftige Erweiterung seines Geschäfts und an die Förderung der höheren Aufgaben eines achtbaren Bürgerstandes.

Das Wiedersehen der Gatten war ein unbeschreiblich glückliches. Ihr Blick in die Zukunft heiter und gesichert und lächeln mußten Beide, als ein Gevatterbrief einlief, der ihn um Annahme einer Pathenstelle für die neugeborne Tochter seiner vormaligen Braut ersuchte.

So gestalten sich menschliche Geschicke oft noch freundlich, wenn sie auch auf rauhen und dornenvollen Lebenswegen zu den Pforten des Glückes führen, wenn nur die Grundlage der Redlichkeit und des rein menschlich achtbaren Sinnes und Strebens nicht fehlt.

Ende.